P. o. germ.

1894 L (24

Wieland

Exx.38

24.

C. M. Wielands

sämmtliche Werke.

Vier und zwanzigster Band.

REGIM: INFANT: PRINZ OTTO

Vermischte Aufsätze, literarischen, filosofischen und historischen Inhalts.

Mit Großherzoglich Badischem gnädigstem Privilegio.

Carlsruhe,
im Büreau der deutschen Classiker.
1815.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Inhalt.

I. Sendschreiben an einen jungen Dichter.

II. Was ist Wahrheit?

III. Filosofie als Kunst zu leben und Heilkunst der Seele betrachtet.

IV. Ueber den Hang der Menschen an Magie und Geistererscheinungen zu glauben.

V. Ueber die ältesten Zeitkürzungsspiele.

VI. Ueber die Ideale der griechischen Künstler.

VII. Die pythagorischen Frauen.

VIII. Ehrenrettung der Aspasia, Julia und Faustina.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

C. M. WIELANDS

vermischte Aufsätze

philosophischen und historischen

Inhalts.

Mit Grosh. Badischem gnädigstem Privilegio.

CARLSRUHE

im Bureau der deutschen Classiker.

1815.

Sendschreiben

an

einen jungen Dichter.

Geschrieben im Jahr 1782.

Bayerische
Staats-
Bibliothek
München

Nun wohlan denn, mein junger Freund! niemand kann seinem Schicksal entrinnen; und wenn auch Sie zum Lorberkranz und dunkeln Kämmerchen des göttlichen Tasso, oder zum Spital und Nachruhm des Portugiesen Kamoens bestimmt sind, kann ich schwacher Sterblicher es verhindern?

Ich habe Ihre Beichte gehört, und den ganzen Fall wohl erwogen. Ihr innerer Beruf scheint in der That keinem Zweifel unterworfen zu seyn.

Eine so scharfe Stimmung aller äußern und innern Sinne, daß der leiseste Hauch der Natur das ganze Organ der Seele, gleich einer Aeolsharfe, harmonisch ertönen macht, und jede Empfindung die Melodie des Objekts, wie das schönste Echo, im reinsten Einklang, verschönert zurück giebt, und, so wie sie stufenweise verhallt, immer lieblicher wird.

Ein Gedächtniß, worin nichts verloren geht, aber alles sich unmerklich zu jener feinen, bildsamen, halb geistigen Masse amalgamiert, woraus die Fantasie ihre eigenen neuen Zauberschöpfungen hervor haucht.

Eine Einbildungskraft, die durch einen unfreywilligen innern Trieb alles Einzelne idealisiert, alles Abstrakte in bestimmte Formen kleidet, und unvermerkt dem bloßen Zeichen immer die Sache selbst oder ein ähnliches Bild unterschiebt; kurz, die alles Geistige verkörpert, alles Materielle zu Geist reinigt und veredelt.

Eine zarte und warme, von jedem Anhauch auflodernde Seele, ganz Nerv, Empfindung und Mitgefühl, die sich nichts todtes, nichts fühllofes in der Natur denken kann, sondern immer bereit ist, ihren Ueberschwang von Leben, Gefühl und Leidenschaft allen Dingen um sich her mitzutheilen; immer mit der behendesten Leichtigkeit andre in sich, und sich in andre verwandelt.

Eine von der ersten Jugend an erklärte, sich nie verläugnende leidenschaftliche Liebe zum Wunderbaren, Schönen und Erhabenen in der fysischen und moralischen Welt.

Ein Herz, das bey jeder edlen That hoch empor schlägt, vor jeder schlechten, feigherzigen, gefühllosen, mit Abscheu zurück schaudert.

Zu allem diesem, bey dem heitersten Sinne und leichtesten Blut, ein angeborner Hang zum Nachsinnen, zum Forschen in sich selbst, zum Verfolgen seiner Gedanken, zum Schwärmen in der Ideenwelt — und, bey der geselligsten Gemüthsart und der zärtlichsten Lebhaftigkeit der sympathetischen Neigungen, eine immer vorschlagende Liebe zur Einsamkeit, zur Stille

der Wälder, zu allem was die Ruhe der Sinne befördert, allem was die Seele von den Gewichten erleichtert, wodurch sie in ihrem eigenthümlichen freyen Fluge gehemmt wird, oder was sie von den Zerstreuungen befreyt, die ihr inneres Geschäft stören.

Freylich, wenn dieß alles nicht natürliche Anlage zu einem künftigen Dichter ist, nicht hinreicht einem Jüngling Sicherheit zu geben, daß es (mit dem Filosofen der Dichter zu reden) die Musen selbst seyen, die ihm die schöne Raserey zugeschickt, die er eben so wenig, als Virgils Kumäische Sybille den profetischen Gott, von sich schütteln kann —

Seyn Sie ruhig, mein Freund! Ich erkenne und ehre den unauslöschlichen Karakter, wodurch die Natur Sie zum Priester der Musen geweiht hat: und da es, nach dem göttlichen Plato, bloß darauf ankommt, daß die Musenwuth, *) um die schönsten Wirkungen zu thun, eine zarte und ungefärbte Seele **) ergreife; so müßte ich mich sehr an Ihnen irren, oder Sie werden der Theorie unsers Filosofen Ehre machen.

Ich möchte es eben nicht für ein untrügliches Kennzeichen eines ächten innern Berufs annehmen; aber wenigstens pflegt sich fast immer bey künftigen Virtuosen, bey Dichtern, Mahlern u. s. w. von der ersten Jugend an ein beynahe unwiderstehlicher Trieb zu der Kunst, in welcher sie vor-

---

*) ἡ απο Μουσων μανια.

**) ψυχην ἀπαλην και αβαπτον.

trefflich zu werden bestimmt sind, zu äußern — und auch dieses Zeichen der Erwählung findet sich an Ihnen, mein junger Freund.

„Ich kann mich, (sagen Sie mir) so weit ich in meine ersten Lebensjahre zurück zu sehen vermag, keiner Zeit erinnern, wo ich nicht Verse gemacht hätte. Die angeborne Empfindlichkeit meines Ohrs für die Musik schöner Verse — die Wollust, in welcher ich schwamm, wenn ich mir schon als Knabe gewisse vorzüglich schön versificierte Stellen in alten oder neuern Dichtern, besonders in der Aeneis und in Horazens Oden, laut vordeklamirte — das häufige Wiederhohlen und Verweilen bey solchen Stellen, an denen sich, auch wenn ich sie still las, ich weiß nicht welch ein inwendiges geistiges Ohr, womit mich die Natur beschenkt hat, wie am verhallenden Nachklange des Gesanges der Musen, weidete — alles dieß kam bey mir dem Unterrichte zuvor: und so fand sichs, daß ich alle Arten von Versen machte und eine Menge von Regeln beobachtete, eh' ich den mindesten gelehrten Begriff von Prosodie, Rhythmus, poetischem Numerus, nachahmender Harmonie, und dergleichen hatte. Nichts glich meiner Liebe zu den Dichtern als die Leichtigkeit womit ich sie verstand, das Interesse, das sie mir einflößten, und die beynahe ekstatische Entzückung, in welcher ich Stundenlang im Genuß einer vorzüglich schönen Stelle, und in den Visionen, die dadurch in meiner Seele veranlaßt wurden, verharrete. Ueber meinem Virgil, Haller, Milton, und Klopstocks ersten fünf Gesängen, vergaß ich

Essen und Trinken, Spiel, Schlaf, mich selbst und die ganze Welt. — Ich erfuhr zwar von früher Jugend an, von Seiten derer, denen meine Erziehung von natürlicher oder bezahlter Pflicht wegen oblag, den nehmlichen Widerstand, womit Ovid, Ariost, Tasso, Marino, und so viele andere berühmte Dichter zu kämpfen hatten. Aber die stärkere Natur siegte, und der Genius oder Kobold (wie Sie ihn lieber nennen wollen) der mich besaß, wollte mich weder in gutem noch bösem austreiben lassen. Wenn ich auch keine Verse machte, meine musenfeindlichen Aufseher hatten damit wenig gewonnen. Alle Ideen und Kenntnisse, womit sie meine Seele voll zu stopfen beflissen waren, fielen entweder wieder durch, oder verwandelten sich in poetischen Stoff. Was ich nur trieb, Metafysik, Moral, Naturlehre, Geschichte, Politik, alles wurde in mir zu Epopee und Drama; und während uns der Lehrer mit der Miene eines Mystagogen die Leibnitzische Monadologie erklärte, entwickelte sich in meiner Einbildungskraft der Plan eines Gedichts über den Ursprung der Venus aus Meerschaum; oder ich ließ die Bildsäule Pygmalions sich vor meinen Augen beleben, oder erklärte mir, wie das große Principium der Orfischen Kosmogonie, die Liebe, gleich der Leier Amfions, durch ihre Anziehungskraft die Elemente in eine Welt habe zusammen fügen können. —"

Was kann ich Ihnen, mein Lieber, gegen Thatsachen von dieser Stärke einwenden? — Ich glaube meine eigene Geschichte zu hören.

Alles dieß war, von Wort zu Wort, vor fünf und dreyßig Jahren mein eigner Fall, und wenn ich Sie, nach so deutlichen Fingerzeigen der Natur, gleichwohl noch am diesseitigen Ufer des gefährlichen Rubikon aufhalten möchte; so habe ich wenigstens ganz andre Ursachen dazu, als Mißtrauen in Ihre Anlage und Fähigkeiten.

Schon die ersten Blumen des fruchtbaren Bodens, der Ihnen zu Theil geworden ist, so bescheiden Sie selbst davon denken, würden hinlänglich seyn, mir von Ihnen die schönsten Hoffnungen zu machen; und um so gewissere, eben darum weil Sie, bey einem so entschiedenen Naturberuf und so vielen Vorübungen und Studien von mehrern Jahren, noch immer so wenig mit Ihren eignen Produkten zufrieden sind, und durch einen Beyfall, den Sie zu verdienen Sich nicht bereden können, beynahe eben so sehr beleidigt werden als andre durch den gerechtesten Tadel. Ich kenne kein entscheidendres Merkmal eines wahren Talents als — diese Schwierigkeit sich selbst ein Genüge zu thun; dieses unermüdete Höherstreben; diese unaffektierte Verachtung dessen, was man schon ist, gegen das, was man noch werden zu können sich getraut; und dieses feine Gefühl für die Schönheiten in den Werken andrer, und für die Mängel in seinen eigenen: — Eigenschaften, die ich so oft an Ihnen wahrzunehmen Gelegenheit habe, und die bey jungen und alten Dichtern so selten sind.

Staunen Sie mich immer an so viel sie wollen, mein Lieber! Aber gerade meine so wohl be-

gründete Ueberzeugung, daß Mutter Natur wirklich die Absicht hatte einen Dichter aus Ihnen zu machen, und daß Sie, wenn Sie Sich Ihrem Hang überlassen, ganz Dichter und also für alle andre Lebensarten verloren seyn werden, gerade dieß ists, was mich für Sie zittern macht. Unglücklicher Weise hat die gute Mutter an alles, nur nicht an den einzigen großen Punkt gedacht, daß Plutus zu ihrem Plan hätte beygezogen werden müssen. Wie konnte sie vergessen, daß die Dichter, so wenig als die Paradiesvögel, von Blumendüften leben können; und daß gerade der Mann, dem alle Elementargeister zu Gebote stehen, und dem es nur einen Federzug kostet um die herrlichste Zaubertafel aus der Erde hervor steigen zu lassen, unter allen Menschen in der Welt dem Hungersterben am nächsten ist, wenn nicht zufälliger Weise irgend ein mitleidiger Genius (auf den übrigens nie zu rechnen ist) besser für ihn gesorgt hat, als die Natur, die Musen — und er selbst?

Ein andres wäre, wenn Sie die Miene hätten, dem weisen Rathe zu folgen, den Herr Klinggut seinem Freunde giebt,*) die Poeterey (mit der es, wie er meint, doch immer in allem Betracht eine unsichre Sache ist) bloß als Nebenwerk neben einem einträglichen Amte oder einer andern ehrbaren gelehrten oder bürgerlichen Nahrung zu treiben. Ruft dich dann einmahl, sagt Herr Klinggut, ein schöner Tag in deinen Garten,

*) S. dessen Episteln. Erstes Heft. S. 22. u. f.

Dein Kaffee und die Vögel warten
Nebst deinen Blumen schon auf dich;
Du wirst entzückt, du freu'st dich inniglich,
Du kennst schon die Natur und sie kennt dich,
Und eh' du's merkst, macht sie dich selbst zum Dichter;
Ruft dann die Kurie als Richter,
Dein Amt, dein Haus, dein Freund, nichts auf der Welt, dich ab:
So eil' und lauf' in vollem Trab,
Hohl' dir ein Blatt Papier und schreibe,
Von keinem bessern Zeitvertreibe
Gereizt, den ganzen langen Tag,
Und schick's nach Dessau in Verlag.

Das ist doch eine Art sich mit der Natur und den Musen auf einen Fuß zu setzen, wobey man noch ziemlich leidlich wegkommt! Aber die Verse, die man so nach Dessau in Verlag schickt, sind denn freylich auch darnach; und man muß gestehen, daß die Dichter vom engern Ausschusse sich gewöhnlich anders dazu angeschickt haben. Wer nur alsdann Verse macht, wenn er sonst auf der Gotteswelt nichts zu thun weiß, wird gerade so ein Dichter seyn, wie einer, der sich nur in verlornen Stunden mit Mahlerey abgeben wollte, ein Raffael seyn würde.

Was ich Ihnen hier sage bleibt unter uns. Bewahren mich die Grazien, daß ich die Herren, die ihre verlornen Stunden so gut zu benutzen wissen, in ihrem Zeitvertreibe beeinträchtigen wollte! — Genug, Sie, mein junger Freund, sind, zu Ihrem Glück oder Unglück, keiner von dieser Kategorie. Ihre Liebe zur Muse ist eine ernst-

hafte Leidenschaft, die das Schicksal Ihres Lebens entscheiden wird.

Sie werden überall, in allen Vorfallenheiten, Verhältnissen, Geschäften, Händeln, Leiden und Freuden Ihres Erdewallens, Dichter seyn; immer denken, fühlen, reden, handeln, wie nur ein Dichter denkt, fühlt, spricht und handelt: und, wenn Sie auch zehn Jahre hinter einander keinen einzigen Vers gemacht hätten, so wird doch alles, was Sie in diesen zehn Jahren gesehen, gehört, versucht, gethan und gelitten haben, entweder Poesie gewesen oder zu Poesie geworden seyn; und es werden am Ende dieser (dem Anschein nach) für die Musen verlornen Periode Ihres Lebens mehr Keime und Embryonen von Gedichten aller Art in Ihrer Seele liegen, als Sie, wenn Sie auch Bodmers oder Nestors Jahre erreichten, nicht auszubrüten Zeit haben würden.

Aber, ach! dieß ists nicht allein. Sie werden auch Thorheiten begehen, die nur ein Dichter begehen kann — werden mit dem glücklichsten Kopfe, mit dem besten Herzen, alle Augenblicke in einem falschen Lichte vor der Welt stehen; immer Klagen und Vorwürfe hören, und doch immer nur Sich selbst Schaden thun; und, wie Sie es auch anstellen mögen, um die Welt zu überzeugen daß Sie ein unschuldiges harmloses wohlmeinendes Wesen sind, wird man Sie doch immer als ein Wunderthier anstaunen, in dessen Art zu denken und zu seyn die Leute sich nicht finden können, und in dessen Verstand oder Herz alle Augenblicke mächtige Zweifel gesetzt werden.

Alles dieß, mein Lieber, verbreitet sehr unangenehme Folgen auf das Leben eines Menschen, der mit diesem bewunderten und verachteten, beneideten und verhaßten, geschmeichelten und fast immer schlecht belohnten Talente begabt ist, das ihm so sonderbare Vorzüge vor den gewöhnlichen Menschen, so viel Gewalt über ihre Einbildungskraft, und so unerschöpfliche Mittel sich selbst zu helfen — in der seinigen giebt. Das goldne λαθε βιωσας.

Der unbemerkte schmale Pfad durchs Leben, *) der ewige Wunsch aller Seelen, die zum stillen Genusse der Natur und zum Leben mit ihren eigenen Ideen geboren sind, wird für Sie der Baum des Tantalus werden. Eine verhaßte Celebrität, der Sie unmöglich entgehen können, wird Ihre Ruhe vergiften, und einen unversieglichen Schwall von tausend nichtswürdigen aber nur desto beschwerlichern kleinen Plagen über Sie ergießen, die Ihnen nicht einmahl die arme Täuschung übrig lassen werden, Sich für das Vergnügen, das Sie der Welt machen, wenigstens mit Liebe belohnt zu glauben.

Eine Musenliebe, wie die Ihrige, endet sich gewöhnlich wie die Leidenschaft eines unerfahrnen Paars von Turteltaubenseelen, die einander statt alles andern Brautschatzes einen unermeßlichen Schatz von Zärtlichkeit zubringen, und

in

*) Fallentis semita vitae. Horat. Ep. 18.

in dem süßen Wahne, daß die Liebe sie ewig speisen und tränken werde, aller Vorkehrungen gegen die Bedürfnisse des Lebens vergessen haben. Der bezauberte Liebhaber ist vollkommen versichert, daß an der Seite seiner Geliebten eine Strohhütte ein Feenpalast sey; daß er, bey den Strahlen aus ihren Augen keines Lichts, an ihrem wärmenden Busen keiner Feuerung, kurz, in dem Ocean von Wonne, worin seine trunkene Seele taumelt, gleich den Göttern im Himmel, nichts bedürfe als — daß der süße Wahn ewig daure! Aber, das ists eben worauf man vergebens gerechnet hat!

Man hat nicht bedacht, daß Stunden, Tage, Monate, vielleicht ganze Jahre, kommen werden, wo die Fantasie, ihrer Zauberkraft beraubt, uns dem unangenehmen Gefühle des Gegenwärtigen Preis giebt; und daß sie (vermöge ihrer immer täuschenden Natur) die Uebel, die uns drücken, eben so sehr vergrößert, als sie in glücklichen Stunden das Angenehme unsers Zustandes erhöhet. Man hat nicht bedacht, daß, wenn es auch in der Natur wäre, aus dem schönen Endymions-Traume, worein sie uns versenkt hat, nimmer von uns selbst zu erwachen, doch gewiß die nüchternen Leute um uns her, aus gutem oder bösem Willen, nicht ermangeln würden, uns so lange zu schütteln und zu rütteln, bis sie uns den schlimmen Streich gespielt hätten, der jenem Korinthier von seinen Anverwandten wiederfuhr, da sie ihm so lange Niesewurz gaben, bis die herrlichen Tragödien verschwanden, die er auf der leeren Schaubühne zu sehen glaubte.

Dieser Umstand allein wäre schon hinlänglich, alle meine Besorgnisse bey dem Lebenswege, den Sie einzuschlagen begriffen sind, zu rechtfertigen. Ein wahrer Dichter — (so selten auch, nach Versichrung des vorbelobten Herrn Klinggut, die Louisd'or und — die Zuckermandeln bey ihm sind *) — befindet sich doch ungefähr in eben der Lage gegen die Welt, worin sich ein Besitzer des Steins der Weisen befinden würde. Beide könnten vielleicht, jener mit seinem Talisman im Kopf und Herzen, und dieser mit seinem Pulver in der Tasche, glücklich seyn; wenn nur eine Möglichkeit wäre, ihr Geheimniß vor der ganzen Welt zu verbergen. Aber da dieß nicht wohl angeht, so mögen sich beide darauf verlassen, daß man Mittel genug finden wird, sie für den Vortheil, den sie vor andern wackern Leuten haben, büßen zu lassen!

Wenn ich, mein Lieber, so viel für das Glück ihres künftigen Lebens fürchte, so sind die Louisd'or und die Zuckermandeln wohl

---

*) Und seine Louisd'or? Da steht's nun auch so so!
Mit Groschen hört man bey der Wasserflasche
Wohl einen Dichter in der Tasche
Noch klimpern, wenn er eben froh
Sein Schweißgeld zählt; doch Gold — ho! ho!
Ein Bömisch Dorf! — Nein, Gold und Zucker-
mandeln,
Konfekte, Wein und Ordensband
Sind unser einem nur dem Nahmen nach bekannt.

Episteln, S. 21.

das wenigste was mir im Sinne liegt. Der letztern, mit allem Zubehör von Konfekten und Weinen, (die Ordensbänder etwa ausgenommen) werden Sie vielleicht nur zu oft zu schmecken bekommen; und zu so viel Gold, als ein Dichter braucht, der eben keine Ansprüche an eine Villa — wie Boileau's und Pope's, oder gar an ein Ferney macht, wird wohl auch noch Rath werden. Horaz speißte so oft er wollte an den Tafeln der großen in Rom; wohnte so oft und so lange es ihm gefiel in dem prächtigen Hause Mäcens, oder in seiner herrlichen Villa zu Tibur; hatte sein eigenes kleines Sabinum — kannte beynahe keine andre Plagen, als die er, durch das Unglück Roms erster Lyrischer Dichter zu seyn, von den Autoren, vom Publikum und von seiner Celebrität zu leiden hatte; und fand sich doch öfters so davon zusammen gedrückt, daß ihm, bey aller seiner Liebe zu den Musen, in der Ungeduld die Lästerung entfuhr: Der Henker sollte ihn hohlen, wenn er seine Zeit nicht lieber verschlafen als Verse machen wollte.

Lesen Sie, was dieser liebenswürdige Dichter — der ein eben so feiner Weltmann als ein Mann von Genie und auserlesenen Kenntnissen war — an vielen Stellen seiner Briefe (besonders im neunzehnten an Mäcen, und im zweyten des zweyten Buchs an Julius Florus) von den Ungemächlichkeiten und Drangsalen des poetischen Berufs sagt; und lesen Sie, wenn Sie wollen, auch die Zusätze seines neuesten Kommentators, der seinen Autor (aus dem sehr simpeln Grunde, weil es ihm ungefähr eben so er-

gangen war) aufschaulicher und inniger als manche andre verstanden zu haben scheint. Es ist, weil man doch einmahl sein Schicksal erfüllen muß, wenigstens gut wenn man weiß wessen man sich zu versehen, und wie viel oder wenig man auf die Einnahmen, die man für die sichersten hielt, Rechnung zu machen hat.

Unter allen den schönen Lufterscheinungen, die einen jungen Dichtergeist ermuntern und beflügeln, wenn er die lange und mühevolle Laufbahn beginnt, deren Ziel unter tausend mitlaufenden nur so wenige erreichen, ist vielleicht die süßeste, — „der Wahn, daß etwas mehr als Beyfall, mehr als das eitle digito monstrari et dicier hic est, daß die Liebe der Nazion, für die er arbeitet, der Preis seiner unermüdeten Bestrebungen seyn werde." Schmeicheln Sie Sich nicht mit einer so eiteln Hoffnung, mein Freund! Das höchste, worauf Sie zählen können, sind Augenblicke von Gunst, kurze Aufbrausungen, von dem Vergnügen, das Sie uns in diesen Augenblicken gemacht haben, veranlaßt, und wofür man Sie durch die Gefälligkeit, sich von Ihnen vergnügen zu lassen, überflüssig belohnt zu haben glaubt. Von dem Momente an, da wir wahrnehmen oder uns auch nur einbilden daß Sie nach unserm Beyfall ringen, betrachten wir Sie mit eben den Augen, womit wir alle andre Prätendenten an Virtuosität in den ergetzenden Künsten ansehen; und sie stehen (es mag Ihnen nun gefallen oder nicht) mit Taschenspielern, Luftspringern und Hi-

strionen in Einer Linie. Alle Ihre Anstrengungen, einen hohen Grad von Vollkommenheit zu erreichen, sehen wir als Schuldigkeit an; und wehe Ihnen, wenn Sie nicht immer sich selbst übertreffen, oder Sich jemahls für erlaubt halten auf Ihren Lorbern einzuschlummern!

Sie werden diesen Gedanken nicht sehr aufmunternd finden. Aber ich habe Ihnen noch nicht das ärgste gesagt. Ihre Lage gegen das Publikum als Dichter ist weit weniger vortheilhaft, als wenn Sie die Ehre hätten ein großer Kadenzenmacher oder der Parisische Grand-Diable zu seyn. Zu diesen Künsten hat ungefähr jedermann einen Maßstaab, und kann, mehr oder weniger, ziemlich richtig beurtheilen, wie viel dazu gehört um diese oder jene Wunderdinge zu leisten. Aber in der Musenkunst ists gerade das Widerspiel. Unter tausend Lesern hat kaum Einer einen deutlichen und bestimmten Begriff von den Schwierigkeiten und von dem Höchsten der Kunst. Die Leser oder Zuhörer fühlen wohl, ob man sie interessirt oder gähnen macht: aber das ist auch alles! Und da ein sehr mittelmäßiges oder höchst nachläßig gearbeitetes Werk so gut als ein Meisterstück etwas interessantes haben kann: so können Sie Sich darauf gefaßt machen, daß, so bald Ihr Werk aufgehört hat eine Meß-Neuigkeit zu seyn, der erste beste Roman, der etwas Neues ist, und ein wenig Witz, hier oder da eine überraschende Situazion, eine rührende Stelle oder ein schlüpfriges Gemählde hat, sich der Aufmerksamkeit der lesenden Welt bemächtigen, und Ihre Ar-

beit, hätten Ihnen auch alle neun Musen daran geholfen, auf die Seite drängen wird. Hoffen Sie nicht durch irgend eine Anstrengung, irgend eine idealische Vollkommenheit, zu der Sie mit allen Kräften Ihres Geistes empor streben, endlich Einmahl zu erhalten, was Sie nach Ihren Begriffen von der Kunst, und im lebendigen Bewußtseyn dessen was Sie geleistet haben, für bloße Gerechtigkeit ansehen. Sie werden sie nie erhalten; nicht weil man Ihnen Gerechtigkeit versagen will, sondern weil man keinen Begriff von allem dem hat, was man wissen müßte um sie Ihnen wiederfahren zu lassen.

Wenn ein poetisches Werk, neben allen andern wesentlichen Eigenschaften eines guten Gedichtes, das ist, was Horaz totum teres atque rotundum nennt; wenn es bey der feinsten Politur die Grazie der höchsten Leichtigkeit hat; wenn die Sprache immer rein, der Ausdruck immer angemessen, der Rhythmus immer Musik ist, der Reim sich immer von selbst, und ohne daß man ihn kommen sah, an seinen Ort gestellt hat; wenn alles wie mit Einem Guß gegossen, oder mit Einem Hauch geblasen da steht, und nirgends einige Spur von Mühe und Arbeit zu sehen ist: so kann man sich sicher darauf verlassen, daß es dem Dichter, wie groß auch sein Talent seyn mag, unendliche Mühe gekostet hat. Die Natur der Sache bringt das so mit sich; und, da es vielleicht in keiner Europäischen Sprache schwerer ist schöne Verse zu machen als in der unsrigen, so muß auch der Fleiß und die Anstrengung, um es in einer solchen Sprache

zu einigem Grade von Vollendung zu bringen, verhältnißmäßig desto größer seyn.

Aber bilden Sie Sich ja nicht ein, wofern Ihnen jemahls ein Werk dieser Art gelingt, daß Ihnen die Leser für das, was Sie mehr geleistet haben als man von Ihnen forderte, den mindesten Dank wissen werden. Man hätte (wie die tägliche Erfahrung lehrt) auch mit wenigerm fürlieb genommen. Ja, was das schlimmste ist, gerade diese Leichtigkeit, diese Glätte und Rundung, die Ihnen so viel gekostet, und die der einzelne und seltne Kenner mit aller gebührender Kälte anerkennt, wird Ihrem Werke bey dem großen Haufen — Schaden thun. — „Es kostet Ihnen wohl nicht die geringste Mühe solche Verse zu machen?" — wird das Kompliment seyn, das Ihnen überall entgegen schallen wird: und da die Menschen gewohnt sind, ein Kunstwerk nach der in die Augen fallenden Schwierigkeit, es hervorzubringen, zu schätzen; so wird auf das Ihrige, gerade um dessentwillen, weßwegen Sie Sich selbst am meisten Glück wünschten, eine Art von Verachtung fallen. Man wird es vielleicht mit mehr Vergnügen lesen als manche andre Früchte des nehmlichen Jahrganges. Aber, weil man glaubt, daß Ihnen nichts leichter sey als solche Dinge zu machen; so werden Sie kaum mit einem fertig seyn, da man Ihnen, als ob Sie noch nichts gethan hätten, schon wieder ein anderes zumuthen wird: und wenn Sie so ungefällig oder träg oder unfruchtbar sind, die Erwartung ihrer Gönner nicht aufs schleunigste zu erfüllen; so wird bald eine

neue Fabrikwaare, worin's irgend etwas zu lachen oder zu weinen giebt, sich der Aufmerksamkeit der müßigen Welt bemächtigen, und das Werk, worin sich Ihre ganze Seele abgedruckt hat, das Werk Ihrer Liebe, Ihrer Nachtwachen, wobey Sie alle Ihre Kräfte aufgeboten, woran Sie alle Ihre Talente, alle Ihre Kenntniß der Gemeimnisse der Kunst verschwendet hatten, wird — mit den Erdschwämmen, die in Einer Nacht hervorstechen, vermengt — in einen Winkel geworfen, und in kurzen so rein vergessen werden, als ob es nie gewesen wäre.

Alles dieß, mein Freund, ist etwas so natürliches, so alltägliches, ist aus einerley Ursachen von je her bey allen Nazionen (wenigstens in einem gewissen Zeitpunkt) etwas so allgèmeines gewesen, daß es lächerlich wäre sich darüber zu beklagen. Aber angenehm ists freylich nicht, von Erfahrungen dieser Art überrascht zu werden; und in den Momenten, worin Ihnen dieß begegnen wird, werden Sie mehr als einmahl versucht seyn, das Glück eines jeden ehrlichen Böotiers zu beneiden, der, gerade mit so viel Menschenverstand als er ins Haus gebraucht, sein Brot im Schweiße seines Angesichts ißt, und für den Mangel des zweydeutigen Vorzugs — daß zehn tausend Menschen, die er nie gesehen hat, seinen Nahmen nennen und sich anmaßen über ihn und seinen Werth oder Unwerth abzusprechen — durch den Genuß eines unbekannt aber ruhig den Strom der Zeit hinab gleitenden Lebens reichlich entschädigt wird.

Ich würde nie fertig werden, wenn ich Ihnen alle Arten von Verdruß und Ungemach vorzählen wollte, welche jenseits der Aganippe, die für Sie der gefährliche Rubikon ist, auf Sie warten. Ich zweifle nicht, daß ich Ihnen mit einem guten Theile davon nichts sagen würde, als was Sie schon wissen. Aber vergessen Sie nicht, auch die ganze zarte Empfindlichkeit und Reitzbarkeit einer poetischen Organisazion mit dabey in Anschlag zu bringen. Tausend Dinge die Ihr Leben verbittern werden, sind, an sich betrachtet, Kleinigkeiten: aber für den Nervenbau, für die Einbildung, für das Herz eines Dichters werden es schwere Leiden seyn. Ein einziges schiefes oder hämisches Urtheil, ein einziger dummer Blick eines Zuhörers bey einer Stelle die ihm einen elektrischen Schlag hätte geben sollen, oder die Frage: Was meinen Sie damit? bey einer feinen Ironie — wird Sie gegen den Beyfall von Tausenden unempfindlich machen; und um einer einzigen solchen Citazion willen, wie Sie eine ganz jungfräuliche Stanze eines Gedichtes das Sie lieben, in einem Buche wo Sie es gewiß nicht erwarteten, und von einem harmlosen akademischen Filosofen, der den Dichter ehren wollte, citiert oder vielmehr stupriert gesehen haben, werden Sie wünschen Ihr bestes Werk vernichten zu können.

Ich sage nichts von den Begegnungen, die Sie von Autoren, Kunstverwandten, Kennern, Kunstrichtern, Recensenten u. s. w. zu gewarten haben. Sie werden, wenn ich mich nicht sehr an

Ihnen irre, in Absicht aller dieser Herren Horazens Methode *) einschlagen, erwarten Sie also auch Horazens Schicksal, das ist in geheim mit Vergnügen gelesen, ins Angesicht mit Lob überschüttet, und öffentlich bey jeder Gelegenheit mit kritischem Achselzucken oder, wenns am besten geht, mit Stillschweigen beehrt zu werden. — Ein gemeiner Soldat, der blos durch Talente und Verdienste bis zum Feldmarschall empor stiege, wäre eine große Seltenheit: aber ein Schriftsteller, der, ohne von einer Clique zu seyn, ohne Schüler gemacht, ohne seinen Ruhm den dermahligen Potentaten in der Gelehrten-Republik zu Lehen aufgetragen, ohne hinwieder angehende Schriftstellerchen in seine Klientel genommen und sich in ihnen einen rüstigen Anhang gemacht zu haben, welcher immer bereit ist, auf jeden, der sich des Patrons Ungnade zugezogen hat, mit Faust und Ferse los zu schlagen — ein Autor, sage ich, der ohne alle Hülfsmittel, und (was ich nicht vergessen muß) ohne von der Aegide der goldnen Mittelmäßigkeit bedeckt zu seyn, bloß durch eigenes Verdienst zum ruhigen Besitz eines unangefochtnen Eigenthums von Ruhm und Ansehen unter seinen Zeitgenossen gelangte, wäre eine noch viel größere Seltenheit. Es tragen sich wohl zuweilen seltsa-

---

*) Non ego ventosae plebis suffragia venor etc.
Non ego nobilium scriptorum auditor et ultor
Grammaticas ambire tribus et pulpita dignor.
Epist. 19.

me Dinge in der Welt zu, und einer gewinnt ja wohl das große Loos: aber wer kann darauf rechnen daß Er dieser Eine seyn werde?

Ueberhaupt, wenn ein ausgebreiteter entschiedner Ruhm und die damit verbundnen Vortheile das Ziel sind wornach Sie laufen: so machen Sie Sich in Zeiten gefaßt, alle nur ersinnlichen Hindernisse in Ihrem Wege zu finden; und am Ende doch vielleicht zu sehen, wie Ihnen Leute zuvor kommen, die, anstatt in der vorgesteckten Bahn zu laufen, querfeld über die Schranken wegsetzen, und durch eine glückliche Verwegenheit den Preis an sich reißen, den sie in einem ordentlichen Wettlaufe nicht erhalten hätten. „Zum Laufen hilft nicht schnell seyn, sagt Salomon, und daß einer angenehm sey, dazu hilft nicht daß er ein Ding wohl könne; sondern alles liegt an der Zeit und am Glücke."

Sie wissen, mein Lieber, aus wie vielen Ursachen ich den lebhaftesten Antheil an Ihnen nehme. Ich sehe Sie auf einem Wege, der Sie wahrscheinlicher Weise — nicht zum Tempel des Glücks führen wird; und doch habe ich nicht das Herz Sie zurück zu halten. Ich selbst liebe die Kunst, welcher Sie Sich mit einer so entschiednen Fähigkeit widmen wollen, zu sehr, als daß ich ohne eine Art von innerlicher Bestrafung wünschen könnte, Sie von ihr abzuschrecken. Und wie sollte ich die Antwort nicht voraus sehen, mit der Sie alles was ich Ihrem Entschluß entgegen setzen könnte auf Einmahl zu Boden werfen werden? Auch ist meine Absicht nicht Sie abzuschrecken; ich möchte Sie nur nöthigen, ehe Sie Ihre Partey auf im-

mer nehmen, auch die Fährlichkeiten und Unlusten des Weges, der Ihnen so reitzend vorkommt, in Betrachtung zu ziehen.

Zu Horazens Zeiten war die Poesie zufälliger Weise der Weg eine Art von Glück zu machen. Ihn trieb, wie er sagt, die Dürftigkeit, die alles zu wagen fähig ist, zum Versemachen.

Ibit eo quo vis qui zonam perdidit —

Bey uns fürchte ich, ists just umgekehrt: der schmale Pfad über den Helikon ist ordentlicher Weise der gerade Weg in die Arme der lumpigen Göttin welcher Horaz entfliehen wollte. Vielleicht erleben Sie eine glücklichere Zeit für die deutschen Musen. Vielleicht ist einem andern Fürsten der Nachruhm bestimmt, den der große König verschmähte, der, nachdem er in vierzig mit jedem andern Ruhme beladnen Jahren nichts für unsre ihm völlig unbekannte Literatur gethan hatte, sich endlich an dem Verdienste begnügte, uns die Dürftigkeit und die Mängel derselben öffentlich vorzurücken. Vielleicht — Aber, nein! — weil doch diese hoffnungsvollen Vielleichts sehr ungewiß, und in der That weit unwahrscheinlicher sind als itzt manche sich träumen lassen; so stellen Sie Sich lieber das ärgste vor; und da Sie ohnehin keine große Anlage zur Filosofie des Aristippus haben, und nicht sehr geneigt scheinen, was auch dabey zu gewinnen wäre, viel Weihrauch an die Götter der Erde, oder diejenigen die ihre Gnaden austheilen, zu verschwenden; so un-

tersuchen Sie Sich selbst genau, ob Sie im Schooße Ihrer lieben Muse allenfalls auch bey einer Mahlzeit von Kartoffeln und Brunnen-Wasser glücklich seyn können?

Und wenn Sie dann, mein Freund, alles wohl überlegt, entschlossen sind es darauf ankommen zu lassen; so versprechen Sie mir mit Mund und Hand — weil ich Ihnen doch das schlimmste was begegnen kann voraus gesagt habe — niemahls in Ihrem Leben, wie es Ihnen auch ergehen mag, Sich über den Neid Ihrer Nebenbuhler und Zunftgenossen, über die Gleichgültigkeit der Großen, und über den Undank des Publikums zu beschweren.

Nichts ist zugleich unbilliger und alberner, als darüber wimmern, daß die Dinge sind wie sie immer gewesen sind; und daß die Welt, anstatt sich um unser liebes kleines Selbst herum zu drehen, in ihrem ewigen Fortschwung, uns, wie ein unmerkliches Atom, ohne es gewahr zu werden mit sich nimmt.

Die Menschen um uns her, vom größten bis zum kleinsten, haben so viel mit sich selbst und ihrer eignen Noth, so viel mit ihren eigenen Planen, Bedürfnissen, Leidenschaften, und momentanen Eingebungen des guten und bösen Dämons, den jeder gern oder ungern auf den Schultern tragen muß, zu thun, daß es kein Wunder ist, wenn sie sich nicht viel um die unsrigen bekümmern können. Und dennoch — helfen Sie einem Menschen aus einer Noth, oder machen

Sie ihm Vergnügen — wann, wo und wie ers bedarf, und er wird Ihnen in diesem Augenblicke aufrichtig dafür danken. Aber wie können wir von ihm fordern, daß er uns auch für ungebetene und unbrauchbare Dienste Dank wisse, oder, wenn wir ihm zur Unzeit die Ohren voll gesungen haben, sich uns noch dafür verbunden halte? Wie können wir verlangen, daß andern Menschen, mitten im Gedränge ihrer Verhältnisse, Geschäfte, Sorgen, Zerstreuungen, Ergetzlichkeiten, die Kunst die wir treiben, die Gegenstände wovon unsre Seele voll ist, das Werk womit wir uns beschäftigt haben, und womit sie vielleicht auf der Gottes-Welt nichts anzufangen wissen, eben so wichtig seyn sollen als uns selbst? Wie können wir billiger Weise verlangen, daß sie ein eben so geübtes Ohr für die Musik unsrer Verse haben, die feinern Schönheiten eines poetischen Gemähldes eben so genau bemerken, eben so hoch in Anschlag bringen sollen, als ob sie viele Jahre lang ein besonderes Studium von solchen Dingen gemacht hätten?

Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß für den bloßen Liebhaber, in Werken des Witzes, des Geschmacks und der Kunst, immer viel verloren geht. Aber darum ist doch das Publikum weder ungerecht gegen vorzügliche Schriftsteller, noch ohne Gefühl für den Werth der Meisterstücke der Musenkunst. Sehen Sie, wie gut öfters auch sehr alltägliche Machwerke, sine pondere et arte, wenn nur irgend etwas daran gefallen kann, aufgenommen werden! Die lesende Welt will auf allerley Art ergetzt und unterhalten seyn; und

sie liebt die Mannigfaltigkeit so sehr, daß ein Autor ganz und gar ungenießbar seyn müßte, dem es nicht glücken sollte bemerkt und (wenigstens eine Zeit lang) aus dem Gedränge der täglich zunehmenden Mitwerber hervorgezogen zu werden. Auch in der leichtesten und kunstlosesten Gattung, die kaum etwas andres Poetisches hat als die Lebhaftigkeit des Ausdrucks und den Reim, ist Witz oder Laune oder glückliche Ejakulazion eines augenblicklichen Gefühls genug, einen Verfasser der Nazion lieb und schätzbar zu machen. Lassen Sie es also nur nicht an Sich selbst fehlen, mein junger Freund! Verdienen Sie den öffentlichen Beyfall, er wird Ihnen nicht versagt werden. Spannen Sie alle Ihre Segel auf, erheben Sie Sich über die Menge, und bereichern, Sie, unzufrieden mit einem gemeinen Preise, unsre Literatur durch Werke, die, anstatt nur auf einen Augenblick zu ergetzen, sich der ganzen Seele des Lesers bemächtigen, alle Organen seiner Empfindung ins Spiel setzen, seine Einbildungskraft erwärmen, bezaubern, und in ununterbrochner Täuschung erhalten, seinem Geiste Nahrung, und seinem Herzen den süßen Genuß seiner besten Gefühle, seines moralischen Sinnes, seiner Theilnehmung an andrer Leiden und Freuden, seiner Bewundrung für alles was edel, schön und groß in der Menschheit ist, gewähren — und verlassen Sie Sich darauf, das Publikum wird Ihnen so viel Dank dafür wissen als Sie billiger Weise nur immer verlangen können.

Ich setze diese Klausel hinzu, weil es Unsinn wäre, von den Menschen mehr zu erwarten als

sie zu geben haben. Und mit welchem Rechte wollten die Schriftsteller allein von ihrer Nazion mehr Gerechtigkeit, mehr Dankbarkeit, mehr Gleichheit und Beständigkeit fordern, als irgend ein andrer Mann von Verdienste, in welcher Kategorie er immer seyn mag, von ihr zu gewarten hat?

Ich habe diese kleine Abschweifung für nöthig gehalten, damit Sie das, was ich Ihnen von den mancherley Unannehmlichkeiten des poetischen Lebens bloß als Thatsache gesagt, nicht für Klageglieder aufnehmen, die mir das Gefühl oder Andenken eigener Erfahrungen ausgepreßt habe. In allen nur ersinnlichen Lebensarten und Umständen ist das menschliche Leben mit mancherley wirklichen, eingebildeten, natürlichen und selbstgemachten Plagen umfangen; und im Augenblicke der Ueberraschung kann uns oft auch ein kleiner Schmerz einen lauten Schrey abnöthigen: aber wer wollte über unvermeidliche, allgemeine, und eben darum sehr erträgliche Uebel sich ungeberdig stellen? Quisque suos patimur manes. — Indessen bedurfte es keiner Rücksicht auf die meinigen, um Ihnen von allgemeinen Erfahrungen zu sprechen, die in allen Zeiten und bey allen Völkern, wo Literatur blühte, Statt gefunden haben.

Sie, mein Lieber, kennen mich gut genug, um zu wissen daß ich mit meinem Loose in jeder Betrachtung zufrieden bin. Von meiner Jugend an habe ich die Kunst mehr geliebt als was man Ruhm und Glück nennt; und immer ist mir die unverfälschte Empfindung einzelner edler Seelen, der unerwartete gutherzige Dank irgend eines wakkern Biedermanns der keine Nebenabsichten dabey

haben

haben konnte, mehr gewesen, als der ruhige Beyfall des kalten Kenners oder das laute Zuklatschen der Menge, — wiewohl es mir in einem Laufe von mehr als dreyßig Jahren auch an diesen nicht gefehlt hat. Aber ich würde mir ein Verdienst beylegen, an welches ich keinen Anspruch zu machen habe, wenn ich läugnen wollte: daß ich, indem ich den größten Theil meines Lebens im Dienste der Musen zugebracht, mehr für mich selbst als für andere gethan habe; und daß es die reinste Wahrheit war, und vermuthlich bis an mein Ende wahr bleiben wird, was ich schon vor funfzehn Jahren (zu einer Zeit; da ich am äussersten Ende des südlichen Deutschlandes in gänzlicher Abgeschiedenheit von unserm Parnaß und ohne alle literarische Verbindung lebte) aus vollem Herzen zu meiner Muse sagte:

Gefällst du nicht, stimmt Welt und Kenner ein
Dich deines Dienst's zu überheben,
So mag dein Trost in diesem Unfall seyn,
Daß du bey süßer Müh' mir viele Lust gegeben:
Du machst, o Muse, doch das Glück von meinem Leben,
Und hört dir niemand zu, so singst du mir allein.

Ich müßte mich sehr irren, wenn diese Gesinnung nicht im Fortgang Ihres Lebens auch die Ihrige seyn sollte; und so bleibt mir (was für Wege auch übrigens das Schicksal mit Ihnen gehen mag) doch immer der Trost: daß eine Quelle von

Glückseligkeit in Ihrem Innern springt, die Ihnen jeden Kummer des Lebens versüßen, den Genuß seiner besten Freuden verdoppeln, und, auch wenn sie zu versiegen anfängt, zum Labsal in den Tagen die uns nicht gefallen, wenigstens noch einzelne Nektartropfen für Sie übrig haben wird.

Was ist Wahrheit?

Diese Frage ist dadurch, daß sie schon so manigmahl durch den Mund eines Pilatus ging, nichts desto schlechter geworden. Wessen Augen blinzen nicht, wenn er mit dieser Frage überrascht wird? Schon tausend- und zehntausendmahl entschieden, wird sie immer wieder als ein Räthsel aufgeworfen werden, und in zehntausendmahl tausend Fällen ein unauflösbares bleiben.

Aber so gewiß dieß auch ist, wehe denen, die eine boshafte Freude daran finden, der Schwäche unsers Gesichtes dadurch zu helfen daß sie uns vollends blind machen! Das Wahrste von allem, was jemahls wahr genannt wurde, ist: daß mitten unter allem Trug von Erscheinungen, Gespenstern und Traumgebilden, wovon wir umgeben sind, jeder Sterbliche gerade so viel Wahrheit auffassen kann, als er zu seiner eignen Nothdurft braucht.

Die Wahrheit ist, wie alles Gute, etwas verhältnißmäßiges. Es kann vieles für die menschliche Gattung wahr seyn, was es für höhere oder niedrigere Wesen nicht ist; und eben so kann etwas von dem einen Menschen mit innigster Ueberzeugung als wahr empfunden und

erkannt werden, was ein andrer mit gleich starker Ueberzeugung für Irrthum und Blendwerk hält.

Die Uebereinstimmung eines Gefühls oder einer Vorstellung mit den allgemein anerkannten Grundwahrheiten der Vernunft ist eben so wenig als der Zusammenhang einer Vorstellung mit allen übrigen, welche die gegenwärtige innere Verfassung eines Menschen ausmachen, ein sicheres Merkmahl der Wahrheit. Jene läßt uns weiter nichts als die Möglichkeit der Sache erkennen: und dieser kann eben so wohl bey der wahresten Vorstellung fehlen, als bey der täuschendsten zugegen seyn. Geschiehet nicht öfters was jedermann für unmöglich hielt? Und wie oft betrügt die höchste Wahrscheinlichkeit? Erweitert sich nicht der Kreis der Möglichkeiten mit unsrer Kenntniß der Natur und mit dem Anwachs unsrer Erfahrungen? Daher zum Theil, daß Leichtgläubigkeit eine karakteristische Eigenschaft des hohen Alters ist, und, was seltsam scheinen mag, neben dem Unglauben besteht, der es nicht weniger ist, Kinder sind leichtgläubig aus Unwissenheit dessen was möglich oder unmöglich ist: Alte sind es, weil sie so oft unglaubliche Dinge sich haben zutragen sehen, daß ihnen nichts mehr unglaublich scheint. Jene glauben alles, weil sie das Mißtrauen noch nicht kennen: bey diesen ist Mißtrauen eine der bittern Früchte des Lebens, und macht sie eben so geneigt, an allem zu zweifeln, als die Erfahrenheit auf der andern Seite, alles für möglich zu halten.

Die subtilste und kaltblütigste Vernunft hat von je her die subtilsten Zweifler hervorgebracht. Karneades, Pyrrho, Sextus, le Vayer,

Bayle, Hume, waren Männer von großer Vernunft — und ich frage einen jeden, der sich nicht erst seit ehegestern in der Welt umgesehen hat, was ist es, als gerade die kaltblütige, spitzfindige, immer zurückhaltende, immer argwöhnische, immer voraus sehende, immer räsonierende Vernunft, was von jeher am geschäftigsten gewesen ist, Glauben und Liebe, die einzigen Stützen unsers armen Erdenlebens, zu untergraben und umzustürzen? — Wer wollte darum verkennen, wie viel der Mensch diesem Strahle der Gottheit, dem wir den so sehr gemißbrauchten Nahmen Vernunft geben, schuldig ist? Allerdings kann sie nichts dafür, daß Sofisten und Witzlinge von je her ihren natürlichen Gebrauch in den unnatürlichen verwandelt haben: aber da der Mensch nun einmahl diesen unglücklichen Hang hat, wehe ihm, wenn seine Vernunft die einzige Führerin seines Lebens ist!

Man hat sich schon so lange über die Leute aufgehalten, die ein unerklärbares inneres Licht zum Leitstern ihres Glaubens und Lebens machen; man hat sie in Schimpf und Ernste bestritten, zu Boden gespottet und zu Boden räsoniert: und dennoch haben unläugbar alle Menschen etwas das die Stelle eines solchen innern Lichts vertritt, und das ist — das innige Bewußtseyn dessen was wir fühlen. Unter allen Kennzeichen der Wahrheit ist dieß unläugbar das sicherste; vorausgesetzt, daß ein Mensch überhaupt gesund und des Unterschieds seiner Empfindungen und Einbildungen sich bewußt ist. Beweiset einem Menschen, seine Vernunft sey eine Zauberin die ihn alle Augenblicke täusche und irre führe — das wird ihn

noch nicht verwirren: beweiset ihm, daß er seinen Sinnen, seinem innern Gefühle nicht trauen dürfe — das verwirrt ihn! Und wenn es möglich wäre, daß euer Beweis seine volle Wirkung auf diesen Menschen thäte: so bliebe nichts übrig, als ihn stehendes Fußes ins Tollhaus zu führen.

Zum Glück ist der Glaube an sein eignes Gefühl gerade das, was sich der Mensch am schwersten und seltensten nehmen läßt, ja was sich schwerlich irgend ein Mensch, wie schwach er immer sey, in irgend einem Falle nehmen läßt, wo er sich innigst bewußt ist das er gefühlt hat. Das Einzige, wodurch er dahin gebracht werden könnte, an der Wahrheit seines eigenen Gefühls, oder, was eben dasselbe ist, an sich selbst und seinem eignen Daseyn zu zweifeln, wäre der Fall, in welchen (in einer der Arabischen Erzählungen, die Herr Galland le Dormeur eveillé betitelt) der Kalife Harun Alraschid den armen Kaufmann Abu-Hassan durch einen Betrug, den dieser unmöglich entdecken konnte, versetzte; der aber auch, unvermeidlicher Weise, die Folge hatte, daß Abu-Hassan darüber in Raserey verfiel, und nicht anders als durch Entdeckung des Betrugs wieder hergestellt werden konnte.

Aber, sagt man, wie häufig sind die Fälle, wo ein Mensch durch seine Sinne oder durch sein inneres Gefühl betrogen wird? wo er, ohne darum ganz wahnsinnig zu seyn, für Empfindung hält was bloße Einbildung ist? wo er einen Gegenstand in dem verfälschenden Lichte der Leidenschaft oder des Vorurtheils sieht? und so weiter.

Unstreitig sind diese Fälle häufig. Und eben so häufig geschieht es, daß von zweyen, die einander durch ihr Gefühl widerlegen, beide betrogen werden; daß, während der eine Jupiter ist und die sündige Welt mit Feuer zu zerstören droht — der andere uns dagegen seines gnädigen Schutzes versichert, weil er Neptunus ist, der durch seine Gewässer den Brand gar leicht wieder löschen kann. — Aber alle diese Fälle vermögen gleichwohl nichts gegen die Grundfeste des allgemeinen Menschensinnes; und der Glaube, den ein jeder an sein eignes Gefühl hat, bleibt nichts desto minder in seiner vollen Kraft. Ich kann von der Natur, von unsichtbaren Mächten, kurz von Ursachen, die ich nicht kenne, getäuscht werden: aber so lange ich mir bewußt bin daß ich etwas gefühlt, beschaut, betastet habe — so glaube ich meinem Gefühl mehr als einer ganzen Welt die dagegen zeugte, und als allen Filosofen, die mir a priori beweisen wollten ich träume oder rase.

Freylich ist es verdächtig, wenn ein Mensch in Sachen des Gefühl eine ganze Welt, oder, was nicht viel besser ist, die vernünftigsten Leute in der Welt wider sich hat; oder wenn er in sehr zusammen gesetzten und verwickelten Dingen, in Sachen, die von scharfer Zergliederung, und von richtiger Zusammenstellung und Verknüpfung einer Menge von Begriffen abhangen, welche selbst wieder Resultate von einer Menge andrer sind, — es ist, sage ich, verdächtig, wenn jemand in Sachen dieser Art dem Wege der scharfen Unterfuchung ausweicht, und immer nur auf

Sein Gefühl oder Unser Gefühl provociert. Aber was wollen wir mit ihm anfangen, wenn er uns nicht zur Untersuchung stehen will? Und wenn wir ihn auch dazu nöthigen könnten: wer soll zwischen seiner Empfindung und der unsrigen, oder zwischen unsrer Vernunft und seinem Gefühl oder Glauben Richter sein? Wo ist der Areopagus, wo sind die Amfiktyonen, deren Ausspruch man in solchen Fällen sich unterwerfen könnte, wollte, müßte?

In metafysischen und ästhetischen Dingen, das ist, in Sachen wo das meiste auf Einbildung und Sinnesart ankommt, wäre das billigste, einen jeden im Besitz und Genuß dessen, was er für Wahrheit hält, ruhig und ungekränkt zu lassen, so lange er andre in Ruhe läßt. Wer hat ein Recht in seines Nachbars Verzäunung einzudringen und den Frieden seiner Hausgötter zu stören? Mag doch seine Melusine einen Fischschwanz unter ihrem Rocke tragen; was geht das andre an? Aber freylich, so bald der Mann ins Kreuz und in die Quere auf allen Landstraßen herum reitet, und alle, die da ruhig ihres Weges gehen, anhalten und mit eingelegter Lanze zwingen will, zu bekennen, daß seine Prinzessin schöner ist als die ihrige, oder wohl gar daß sie allein schön, und jedes andre Gesicht ein Meerkatzengesicht ist, — das ist etwas sehr unangenehmes für Leute die keine Lust haben sich zu balgen: und wiewohl die irrenden Ritter, die solche Thaten thun, in den Augen kluger Leute ihre Entschuldigung unter dem Hute tragen; so mögen sie sichs doch selbst zuschreiben, wenn sie dann und wann

unter Mauleseltreiber und Preller fallen, die nicht so säuberlich mit ihnen verfahren.

Die Wahrheit (wenn wir noch einen Augenblick mit dem Gleichniß spielen dürfen) flieht vor der keichenden Verfolgung ihrer feurigsten Liebhaber, um in die Arme dessen zu laufen der sie weder erwartete noch suchte. Der einfältigste Menschensinn findet sie am ersten, und genießt ihrer, wie der Luft die er athmet, ohne daran zu denken. Der Grübler, der sie überall sucht, findet sie nirgends, just darum, weil er sich nicht einbilden kann daß sie ihm so nahe sey. Und so bald ihrer zwey sich über ihren ausschließenden Besitz in die Haare gerathen, so darf man sicher rechnen, daß sie es ihnen macht, wie Angelika den beiden Rittern im Ariost: während die tapfern Männer sich bey den Köpfen haben, geht die Dame davon, und lacht über beide.

Ist dieß Bild zu komisch? — Nun, so ist hier ein andres das eben so gut zur Sache paßt. Die Wahrheit ist weder hier noch da — Sie ist, wie die Gottheit und das Licht worin sie wohnt, allenthalben: ihr Tempel ist die Natur, und wer nur fühlen, und seine Gefühle zu Gedanken erhöhen, und seine Gedanken in ein Ganzes zusammen fassen und ertönen lassen kann, ist ihr Priester, ihr Zeuge, ihr Organ. Keinem offenbart sie sich ganz; jeder sieht sie nur stückweise, nur von hinten, oder nur den Saum ihres Gewandes — aus einem andern Punkt, in einem andern Lichte; jeder vernimmt nur einige Laute ihres Göttermundes, keiner die nehmlichen —

Und was haben wir also zu thun?

Anstatt mit einander zu hadern, wo die Wahrheit sey? wer sie besitze? wer sie in ihrem schönsten Lichte gesehen? die meisten und deutlichsten Laute von ihr vernommen habe? — lasset uns in Frieden zusammen gehen, oder, wenn wir des Gehens genug haben, unter den nächsten Baum uns hinsetzen, und einander offenherzig und unbefangen erzählen, was jeder von ihr gesehen und gehört hat, oder gesehen zu haben glaubt: und ja nicht böse darüber werden, wenn sichs von ungefähr entdeckt, daß wir falsch gesehen oder gehört, oder gar (wie es brünstigen Liebhabern, die ihr zu nahe kommen wollen, öfters begegnet) eine Wolke für die Göttin umarmt haben.

Vor allem aber, lieben Brüder, hüten wir uns vor der Thorheit, unsre Meinungen für Axiome und unumstößliche Wahrheiten anzusehen, und andern als solche vorzutragen. Es ist ein widerlicher, harter Ton um den Ton der Unfehlbarkeit; aber es giebt einen der noch unausstehlicher ist — der Ton eines Energumenen, der, auf dem heiligen Dreyfuße sitzend, alle seine Reden als Götterspräche von sich giebt. — Bescheidenheit würde uns vor dem einen und vor dem andern sicher stellen.

Wenn ein Mann auch so alt wäre wie Nestor, und so weise wie sieben Mahl sieben Weise zusammen genommen, so müßt' er doch — eben darum weil er so alt und so weise wäre — einsehen gelernt haben: daß man immer weniger von den Dingen begreift je mehr man davon weiß; daß gegen Eine lichte Stelle die wir in der

unermeßlichen Nacht der Natur erblikken, zehen tausend in Dämmerung, und zehn Mahl zehn tausend im Dunkeln vor uns liegen; und daß, wenn wir uns auch von diesem Erdklümpchen, daß uns ein ungeheures Weltall scheint, bis zur Sonne aufschwingen, und in ihrem Lichte dieß ganze Planetensystem mit allem seinem Inhalt und Zubehör so deutlich übersehen könnten, wie jemand von der Spitze einer Terrasse seinen Garten übersieht, dieß nehmliche Planetensystem nun abermahl nichts mehr für uns wäre als — eine lichte Stelle in der unermeßlichen Nacht der Natur.

Und wenn dann der weise Mann in einer so langen Lehrzeit auch noch gelernt hätte, daß eben diese Unermeßlichkeit und Unbegreiflichkeit, die für uns Erdebewohner eine Eigenschaft der ganzen Natur ist, sich auch in jedem einzelnen Stäubchen befindet; daß in jedem einzelnen Punkte der Natur Strahlen aus allen übrigen zusammen laufen, und wie unbegreiflich alle diese Strahlen, Beziehungen, Aus- und Einflüsse aller Dinge auf jedes und jeden Dinges auf alle, einander durchschneiden und durchkreuzen; wie unmöglich es also ist, nur eine einzige Erscheinung, eine einzige Bewegung oder Wirkung eines einzigen Theilchens der Natur recht zu erkennen, ohne zugleich die ganze Natur eben so zu durchschauen, wie der in dem sie lebt und webt und ist: beym Himmel! ich denke das müßte den weisen Mann bescheiden gemacht haben; und es sollte mich nicht wundern, wenn er alle seine Urtheile und Meinungen in einem Tone vorbrächte, den ein

Mann wie Elihu, *) der Sohn Barachiel von Bus, des Geschlechts Ram, mit allem Unwillen eines ehrlichen überzeugten Dogmatikers, für baaren Skepticismus halten müßte.

Ein anderes ist, wenn ein Esel, dem der Herr den Mund aufthut, mit Zuversichtlichkeit spricht: dafür ist aller Respekt zu tragen; denn es ist nicht der Esel, sondern ein Gott, (dem es gleich viel gelten kann durch welches Organ er sich hörbar macht) der durch den Esel spricht. Einem Menschen aber — es sey denn er könne uns beweisen daß er sich im Falle des besagten Esels befinde — ziemt es, ungeachtet des aufgerichteten Angesichts und des Blicks gen Himmel der ihm gegeben ist, von Zeit zu Zeit auf seine Füße zu sehen und — bescheiden zu seyn!

---

*) So heißt der junge Mann im Buche Hiob, der, nachdem er dessen ältern Freunden lange stillschweigend zugehört hatte, und es nicht mehr länger ausstehen konnte, sie so mächtig deräsonieren und zuletzt doch vor Hiob verstummen zu sehen, endlich im Unmuth seiner Seele ausbricht, sich der guten Sache Gottes anzunehmeu, und im Eingang seiner Rede sagt: Ich bin der Rede so voll, daß mich der Odem in meinem Bauch ängstet; siehe mein Bauch ist wie der Most der zugestopft ist, der die neuen Fässer zerreißt — u. s. w.

Filosofie

als

Kunst zu leben und Heilkunst der Seele betrachtet.

Die Menschen haben gelebt, und vielleicht Fahrtausende gelebt, eh' einer von ihnen auf den Gedanken kam, daß Leben eine Kunst seyn könnte; und, nach aller Wahrscheinlichkeit, ist jede andre Kunst, von den Künsten Tubalkains an — bis zur Kunst Fliegen zu fangen, (von welcher Schach Baham, ein Peritus in arte, versichert, daß es keine so leichte Sache sey als viele Leute sich einbilden) schon längst erfunden gewesen, als endlich die scharfsinnigen Griechen, mit andern schönen Wissenschaften und Künsten, auch diese berühmte Kunst zu leben, Filosofie genannt, wo nicht gänzlich erfunden, doch zuerst in Kunstform gebracht, und auf einen hohen Grad der Verfeinerung getrieben haben.

Bey weiten der größte Theil der Menschenkinder ließ sich nie etwas von einer solchen Kunst träumen. Die Leute lebten, ohne zu wissen wie sie es damit machten; ungefähr wie Herr Jourdain in Molieres bürgerlichem Edelmann sein Leben lang Prose gesprochen hatte; oder wie wir alle Athem hohlen, verdauen, uns auf mancherley Art bewegen, wachsen und gedeihen, ohne daß unter Tausenden nur Einer weiß oder zu wissen

verlangt, nach was für mechanischen Gesetzen und durch welche Verbindung von Ursachen das alles geschehe. Und in diesem dicken Nebel der Unwissenheit leben bis auf diese Stunde nicht nur alle die unzähligen Völker in Asia, Afrika, Amerika und den Inseln des Südmeers, weiße und olivenfarbe, schwarzgelbe und pechschwarze, bärtige und unbärtige, beschnittne und unbeschnittne, tättowierte und nicht tättowierte, mit und ohne Ringe durch die Nase, von den Riesen in Patagonien bis zu den Zwergen an der Hudsonsbay, u. s. f. — sondern auch selbst von dem größten Theile der Einwohner unsers aufgeklärten Europa's läßt sich mit gutem Fuge behaupten, daß sie von besagter Kunst zu leben eben so wenig wissen, und sich eben so wenig darum bekümmern, als das leichtsinnige Völkchen in Otahity, oder als die halb erstarrten Bewohner des Feuerlandes, die kaum etwas mehr als Seekälber sind.

Das Wunderbarste bey der Sache ist, daß alle diese Menschen, (die, nach einer sehr billigen Berechnung, beynahe das ganze menschliche Geschlecht ausmachen) gleich ihren Vorältern bis auf Adam und Eva — die von wohl besagter schönen Kunst auch nichts wußten — dessen ungeachtet so herzhaft drauf los leben, als ob sie ausgemachte Meister darin wären; ja, daß der größte Theil dieser Pfuscher sich so wohl dabey befindet, daß, in Rücksicht der sämmtlichen wesentlichsten und wichtigsten Verrichtungen des menschlichen Lebens, nicht leicht Einer von den

auf = und abgedungenen Meistern und Professoren der Kunst sich neben ihnen sehen lassen darf.

Cicero sagt irgendwo: die Natur sey die beste Führerin des Lebens, welches vermuthlich so viel sagen soll, sie zeige uns am besten, wie wir uns durch dieß Erdenleben durchhelfen könen; — ingleichen: man könne gar nicht fehlen, wenn man sich von ihr führen lasse. — Darauf müssen sich nun wohl von je her die Menschen verlassen haben. Eben diese Natur, (dachten sie) die uns athmen, essen und trinken, Hände und Füße brauchen lehrt, u. s. w. lehrt uns auch unsre Sinne, unser Gedächtniß, unsern Verstand, alle unsre übrigen Kräfte brauchen, lehrt uns auch was sich für uns schickt oder nicht. Es bedarf nur so vieler Aufmerksamkeit, als uns jeder Gegenstand selber abnöthigt; so sehen oder fühlen wir, ob er Freund oder Feind ist. Unsre Nase und unsre Zunge lehren uns ohne allen andern Unterricht, welche Früchte, Kräuter, Wurzeln u. s. w. gut zu essen sind; im Nothfalle lehrt es uns auch wohl der Hunger ohne viel Umstände. Für alle unsre dringenden Bedürfnisse hat die Natur gesorgt. Entweder ist die Sache die wir brauchen schon da — so haben wir, was vonnöthen ist sie zu ergreifen und zu genießen; oder wenigstens sind die Materialien dazu da — so haben wir gerade so viel Verstand und Kraft und natürliches Geschick in unsern Gliedmaßen, um sie zu unserm Brauch und Zweck zu formen. Was dann aufs erste Mahl nicht geht, geht beym zehnten oder zwanzigsten; und reichen zwey Arme nicht, so werden vier, sechs oder acht damit zu Stande

kommen. Jeder neue Versuch setzt etwas zu unserm Begriff von der Sache und zu unsrer Geschicklichkeit zu; wir lernen durch Irren und Fehlen, und werden Meister durch Uebung, ohne zu merken wie es zugegangen ist. Und eben diese Natur, die uns so weit bringt, verbirgt immer vor uns was zu weit von uns liegt, als daß wir es, da wo wir sind, erreichen könnten; lehrt uns zufrieden seyn mit dem was wir haben, macht uns durch Unwissenheit glücklich, und hat uns diese wohlthätige Trägheit, worüber die Weltverbesserer täglich so viel Klagens erheben, *) bloß

*) Die Weltverbesserer klagen über die Trägheit der Menschen ungefähr aus eben dem Grunde, warum die Wucherer immer über nahrungslose Zeiten klagen, und meistens wenn die Zeiten am besten sind. Es ist natürlich, daß ein Mann, der sich bewußt ist daß er einen herrlichen Entwurf zur Verbesserung des Zustandes eines ganzen Volkes gemacht hat, seine Idee gern realisiert haben möchte: so wie einer, der ein Schauspiel gemacht hat, es gern aufgeführt sieht. Alle Köpfe, meint er, sollten sich also geschwinde nach dem seinigen drehen, und alle Arme nach seinem Winke rudern. Thun sie es nicht, (wie dieß denn gemeiniglich der Fall ist) so schmählt er auf die Trägheit der Menschen; und das ist ihm zu verzeihen, weil er dabey verliert. Aber diese nehmliche Trägheit schützt die Leute vor der Gefahr alle Augenblicke das Opfer eines Projekts und einer angeblichen Verbesserung unwissender Adepten zu werden; und dieß, denke ich, ist ihnen auch zu verzeihen, weil sie dabey gewinnen. Denn selten bezahlt das zehnte Projekt, wenn es auch anschlägt, den Schaden von den neunen, die fehl geschlagen sind.

dazu gegeben, damit wir nicht, vor ewiger Unruhe unsern Zustand zu bessern, aus dem Regen in die Traufe gerathen, und es uns nicht alle Augenblicke ergehe wie jenem, der, um sich besser zu befinden, sich zu Tod arzneyte, und zur Grabschrift erhielt: Per star meglio, sto qui. *)

So lehrt die Natur alle Menschen leben, die der guten Mutter nicht aus der Lehre und Zucht gelaufen sind; und in allem dem ist, wie ihr seht, keine Kunst. Es ist die leibhafte Natur selbst. Das berühmte Quam multis non egeo! **) jenes alten Weisen ist die angeborne Filosofie aller Samojeden, Lappen, Eskimos, u. s. w. eine Filosofie, worin die Neu-Holländer, oder Neu-Walliser (wie sich die ehrlichen Leute nach Willkühr der gebietenden Herren mit den Feuerröhren nennen lassen müssen) es am weitesten gebracht zu haben scheinen. Man komme nicht und sage: ein solches Leben sey ein Aufsternleben. Nennt es, wenn ihr wollt, fortdauernde Kindheit: aber ehret die Natur, die diese ihre Kinder auf dem kürzesten Wege zu jenem Glücklichleben (beate vivere) führt, wohin wir aufgeklärten Leute, vor lauter Menge der Wege die dahin führen, so selten oder gar nie gelangen können.

Der weise Theofrast (nicht Paracelsus, sondern der Schüler und Thronfolger des göttli-

---

*) Weil ich mich besser befinden wollte, befind' ich mich hier.

**) Wie vieles bedarf ich nicht!

chen Ariſtoteles) lebte neunzig Jahre, und als er nun zum Sterben kam, beklagte er ſich über die Natur: „daß ſie dem Menſchen ſo wenig Zeit zum Leben gegeben habe, und ein ehrlicher Kerl gerade dann ſterben müſſe, wenn er die Kunſt zu leben endlich in etwas ergriffen habe.“ — Wo hat ein Neu-Holländer jemahls eine ſo unbillige Beſchwerde geführt? Wenn er hundert Jahre alt geworden, (was bey ihnen nichts ſeltnes iſt) ſo hat er juſt hundert Jahre gelebt, und ſteht von dem Gaſtmahle der Natur geſättigt auf — und wahrlich von einem Gaſtmahle, wo die Natur ſo ſchlecht zu eſſen giebt, daß der ſtrengſte Kandidat der Heiligſprechung es ohne Bedenken mithalten dürfte.

Aber — im Vorbeygehen zu ſagen — ich glaube nichts weniger, als daß Theofraſt die Albernheit geſagt habe die man ihn ſagen läßt. Die Leute an ſeinem Bette verſtanden ihn nicht recht; und dann kam irgend ein Schulmeiſter lange hinter drein, wollte Sinn draus machen, und machte daß es eine Albernheit wurde. Ich wollte wetten, Theofraſt meinte weder mehr noch weniger damit, als: er bedaure, daß er vor ſechzig oder ſiebzig Jahren nicht ſchon ſo klug geweſen ſey, zu ſehen, daß er ſich die Mühe erſparen könne, das als Kunſt und Wiſſenſchaft zu ſtudieren, was ihn die Natur ohne Studium weit beſſer und ſichrer würde gelehrt haben, wenn er Einfalt des Sinnes gehabt hätte auf ſie zu merken. — Nicht die unſchuldige Natur, ſondern ſeine eigne Thorheit klagte er an, wie die meiſten es in ſeinem Falle zu machen pflegen; wiewohl ſie es eben ſo

wohl bleiben lassen könnten: denn wozu hilft Reue, wenn man keine Zeit mehr hat es besser zu machen?

Bey allem dem ist meine Meinung keines-weges, der wohl gedachten Kunst zu leben ihren Werth, so viel sie dessen haben mag, streitig zu machen.

Es ist irgendwo gesagt worden: die Kunst sey im Grunde nichts andres als die Natur selbst, die durch den Menschen, als ihr vollkommenstes Werkzeug, dasjenige, was sie gleichsam nur flüchtig entworfen oder angefangen, unter einem andern Nahmen, ausbilde und zur Vollkommenheit bringe — Wenn die Kunst das ist, und so fern sie das ist, gebührt ihr alle Achtung.

Ja, auch alsdann, wenn sie bloß der geschwächten oder verderbten Natur zu Hülfe kommt, ist sie, wie die Arzneykunst, zuweilen wohlthätig, obgleich eben so ungewiß, und oft eben so unvermögend. Wo die Natur nicht mehr zum Leben hinreichend seyn will, muß die Kunst freylich flicken und stützen, kleistern und quacksalben so gut sie kann. Oder, richtiger zu reden: auch auf diesen Fall hat die gute allgemeine Mutter für ihr Lieblingskind gesorgt; hat Mittel in ihren Vorrathskammern für jede Wunde oder Krankheit des äußern und inwendigen Menschen, so daß der Kunst nichts übrig bleibt als zu beobachten und darzureichen. Je einfacher dann ihre Mittel sind, je weniger sie daran künstelt, desto besser für den Leidenden! Der Erfolg aber muß doch immer von der Natur allein erwartet wer-

den. Hat sie noch Kräfte genug sich an der Hand der Kunst aufzurichten, gut: wo nicht, so bleibt auch dieser nichts übrig, als den Kranken — sterben zu lassen und den Todten — einzubalsamieren. Lebenskraft kann sie nicht geben wo keine ist.

Es ist schon lange, daß man der Filosofie, wegen dieser Aehnlichkeit mit der Arzneykunst, den Nahmen der Medicin für die Seele gegeben hat; und wirklich scheint diese Qualifikazion geschickter zu seyn ihr Zutritt zu verschaffen, als wenn sie Anspruch macht, uns nach den Regeln ihrer Kunst leben zu lehren. Denn welcher Mensch, der den freyen Gebrauch seiner natürlichen Kräfte hat, fühlt nicht daß er ohne sie leben kann? So bald sie sich hingegen nur als Arzt anbietet, so wissen die Gesunden, daß sie nichts mit ihr zu verkehren haben.

Die Indianer in den Inseln der Südsee kennen, wie es scheint, keine Arzneyen; aber sie wissen auch nichts von Krankheiten. Kleine Wunden oder Unpäßlichkeiten heilen bey ihnen von selbst, und an den tödtlichen sterben sie — wie wir auch. Und weil sie so glücklich sind, von einer Seele an und für sich keinen Begriff zu haben, sondern ein Mensch ihnen immer ein Mensch aus Einem Stück ist: so wissen sie auch nichts von besondern Seelenkrankheiten; und wenn sie ja zuweilen einen Anstoß dieser Art bekämen, so ist die Hungerkur, wozu sie mehr als zu viel Gelegenheit haben, ordentlicher Weise das kräftigste Heilmittel.

Ist es hingegen bey einem Volke mit der Verfeinerung schon so weit gekommen, daß Leib

und Seele — anstatt daß beide nur Eine Person seyn sollten — als zwey Mächte von verschiednem Interesse behandelt werden, wo (wie bey unartigen Eheleuten) jedes seine eigne Wirthschaft hat: was ist natürlicher, als daß aus einer so heillosen Ehe böse Folgen entstehen müssen? Der Mensch ist dann nicht mehr das edle Geschöpf, an dem alles Sinn und Kraft und Seele, oder (so zu sagen) alles Körperliche geistig und alles Geistige körperlich ist: er ist ein unnatürlicher Centaurischer Zwitter von Thier und von Geist, wo eines auf Unkosten des andern lebt; das Thier sich Bedürfnisse, der Geist Leidenschaften, Entwürfe und Endzwecke macht, die der Naturmensch nicht kannte; jedes das andre nach Vermögen drückt, zerrt, ängstigt und erschöpft, und endlich eine ungeheure Menge Leibes- und Seelenkrankheiten die Früchte sind dieser Scheidung dessen was Gott zusammen gefügt hat. Da mag nun wohl, wenn das Uebel aufs höchste gestiegen ist, jene Seelenarzneykunst ihre Hülfe zuweilen mit einigem Erfolg anbieten, und entweder purgando, saignando et clysterizando diesem oder jenem Pazienten einige Erleichterung — oder, wenigstens durch angenehme Opiate, etwas betrügliche Ruhe verschaffen. Aber man hat doch nie gesehen, daß sie fähig gewesen wäre, das Uebel aus dem Grunde zu heben; und man darf kühnlich behaupten, daß ein Volk, wenn es einmahl in die Hände der beiden Heilgöttinnen gefallen, schon zum voraus unwiederbringlich verloren sey. Nicht eben, als ob man nothwendig von

ihren Arzneyen bersten müßte: sondern, weil, so bald man seine Zuflucht zu ihnen nimmt, das Uebel schon zu weit gekommen ist, um eine völlige Wiederherstellung zuzulassen.

Ich sagte: die Filosofie könne als Arzneykunst für die Seele um so eher ihren Platz behaupten, weil die Gesunden dann wüßten, daß sie nichts mit ihr zu schaffen hätten. — Allein, wie alle Künste sich gern wichtiger machen als sie sind, so hat auch diese Mittel gefunden, sich aller Welt als unentbehrlich aufzudringen. Sie gesteht nehmlich (so wie ihre Schwester, die leibliche Arzneykunst) keinem Menschen zu, daß er gesund sey. Ihren Lehrsätzen und ihrem Ideal von Gesundheit nach, ist die ganze Erde ein großes Narren- und Siechenhaus, und nicht Einer befindet sich wohl genug, um ihrer Vorschriften entbehren zu können. Zum Glück ist dieß eine Anmaßung, die man beiden nicht gelten läßt. Die Natur weiß nichts von Idealen. So lange ein Mensch sich gesund fühlt, hat er auch Recht sich für gesund zu halten; und, ohne sich zu bekümmern ob jemand was dagegen einzuwenden habe, lebt er geradezu als ein Gesunder, und liest (wie Voltaires Zadig) keinen Buchstaben von allen den gelehrten Dissertazionen, worin ihm die Herren beweisen, daß er unmöglich gesund seyn könne. Es giebt freylich Fälle, wo ein Kranker eben darum desto gefährlicher krank ist, weil er sein Uebel nicht fühlt: aber diese Fälle sind selten, und können dem großen Haufen der sich wohl befindenden an ihrem wohl hergebrachten Rechte gesund zu seyn keinen Antrag thun.

Ueber

den Hang der Menschen

an Magie und Geister-Erscheinungen zu glauben.

Gespenster, Elementargeister, Mittelwesen zwischen Engeln und Menschen, Feuer- und Luftgeister, Kobolde, Bergmännchen und Wassernixen, Schutzgeister oder Plagegeister einzelner Menschen, — mit Einem Worte, alle Arten von angeblichen Erscheinungen und wunderbaren Einwirkungen unsichtbarer Wesen, werden — aller Einwendung einer gesunden Filosofie und aller durch sie bewirkten Aufklärung zu Trotz — in der Einbildungskraft und selbst in dem Herzen der Menschen immer einen Fürsprecher finden, der ihre gänzliche Verbannung unmöglich machen wird. Jede Erzählung dieser Art, alles was einer Anekdote aus der Geisterwelt ähnlich sieht, und die Wirklichkeit dieser fantastischen Wesen zu bestätigen, oder die Gründe, womit die Vernunft sie bestreitet, zu entkräften scheint, wird den meisten immer willkommen seyn. Selbst der aufgeklärtere Theil der Menschen — Personen, die es auf keine Weise von sich gesagt wissen möchten, daß sie Gespenster, Gespenster-Erscheinungen, und was in dieses Fach gehört, im Ernste zu glauben fähig wären — unterhal-

ten sich doch gern mit Gesprächen oder Lektüren dieser Art. Ja, sogar der Filosof, indem er die Wahrheit der Begebenheiten, auf welche die Geisterseher ihren Glauben gründen, läugnet, fühlt sich unvermerkt von seiner eignen Fantasie überschlichen; und ist oft selten von seinen Vernunftschlüssen überzeugt genug, daß nicht die instinktartige Neigung zum Wunderbaren, die er mehr oder weniger mit den Ungelehrtesten gemein hat, den leisen Wunsch, des Gegentheils durch unläugbare Thatsachen überführt zu werden, in ihm erregen sollte.

Eine Tradizion, die so alt als das Menschengeschlecht, oder doch gewiß um viele Jahrhunderte älter als die Filosofie ist, hat eine Art von allgemeinem Glauben und Einstimmigkeit aller Völker über diese Dinge hervorgebracht. Von Kindheit an wird unsre Einbildungskraft mit Bildern, Mährchen, und angeblichen Geschichten angefüllt, welche sich auf diesen Glauben gründen und ihre ansteckende Kraft an uns beweisen, zu einer Zeit, da wir uns noch keines Betruges versehen, und die Vernunft uns noch mit keinen Waffen gegen unsre eigne und fremde Leichtgläubigkeit ausgerüstet hat.

Die Dichter, welchen mit dem Wunderbaren die reichste Quelle von Erfindung und Interesse genommen würde, nähren diese Anlage auf eine so verführerische Art, daß, wenn wir gleich Verstand genug haben zu sehen daß sie uns täuschen, wir doch mit Vergnügen einwilligen, so angenehm getäuscht zu werden. Mitten in der

Ueberzeugung, daß die ganze Maschinerie ihrer Götter- und Geister-Erscheinungen, Zaubereyen und Feereyen, aus bloßen Geschöpfen ihrer Einbildungskraft zusammen gesetzt sey, ertappen wir uns über einem heimlichen Seufzer, daß doch diese Wunderdinge wahr seyn möchten; und je empfänglicher unsre Seele für die Einwirkungen dieser Art von Dichtungen ist, desto geneigter sind wir, uns durch Erzählungen, die sich (dem Vorgeben nach) auf Erfahrung und Thatsache gründen, von der Wahrheit dessen, was wir wahr zu finden wünschen, überreden zu lassen.

Wie viel endlich unter allen Völkern die Religion beygetragen habe, diese Disposizion in den Gemüthern der Menschen zu verstärken, braucht hier kaum erwähnt zu werden. Und was ists Wunder, wenn Priester (welche hierbey ein eben so begründetes und in verschiednem Betracht ungleich wichtigeres Interesse hatten als die Dichter) geschäftig gewesen sind, den Glauben an übermenschliche Wesen und übernatürliche Wirkungen zu befördern; da selbst ein großer Theil der Filosofen, vornehmlich die von der Pythagorischen, Platonischen und Alexandrinischen Schule, diesen Glauben begünstiget, und eine Geisterlehre, in welcher alle Artikel des popularen Aberglaubens Unterstützung finden, zur Grundlage und zu den Hauptpfeilern des Lehrgebäudes gemacht haben?

Diese romantische Art zu filosofieren, die zu gleicher Zeit der natürlichen Trägheit der Men-

schen, und ihrer Begierde nach erhabnen und wunderbaren Ideen schmeichelt, konnte nicht fehlen sich in eine desto größere Achtung zu setzen, da sie sich, gleich den alten Mysterien, (deren Stelle sie unvermerkt einnahm) in ein heiliges Dunkel verbarg, in welches nicht einem jeden einzudringen erlaubt war. Aber je größer und abschreckender die Schwierigkeiten in diesen Geheimnissen eingeweiht zu werden, desto glänzender waren auch die Vortheile der Glücklichen, die zu diesem Vorzuge gelangten. Die magische Filosofie, deren vorgebliche Meister sich des Nahmens der Weisen im erhabensten Sinne des Wortes anmaßten, (wie sie noch bis auf diesen Tag thun) versprach nichts geringers als die größte Veredlung der Menschheit, Erhöhung ihrer natürlichen Kräfte bis zur Gemeinschaft mit der göttlichen Natur. Sie rühmte sich den Schlüssel zu besitzen zu den Pforten einer unsichtbaren geistigen Welt, gegen welche die sichtbare sich verhalte, wie die Buchstaben einer Schrift zu den Worten, und die Worte zu den Ideen, deren bloße Zeichen sie sind; oder wie ein todtes Steinbild zu einem lebendigen Menschen. Sie kannte (ihrem Vorgeben nach) nicht nur alle Arten von Geistern, nach ihren verschiedenen Ordnungen, Stufen, Kräften, Wirkungskreisen, Eigenschaften und Verhältnissen; sie besaß auch die Mittel mit diesen unkörperlichen Wesen in Verbindung zu treten, die Freundschaft der guten unter ihnen zu erwerben, sich die bösen zu unterwerfen, und mit Hülfe der einen und der andern die wunderbarsten Wirkungen hervorzubringen.

Der

Der romanhafte und subtile Lehrbegriff und die wenig verständlichen Schriften eines Plotinus verloren sich während der langwierigen Finsterniß, welche nach Zerstörung des alten Römischen Reichs über Europa kam: aber die Begriffe und Träume von Mittelgeistern und Zauberkräften, womit der Norden, so wie der Orient, von je her angefüllt, erhielten sich; und der immer tiefer einwurzelnde Aberglauben, von Mönchen und Romanendichtern auf alle mögliche Weise genährt, überhob die Adepten dieser Zeiten der ungelegnen Mühe, ihre Behauptungen zu beweisen, oder mit der Vernunft in Uebereinstimmung zu setzen. Was Wunder, daß selbst während der Dämmerung, welche im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert Europa die Wiederherstellung der Literatur und höhern Aufklärung der Wissenschaften vorbereitete, jene Afterfilosofie, unter dem Schutze der ehrwürdigen Nahmen eines Hermes Trismegistus, Zoroaster, Orfeus, Pythagoras, Platon u. s. w. sich nicht nur in Ansehen erhielt, sondern sogar wieder eine wissenschaftliche Form gewann, von welcher sich einige der besten Köpfe jener Zeiten verblenden ließen?

Irrthümer, die den Menschen Jahrtausende lang beherrscht haben, sind nicht so leicht zu verdrängen. Sie nehmen alle mögliche Gestalten an, und bedienen sich aller möglichen Kunstgriffe, wodurch eine des Lichtes noch ungewohnte Vernunft hintergangen werden kann. Ehmahls waren es die Mönche und die Verfasser der Ritterbücher

gewesen; nun warens Filosofen, Aerzte, Naturforscher, Chymisten, die den popularen Glauben an Geister-Erscheinungen, wiederkommende Seelen der Verstorbnen, Elementargeister, Kobolde, profetische Träume und Ahnungen, Sympathien und Anthipathien, Palingenesien und Metamorfosen, kurz, alle Wunder und Abenteuer der weisen und schwarzen Magie, in ihren Schutz nahmen und mit neuem Ansehen bekleideten. Der Glaube an alle diese Dinge war im sechzehnten Jahrhundert so allgemein, daß man kaum Einen berühmten Mann dieser Zeit wird nennen können, der nicht mehr oder weniger damit angesteckt gewesen wäre.

Nun hat zwar, Dank sey dem Himmel! diese poetische Art von Filosofie seitdem einer andern Platz gemacht, welche, mit neu erfundnen Werkzeugen bewaffnet, sich gleichsam neue Sinne zu verschaffen und damit die größten Schwierigkeiten zu übersteigen gewußt hat, die ehmahls jedem entgegen standen, der mit der Fackel der Beobachtung ins Innere der Natur einzudringen versuchte. Die verworrenen und ungewissen Formen der Dämmerung scheinen nun in dem immer zunehmenden Tage zerflossen, und die bezauberte Welt von der natürlichen auf ewig verdrängt zu seyn. Aber die Einbildungskraft findet immer wieder Mittel sich im Besitz ihrer alten Rechte zu erhalten. Der Kreis ihrer Wirksamkeit erweitert sich zugleich mit dem Kreise unsrer Kenntnisse. Die Natur (gleich) als ob sie eifersüchtig sey, sich über ihren verborgnen Mysterien von sterblichen Augen über-

schleichen zu lassen) erscheint immer wundervoller, geheimnißreicher, unerforschlicher, je mehr sie gekannt, erforscht, berechnet, gemessen und gewogen wird. Die unendliche Mannigfaltigkeit und der grenzenlose Schauplatz ihrer Wirkungen verschlingt unsern Geist; er verliert sich in einem Ocean von Wundern, an welchen, wie viel wir auch erklären und begreifen zu können meinen, doch noch immer unerklärbares und unbegreifliches genug übrig bleibt, um die verlegene Imaginazion in ihre alte Lage zurück zu werfen.

Denn was haben wir auch mit den scharfsinnigsten und unwidersprechlichsten Erklärungen alles dessen, was im Himmel, auf Erden und unter der Erden ist, am Ende, zu Befriedigung unsers Vorwitzes gewonnen, als — Erscheinungen zu kennen, deren Ursachen — Wirkungen zu berechnen, deren Kräfte — noch immer Geheimniß sind? Und wenn wir auch das ganze Uhrwerk der Körperwelt bis auf seine ersten Bestandtheile aus einander legen könnten; so nöthigt uns doch am Ende ein Gefühl, dem die Vernunft selbst nachgeben muß, geistige Kräfte anzunehmen, welche der Materie Zusammenhang, Bewegung, Leben, Empfindung und Gedanken geben, die nicht ihr eigen sind: und so befinden wir uns immer wieder da, wo uns die Filosofie gefunden hatte; glauben immer, daß sie uns gerade das nicht sagen könne, was wir am liebsten wissen möchten; und fühlen uns also um so geneigter, jedem Gehör zu geben, der unsre Einbildungskraft in Erwartung

setzt, und ihr eine Befriedigung zu versprechen scheint, die sie bey jener vergebens gesucht hatte.

Hierzu kommt noch ein andrer Umstand, der eine eben so natürliche Folge der Aufklärung ist, als er den Geistersehern günstig zu seyn scheint. Je weiter die Grenzen unsrer Kenntnisse hinaus gerückt werden, je mehr wir die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Natur im Detail ihrer Werke kennen lernen; desto weiter dehnt sich auch der Kreis des Möglichen vor unsern Augen aus; und vielleicht ist es gerade der größte Naturforscher, der sich am wenigsten untersteht, irgend etwas, das nicht augenscheinlich in die Klasse der viereckigen Dreyecke gehört, für unmöglich zu erklären.

Seitdem die unersättliche Wißbegierde mit geschärften Sinnen in alle Elemente eingedrungen ist; seitdem uns die Vergrößerungsgläser einen Abgrund von fysischen Wundern, wovon niemand zuvor die mindeste Vorstellung hatte, aufgeschlossen haben, seitdem uns die Entdeckung neuer, von keinem Demokrit oder Aristoteles nur geahndeter Eigenschaften der Materie die Natur von ganz neuen Seiten gezeigt, und der unermüdliche Fleiß der Forscher fast täglich in dem Falle ist, auf Entdeckungen zu stoßen, welche die Hälfte dessen, was man vorher für wahr gehalten, wieder umstoßen oder zweifelhaft machen: seitdem haben auch unsre Begriffe vom Wunderbaren und Natürlichen, Möglichen und Unmöglichen, eine merkliche Veränderung erleiden müssen. Mitten zwischen den grenzenlosen Tiefen des Unendlichgroßen und Unendlichkleinen, wo jeder Sonnen-

staub eine Welt, und jede Welt ein Sonnenstaub, jeder belebte Keim eine ganze Schöpfung, jeder Punkt im Unermeßlichen ein Schauplatz ist, zu dessen Durchschauung das Leben eines Menschen nicht zureichte, lernt der Mensch bescheidner von seinen Einsichten denken, und wird immer furchtsamer zu entscheiden was die Natur könne oder nicht könne, je öfter er schon in seinen zu raschen Urtheilen durch nachfolgende Erfahrungen beschämt worden ist. Vor einigen Jahrhunderten hatte das Wunderbare beynahe alle Begriffe vom Natürlichen aus den Köpfen unsrer Vorfahren verdrängt: jetzt verenget die Natur immer mehr die Grenzen des Wunderbaren, und wir finden uns hier auf allen Seiten von so vielen Unbegreiflichkeiten umringt, daß uns beynahe nichts mehr in Erstaunen setzt.

So günstig indessen dieser Umstand den Geister=Erscheinungen, besonders den Gespenstern und Mittelgeistern, (welche unter allen Einwohnern der bezauberten Welt noch immer die meisten und scheinbarsten Zeugnisse vor sich haben) seyn mag: so ist doch unser Unvermögen ihre Unmöglichkeit zu beweisen alles, was zu ihrem Behufe daraus geschlossen werden kann.

Und verbietet uns da nicht eben diese Vernunft — welche uns abhält zu entscheiden, daß etwas darum unmöglich sey weil wir uns keine deutliche Vorstellung machen können wie es möglich sey — etwas bloß darum für möglich zu erklären, weil wir nicht einsehen wie und warum es unmöglich seyn sollte?

Wir befinden uns also hierüber in einem ziemlich wagerechten Schwanken; und das gewisseste wozu wir uns selber bringen können, ist das Gefühl, daß ein erscheinender Geist, an sich selbst und ohne Rücksicht auf besondere Erfahrungen und Zeugnisse, weder etwas so unnatürliches sey, um für ganz unmöglich gehalten zu werden, noch natürlich genug, um uns nicht, in jedem besondern Falle, gegen seine Wirklichkeit mißtrauisch zu machen.

Der Erzähler einer Geistergeschichte, die er als vorgeblicher Augen- oder Ohrenzeuge in ganzem Ernste für wahr giebt, kann sich heutiges Tages darauf verlassen, daß er die meisten Personen von Erziehung und Kenntnissen, sogar diejenigen, die hierin bloße Prätendenten sind, unglaubig finden werde. Wie glaubwürdig auch der Gewährsmann in unsern Augen seyn mag, die Erzählung selbst ist es niemahls; denn es ist einem seiner Vernunft mächtigen Menschen eben so natürlich eine solche Geschichte nicht zu glauben, als zu glauben daß die Sonne morgen wieder aufgehen werde. Dieser Glaube und jener Unglaube beruhen auf einerley Gründe.

Lassen wir aber einen Filosofen auftreten, und in einem ausdrücklich dazu geschriebenen Buche mit scharfsinnigen und scheinbaren Gründen aller Art beweisen, daß alle für historisch wahr ausgegebene Gespenster- und Geistergeschichten auf gar keinem glaubwürdigen Zeugnisse beruhen; und daß diese Erscheinungen, welche man ohne Einwirkung solcher Wesen, die zu keinem der bekann-

ten Naturreiche gehören, nicht erklären zu können glaubt, sich aus bekannten natürlichen Ursachen sehr wohl erklären lassen: augenblicklich wird etwas, das (wenn ich nicht irre) nicht bloß Widersprechungsgeist ist, in uns rege, welches uns drängt, die verfolgten Fantomen in unsern Schutz zu nehmen.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt diese doppelte Bemerkung zu machen; und, ohne sie darum für etwas allgemeines zu geben, glaube ich, daß man von dem größern Theile derjenigen, welchen dermahlen die Benennung von Personen von Erziehung zukommt, sagen könne, daß sie, ungeachtet des Unglaubens, den sie allen Erzählungen von Geister-Erscheinungen, welche bey Gelegenheit in einer Gesellschaft zirkulieren, entgegen setzen, im Herzen doch sehr geneigt sind, die Partey der Geister gegen einen jeden zu halten, der ihnen entweder das Daseyn selbst, oder wenigstens alle Gemeinschaft mit uns irdischen Menschen absprechen wollte.

Mir däucht, diese Neigung habe, ausser der Liebe zum Wunderbaren, noch einen besondern Zusammenhang mit der Hoffnung, (die dem Menschen eben so natürlich ist als jene) nach diesem Leben in einem andern persönlich fortzudauern. Von Kindheit an mit Gespenstergeschichten genährt, welche sehr zuversichtlich auf angebliche Erfahrungen oder glaubwürdige Berichte gestützt werden, gewöhnt sich unsre Fantasie, die Gespenster und die übrigen Geister, deren Daseyn auf der Tradizion beruht, als Einwohner jener unsichtbaren Welt anzusehen, in wel-

che dereinst überzugehen unser Schicksal seyn werde. Ohne einen besondern religiösen oder filosofischen Glauben, der uns von diesem künftigen Leben angenehme und wünschenswürdige Vorstellungen macht, ist der Mensch, natürlicher Weise, nichts weniger als geneigt, sich dieses Land der Seelen sehr reitzend vorzustellen. Es sind ihm, wie dem guten Kaiser Hadrian, Loca pallida, lurida, livida, bleiche, bleyfarbne, licht- und freudenleere Gegenden. Der Sund, der zwischen seinem jetzigen Leben und einem künftigen liegt, schneidet alle natürliche Gemeinschaft zwischen beiden ab: er weiß was er zurück lassen und verlieren wird; aber was er gewinnen werde, ist unbekannt oder ungewiß. Er erwartet es also zwischen Furcht und Hoffnung. Aber da der Gedanke an diese große Veränderung, so gern er ihn gänzlich aus dem Gesichte verliert, sich doch von Zeit zu Zeit aufdrängt, und der Mensch sich nun einmahl nicht verbergen kann, daß es dazu kommen muß: so ist ihm alles interessant, was einer Nachricht aus dem unbekannten Lande gleicht sieht; und gerade darum, weil er weiß, daß ordentlicher Weise niemand von dort zurück kommt, bemächtigt sich jeder, der sich als einen ausserordentlichen Gesandten oder Ueberläufer aus demselben ankündigt — so unglaublich auch die Sache an sich selbst ist — seiner ganzen Aufmerksamkeit.

Diese Vorstellungsart liegt, wenn ich mich nicht sehr irre, mehr oder weniger, bey jedem Menschen zum Grunde, auf welche Weise sie auch durch andre Umstände modificiert worden seyn mag. Der

Filosof mag sich selber noch so deutlich beweisen, daß Gespenster und Hausgeister (Spiritus familiares) und Wasserniren, welche die Kinder ins Wasser hinab ziehen, um sie mit Mandeln und Rosinen hübsch rund zu füttern und dann aufzuessen, — in eine und eben dieselbe Kategorie, nehmlich in das Fach der Ammenmährchen gehören; der Weltmann mag alle solche Dinge, die nach dem Aberglauben unsrer guten dummen Altvordern riechen, noch so witzig belächeln; und das Hofgesindel des guten Königs von Schlaraffenland Alcinous *) mag noch so laut und Bacchantisch über die Leute lachen, die keinen Magen und keinen Bauch mehr haben: Filosofen, Weltleute und lustige Brüder sind am Ende doch nur — Menschen wie andre, und (einen jeden ausgenommen, der ein ordentliches scientifisches Buch gegen die Gespenster geschrieben hat) gilt auch in diesem Stücke von ihnen allen, was Horaz von der Natur überhaupt sagt: „Wie verächtlich wir auch gewisse Gefühle, die allen Menschen gemein sind, von uns stoßen, immer giebt es Augenblicke, wo sie uns unvermerkt überschleichen.“ Wo die Natur den Menschen überhaupt schwach gelassen hat, da ist jeder zu verwunden, hätte er auch die gefährliche Stelle mit siebenfältigem Erze verwahrt.

Diese Erwägungen wären allein schon hinreichend, uns gewisse auffallende Thatsachen begreiflich zu machen, wodurch seit einigen Jahren

---

*) Alcinoi de cute curanda plus aequo operata Juventus. Horat.

unsre Zeit, aller ihrer gerühmten Aufklärung zu Trotz, auf einmahl in die dickste Verfinsterung der barbarischen Jahrhunderte zurück zu stürzen scheint. *) Ein Rückfall, der vielen nicht so unbegreiflich vorkommen würde, wenn sie bedächten, daß, aus immer fortdauernden, in der schwachen Seite des Menschen gegründeten Ursachen, nicht nur Aberglaube und Schwärmerey unter dem größten Theile der Menschen mit der Aufklärung unter dem kleinsten Theile immer gleichen Schritt hält; sondern daß die Zeiten der größten Verfeinerung, des größen Luxus, und der ungezähmtesten Liederlichkeit, von je her immer diejenigen gewesen sind, wo die schelmischen Schlauköpfe, die von allem diesem zu Erreichung ihrer geheimen Absichten Vortheil zu ziehen wissen, das beste Spiel haben.

Ich berühre diese unangenehm schnarrende Saite bloß darum, weil es sehr gegen meine Absicht wäre, wenn jemand meine bisherigen Betrachtungen so ausdeuten wollte, als ob ich dem groben, und, wofern er minder schädlich wäre, lächerlichen Mißbrauche, der in unsern Tagen von dem Hang der Menschen zum Wunderbaren und Uebernatürlichen gemacht wird, und der in eine wahre Dämono-

---

*) Diejenigen, die mit der neuesten Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes und Herzens bekannt zu seyn entweder unmittelbare Gelegenheit haben, oder sie wenigstens aus der Berliner Monatschrift kennen, wissen wovon ich rede, ohne daß es hier einer deutlichen Aeusserung bedarf.

manie auszuarten anfängt, das Wort reden wollte. Wenn wir gleich eine schwache Seite haben müssen; wenn es sogar wahr ist, daß diese schwache Seite mit gewissen Empfindungen und Neigungen, die einen Theil unsrer Glückseligkeit ausmachen, unmittelbar zusammen hängt: so bleibt darum nicht weniger wahr, daß unser angelegenstes Interesse erfordert, gegen die gefährlichen Täuschungen, denen sie uns bloß stellt, auf unsrer Hut zu seyn. Der Hang zum Neuen und Wunderbaren, das Verlangen, in den Mysterien der Natur ohne langwieriges und anstrengendes Studium inziirt zu werden, der Glaube an geistige Beweger der Natur, und an eine unsichtbare Welt, in welche wir überzugehen wünschen, die Deisidämonie, oder die Furcht vor den unsichtbaren Bären, gegen die wir uns eben darum nicht wehren können, weil sie unsichtbar sind, der Wunsch, daß das Wasser der Unsterblichkeit, das Elixier der ewigen Gesundheit, das Hütchen des Fortunatus, das Horn und der Becher Oberons, und der Stein der Weisen wirkliche Dinge und in unsrer Gewalt seyn möchten, sind freylich lauter Neigungen und Wünsche, die theils dem menschlichen Herzen, theils der menschlichen Trägheit, Leichtfertigkeit und Albernheit sehr natürlich sind. Aber folgt daraus, daß wir uns, mit geschloßnen Augen und gebundnen Händen, von Isispriestern, Magen, Fakirn, Bonzen, Mystagogen, Traumdeutern, Weissenmeistern, Påhmannen, und Thyrspakurn, Schatzgräbern nnd Geisterbannern, wie die unwissendsten Nord- und Süd-

ländischen Wilden, zu Narren machen lassen sollen? — Eben darum, weil der Hang zum Uebernatürlichen, der Glaube an unsichtbare Bären, und der Wunsch mehr zu wissen und zu können, als Menschen wissen und können sollen, das arme menschliche Geschlecht von je her allen diesen Betrügern in die Hände geliefert, ihm dadurch unzerreißliche Ketten angelegt und unheilbare Wunden geschlagen hat: eben darum nenne ich diesen Hang, diesen Glauben, diesen Wunsch — die schwache Seite der menschlichen Natur; und eben darum ist es so nöthig, daß wir uns da, wo die größte Gefahr ist, durch die untrüglichen Grundsätze, welche Natur, allgemeine Erfahrung und allgemeiner Menschenverstand darbieten, auch am stärksten zu befestigen suchen.

Ueber

die älteſten

Zeitkürzungsſpiele.

Die Erfindung der Würfel, und eines andern bey den Griechen üblichen Spieles, welches mit unsern Kegelschieben einige Aehnlichkeit hat, wurde keinem geringern als dem angeblichen Erfinder aller Künste und Wissenschaften, dem Theut oder Hermes der Aegypter zugeschrieben. Wir haben davon das Zeugniß des Plato, der in seinem Fädros dem Sokrates eine Unterredung zwischen diesem Theut und dem Aegyptischen König Thamos in den Mund legt, welche er, ohne seinen Gewährsmann zu nennen, gehört zu haben vorgiebt. So wenig Beweiskraft auch diese Stelle hat, so beweist sie doch, daß die Erfindung dieser Spiele sich in dem grauesten Alterthume verliert.

Ein anderes bey den Alten sehr übliches Fingerspiel, welches die Franzosen Mourre, die Italiener Mora, die Lateiner digitis micare nennen, und welches aller Vermuthung nach mit einer sehr alten Art mit den Fingern zu rechnen zusammen hing,*) soll die schöne Helena erfun-

*) Beda Venerabilis, ein Brittischer Mönch, der im siebenten Jahrhundert lebte und für den gelehrtesten Mann seiner ungelehrten Zeit galt,

den haben, um sich und den Trojanischen Damen während der langen Belagerung von Troja die Zeit zu vertreiben. Diese Art zu rechnen, die, weil sie die natürlichste ist, vermuthlich auch die älteste war, wurde nach und nach immer weiter und endlich so weit getrieben, daß man durch die verschiedene Artikulierung und Stellung der Finger bis auf eine Million zählen konnte. Ich vermuthe, daß das Feine dieses Spiels in der Behendigkeit bestanden habe, womit man dem andern gewisse Zahlen vorfingerte, die er eben so geschwind errathen mußte. Doch wird es auch auf eine Art, die keine Kenntniß der Finger-Rechenkunst voraussetzt, gespielt, indem man bloß so behende als möglich mehr oder weniger Finger auf- und zuklappt, und den andern Gerad oder Ungerad? rathen läßt. Von welcher dieser Spielarten die schöne Tochter der Leda Erfinderin gewesen seyn mag, wissen wir nicht: aber das ist wohl gewiß, daß derjenige, der ihr diese Erfindung zugeschrieben, den Fürsten und Rittern am Hofe des alten Priamus wenig Ehre dadurch angethan hat.

Auf der andern Seite soll Palamedes im Lager der Griechen vor Troja zur Gemüthsergetzung der

---

hat einen Traktat über diese Art zu rechnen geschrieben, nach dessen Anweisung ein gewisser Johann Bogard die sämmtlichen Figuren derselben von 1 bis 1000000 in Kupfer gestochen i. J. 1544 zu Paris heraus gegeben hat; aus welchem Werke sie in der Folge in verschiedene andere, die von geheimen Künsten handeln, gekommen sind.

der Achäiſchen Feldherrn und Hauptleute, denen die zehnjährige Belagerung dieſer Stadt vermuthlich nicht weniger müßige Stunden ließ als die Blokade von Gibraltar den Spaniſchen, die nehmlichen Spiele erfunden oder vielleicht nur eingeführt haben, welche Plato dem Aegyptiſchen Theut beylegt.

Herodot (den die treuherzige Art, womit er ſeine Mährchen, ſo wie er ſie gehört hatte, nacherzählt, in den Augen billiger hiſtoriſcher Kunſtrichter nur deſto glaubwürdiger macht) ſchreibt die Erfindung der meiſten Ergetzungsſpiele, die bey den Griechen üblich waren, einem uralten Lydiſchen Könige, Nahmens Atys, zu, der (nach Freret's Ausrechnung) wenigſtens dritthalb hundert Jahre vor dem Trojaniſchen Kriege gelebt hat. Eine große Hungersnoth hatte das Reich dieſes Fürſten aufs äußerſte gebracht. Die Unmöglichkeit der gemeinen Noth abzuhelfen, drang ihn endlich auf ein Mittel zu denken, dem Volke wenigſtens das Gefühl ſeines Elendes zu erleichtern. Zu dieſem Ende erfand er (vermuthlich mit Hülfe ſeiner Miniſter und ſchönen Geiſter) die beſagten Spiele als ein Zerſtreuungsmittel, das durch die Leidenſchaften, die dabey erregt und beſchäftigt werden, geſchickt ſchien, ihre Aufmerkſamkeit von den Gedanken an ihren Zuſtand abzukehren. Das Volk wurde in zwey Klaſſen abgetheilt, welche Tag um Tag entweder zu eſſen bekamen oder ſpielten. Heute ſpielte die eine Klaſſe während die andre geſpeist wurde; den folgenden Tag wurde der Tiſch für die geſtrigen Spieler gedeckt, und jene mußten indeſſen ihrem Magen

mit Würfeln oder Ballschlagen die Zeit vertreiben. Freret, der dieser Anekdote in seiner Abhandlung über die Zeitrechnung des Lydischen Reiches Erwähnung thut, meint, es sey nicht natürlich, eine Hungersnoth für die Mutter von Ergetzlichkeiten zu halten. Aber es ist wenigstens nicht unnatürlicher, als die Dürftigkeit zur Mutter der Liebe zu machen, wie Plato in seinem Gastmahle thut. Und wer weiß, ob nicht wir selbst die Zeit noch erleben, wo irgend ein schlauer Plusmacher auf den Einfall kommt, diese alte Erfindung des Königs Atys von Lydien zur Grundlage einer neuen Finanzspekulazion zu machen, welche die Einkünfte seines Herrn durch die bloße Abschaffung von $182\frac{1}{2}$ Mahlzeiten des Jahrs, um drey bis vier hundert Procent — jährlich wenigstens, vermehren würde.

Wie dem auch seyn mag, so viel ergiebt sich aus Homers Odyssee, daß das Spiel mit einer Art von steinernen Kegeln, die man Pessos nannte, (das einzige an dessen Erfindung die Lydier keinen Anspruch machten) zu den Zeiten des Trojanischen Krieges unter den Griechen schon so gewöhnlich war, daß Minerva, wie sie in Gestalt des Königs Menthes Ulyssens Palast besucht, die Sponsierer der göttlichen Penelope vor der Thür über diesem Spiele antrifft. Athenäus giebt uns in seinen gelehrten Tischreden eine sehr deutliche Beschreibung, wie die besagten Freyer dieses Spiels gespielt hätten, und führt zu seinem Gewährsmann den Polyhistor Apion von Alexandria an, der es von einem Einwohner von

Ithaka, Nahmens Kteſon, unmittelbar gehört zu haben verſicherte.

Es waren nehmlich hundert und acht edle Herren, theils aus Ithika theils aus den nächſt gelegnen Inſeln, welche auf die Gemahlin und die Güter des Ulyſſes Anſpruch machten; und eben ſo viele Peſſi, d. i. längliche, unten viereckige, und oben zugerundete Steine, brauchten ſie zu dieſem Spiele. Die Freyer ſtellten ſich in zwey Reihen gegen einander über, vier und fünfzig gegen vier und fünfzig, und eben ſo wurden auch ihre Steine geſetzt, ſo daß zwiſchen den beiden Schlachtordnungen ein leerer Platz blieb, in deſſen Mitte ein beſonderer Stein geſetzt wurde, der den Nahmen Penelope bekam. Dieſe Penelope war nun das Ziel, wonach die Herren in einer beſtimmten Entfernung werfen mußten; und die Ordnung des Werfens wurde durchs Loos entſchieden. Der erſte, welcher ſo geſchickt oder ſo glücklich warf, ſie zu treffen und von ihrer Stelle wegzurücken, deſſen Stein wurde an ihren Platz geſetzt, und er warf nun von dieſem Standpunkte zum zweyten Mahle nach ſeinem eigenen Steine, der nun die Penelope vorſtellte.*) Traf er ſie ohne einen

*) So verſtehe ich wenigſtens den Text des Athenäus, und begreife nicht wie er anders verſtanden werden könne: wiewohl Herr Jakob Daleſchamp, der Lateiniſche Ueberſetzer, Mittel gefunden hat, aus der ganz klaren Erzählung des Textes etwas zu machen das gar keinen Sinn hat. Ich weiß nichts zu ſeiner Entſchuldigung zu ſagen, als daß dieß ſo ziemlich gewöhnlich bey ihm iſt.

von den andern Steinen zu berühren, so hatte er gewonnen, und hielts für eine Vorbedeutung, daß Er der Glückliche sey, der zuletzt die Braut heimführen werde: und je öfter einer in diesem Spiele obgesiegt hatte, je höher stieg seine Hoffnung.

Dieses Spiel war also zugleich eine Art von Sortilegium,*) und wurde, wie es scheint, bey den Alten öfters zu diesem Ende gebraucht.

Homer gedenkt auch noch andrer Spiele, mit denen sich die Freyer der schönen Penelope die Zeit kürzten: aber da sie von der kriegerischen und gymnastischen Art sind, welche bey den Griechen, außer den lieblichen Spielen der Musen und Grazien, (Gesang, Tanz, Musik und Theaterspielen) fast alle andre verdrängten, so gehören sie nicht zu meinem dermaligen Gegenstande.

Die vorerwähnte Sage, die den Palamedes zum Erfinder des beschriebenen Spieles mit den steinernen Kegeln macht, hat durch einen seltsamen Irrthum viele Gelehrte veranlaßt, diesen Griechischen Prinzen für den Erfinder des Schachspiels auszugeben. Denn es ist nicht abzusehen, was diesen Irrthum hätte veranlassen können, wenn er nicht daher entstanden ist, daß irgend einer (z. B. der Lateinische Uebersetzer des Aelians) das Griechische Pessi durch Latrunculi übersetzt hat, und daß unsre neuern Lateiner das Schachspiel ludum latrunculorum zu nennen pflegen,

*) D. i. eine Art von Anfrage bey dem Schicksal durch gewisse Handlungen, deren Erfolg für eine Antwort desselben aufgenommen wurde.

wiewohl das Soldatenspiel (welches bey den Römern diesen Nahmen führte) von dem Spiele der Homerischen Freyer eben so verschieden ist als vom Schachspiele, wie sichs besser unten zeigen wird.

Das wahre Schachspiel ist aus einer viel spätern Zeit, und war in Europa vor den Kreuzzügen unbekannt. Es ist ein morgenländisches Spiel.

Die ersten abendländischen Schriftsteller, welche dessen erwähnt haben, sind die Verfasser der Rittergeschichten von der Tafelrunde; bey den Griechen aber ist die berühmte Prinzessin Anna Komnena die erste, die davon, unter dem Nahmen Zatrikion, als von einem Spiele spricht, das von den Persern zu den Griechen gebracht worden sey. Aber auch die Perser gestehen,*) daß sie nicht die Erfinder desselben sind, sondern es erst in den Zeiten des großen Khosru oder Kosroes (also gegen die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts) aus Indien erhalten haben.

Ungefähr um eben diese Zeit, nehmlich unter der Regierung des Wu-Ti, haben es auch, die Sineser, laut ihres eignen Bekenntnisses, von den Indiern erhalten.

Unter diesen soll es, zu Anfang des fünften Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung, ein Bra-

---

*) S. Hyde de Ludis orientalium und Freret de l'origine du jeu des Echecs, im Vol. III. de l'Histoire de l'Acad. des Inscript. de 1731.

mine, Nahmens Nassir, Dahers Sohn,*) erfunden haben, um einen damahligen jungen und mächtigen König von Indien, Nahmens Behiib, oder Behram, — der in den ziemlich gewöhnlichen Fehler der Könige, von sich selbst zu groß und von den Menschen unter ihnen zu gering zu denken, gefallen war — mit guter Art von der Wahrheit zu überzeugen: „daß ein Fürst matt werden muß, so bald er von seinen Unterthanen verlassen wird, oder keine mehr hat.“ Hundert andre wackre Leute, Raja's und Braminen, hatten dieß dem jungen Fürsten geradezu gesagt, aber waren damit so übel angekommen, daß mehrere ihre Freymüthigkeit mit dem Leben hatten bezahlen müssen. Die natürlichen Folgen einer solchen Art zu verfahren blieben nicht lange aus. Die unterdrückten Völker gaben bereits durch gefährliche Zeichen zu erkennen, daß ihre Geduld erschöpft sey, und die zinsbaren Fürsten kehrten schon Anstalten vor, sich diesen Umstand zu Nutze zu machen — als Nassir, der Sohn Dahers, auf den Gedanken kam, dem Könige über die unglücklichen Folgen, welche sein Betragen nach sich ziehen würde, die Augen zu öffnen. Nun hatten ihm aber die Beyspiele seiner Vorgänger gezeigt, daß die Belehrung auf keine andre Weise von gutem Erfolge seyn würde, als wenn der Fürst sich solche selbst zu geben, und nicht sie von einem andern zu empfangen glauben würde. Er erfand also das Königsspiel; wo der Schach oder König, wiewohl

*) Die Araber nennen ihn Sissa.

der wichtigste unter allen Steinen, zu dessen Beschützung alle übrigen da sind, doch weder zum Angriff geschickt ist, noch sich selbst gegen seine Feinde schützen kann, wenn seine Unterthanen nicht das Beste dabey thun; und wo die gemeinen Soldaten die wichtigsten Dienste thun, und eben deßwegen auch auf alle mögliche Weise geschont werden müssen, weil der unzeitige Verlust eines einzigen genug ist, den Untergang des Königs nach sich zu ziehen oder zu beschleunigen.

Das neue Spiel wurde bald überall bekannt. Der König hörte davon sprechen, und bekam Lust es von dem Erfinder selbst zu erlernen. Der Bramine wurde nach Hofe berufen, und fand, unter dem Vorwande, Sr. Hoheit die Regeln des Spieles zu erklären, Gelegenheit genug, ihm, auf eine feine und seine Eitelkeit nicht beleidigende Art, alle die großen Wahrheiten beyzubringen, die er aus dem Munde der hofmeisterlichen Raja's und Braminen nicht hatte annehmen wollen. Kurz, der Fürst, dem es weder an Verstande noch Anlage zu edlen Gesinnungen fehlte, machte die Anwendung der Spiellekzionen des Braminen Nassir auf sich selbst, änderte sein Betragen, gewann das Herz seiner Unterthanen wieder, und wandte dadurch alles Unglück ab, das sich über ihm zusammen gezogen hatte.

So erzählen die Arabischen Autoren die Geschichte der Erfindung des Schachspiels: und man muß gestehen, wenn es gleich nur ein Mährchen seyn sollte, so ist es wenigstens gut erfunden, und die ganze Beschaffenheit dieses edeln Spieles stimmt

aufs vollkommenſte mit dem Zweck überein, der dem Erfinder beygelegt wird.

Vielleicht iſt der Leſer neugierig zu wiſſen, wie der König von Indien den Braminen Siſſa oder Naſſir für eine ſo ſchöne Erfindung belohnte. — „Sohn Dahers, ſagte Behram zu ihm,*) ich erkenne, daß du ein Mann biſt, in welchem der Geiſt der Weisheit wohnt: begehre frey was ich dir geben ſoll, es ſey ſo tief oder ſo hoch du willſt; fordre bis zur Hälfte meines Reichs, es ſoll dir werden!“

Siſſa, der Weiſe, beugte ſich mit ſeinem Antlitz zur Erde, und antwortete dem Könige: Mein Herr König, wenn ich Gnade gefunden habe vor deinen Augen, ſo gewähre mich deſſen, was ich von dir bitten will. Siehe, ich habe die Tafel meines Spiels, die hier vor dir liegt, in vier und ſechzig Felder abgetheilt. So befiehl nun deinen Knechten, welche über deine Getreidehäuſer geſetzt ſind, daß ſie auf das erſte Feld legen Ein Weitzenkorn, auf das andre Zwey, auf das dritte vier, auf das vierte acht, und ſo immer auf das nächſt folgende noch einmahl ſo viel als auf das vorgehende, bis zum letzten der vier und ſechzig Felder; und mein Herr der König laſſe dieß meine Belohnung ſeyn!

Wie der König dieß hörte, gerieth er in einen großen Zorn, und verachtete den Braminen in ſeinem Herzen, ſprechend: Du haſt nicht gefordert

---

*) So erzählt Hyde aus dem Munde eines ungenannten Rabbinen.

wie ein weiſer Mann, ſondern wie ein Narr. Meinſt du etwa, daß ich nicht Macht genug habe dir etwas großes zu geben daß du etwas ſo geringes von mir verlangſt?

Allein der Bramine blieb dabey, daß ihm an der gebetnen Belohnung vollkommen genüge, und ſetzte hinzu, wenn es Sr. Hoheit ja zu wenig dünke, ſo möchte er ihm doppelt ſo viel geben laſſen. Der König ließ alſo den Oberaufſeher über ſeine Kornhäuſer kommen, und befahl ihm, dem Braminen zu geben was er begehrt hatte.

Aber es zeigte ſich bald, daß der weiſe Siſſa ſeinem Herrn in dieſer Bitte abermahls eine indirekte Lehre hatte beybringen wollen. Denn der Oberaufſeher über die Kornhäuſer kam in kurzen wieder zurück, und verſicherte: er habe zwar die Summe der Weitzenkörner, die der König dem Braminen zu geben befohlen, auszurechnen angefangen; aber ſolche, eh' er noch über die Hälfte der Zahl vier und ſechzig gekommen, ſo ungeheuer groß gefunden, daß es ihm unmöglich ſey fortzurechnen. Alles was er davon ſagen könne, ſey: daß alles Korn im ganzen Reiche nicht hinlänglich wäre, nur die Hälfte des Getreides zu bezahlen, welches der Bramine nach dem Verſprechen des Königs zu fordern habe. *)

---

*) Man hat ausgerechnet, daß die ganze Summe nicht weniger erfordern würde als ſechzehn tauſend drey hundert vier und achtzig Städte, in deren jeder ein tauſend vier und zwanzig Kornhäuſer, in jedem Kornhauſe hundert vier und ſiebzig tauſend ſieben hundert zwey und ſechzig Maß Weitzen,

Jetzt ging dem König auf einmahl ein Licht auf; er merkte was ihm der Sohn Dahers durch diese Bitte zu verstehen gegeben hatte, ließ ihn zu sich holen, umarmte und küßte ihn, und sprach: „Nun sehe ich daß die Weisheit Gottes in dir ist; von Stund' an soll mein Volk nach deinem Munde regiert werden, und Du sollst das Brot an meinem Tische essen!" — Und der weise Sissa (setzt der Rabbi hinzu) lebte mit dem Könige, und war ihm wie sein Freund und Bruder alle Tage seines Lebens.

Ich finde nicht, wie diese Spiele in Indien und von seinem Erfinder genannt worden sey. Als es nach Persien kam, erhielt es daselbst den Nahmen Schatreng, oder Schatranschi, das Königsspiel; und diesen Nahmen behielt es auch bey den Arabern, durch welche es vermuthlich in den mittlern Zeiten zu den Spaniern gekommen, die es Xadrang, oder auch mit dem Arabischen Artikel AlXadres und Axadres nennen. Die Griechen, die es vermuthlich erst von den Arabern, vielleicht in den Zeiten der Kalifen zu Bagdad, kennen lernten, nannten es Zatrikion, die Franzosen le Jeu des Echecs, die Deutschen das Schachspiel, (jene von dem Arabischen Schek oder Scheik, diese von dem Persischen

---

und in jedem Maß zwey und dreyßig tausend sieben hundert acht und sechzig Körner wären; welches mehr Weitzen wäre, als alle Kornböden des ganzen Erdbodens seit Erschaffung der Welt enthalten haben mögen.

Schah oder Schach) die neuern Lateiner Ludum Scachorum, und die Italiener Scacchi.

Es iſt unbegreiflich, wie ein ſo gelehrter Mann als Saumaiſe war, ohne den Schatten eines Beweiſes aus Griechiſchen Schriftſtellern, die Griechen zu Erfindern eines Spieles machen konnte, in welchem alles morgenländiſch iſt. Denn ſein ganzer Beweis iſt die ſeltſamſte Frage: Wer weiß nicht, daß man die Erfindung dieſes Spiels den Griechen ſchuldig ſey? Von ihnen (ſetzt er eben ſo entſcheidend hinzu) kam es es zu den Perſern. (Exercit in Solin. p. 795.) Die Prinzeſſin Anna Komnena, die doch wohl beſſer wiſſen konnte was an der Sache war, ſagt gerade das Gegentheil. Denn da ſie in der Erzählung der Verſchwörung der vier Gebrüder Anemaden und des Schwachköpfigen Senators Salomon gegen den Kaiſer Alexius, ihren Vater, des Umſtandes, welchem dieſer Kaiſer die Entdeckung der Verſchwörung und ſein Leben zu danken hatte, erwähnt, — nehmlich, daß er gewohnt geweſen ſey, wenn er des Nachts nicht ſchlafen konnte, mit einem ſeiner nächſten Verwandten Schach zu ſpielen — ſetzt ſie hinzu: „Ein Spiel, welches bey den Aſſyrern *) erfunden worden, und von ihnen auf uns gekommen iſt.“ Daß dieſe Prinzeſſin von dem wahren Erfinder nicht genauer unterrichtet war, benimmt ihrer Glaubwürdigkeit in der Hauptſache nichts: denn ſo viel bleibt immer

*) So nannten die Griechen damahls die Araber, die im Beſitz des alten Aſſyriſchen und Perſiſchen Reichs waren.

gewiß, daß sie es hätte wissen müssen, wenn das Spiel Zatrikion Griechischen Ursprungs gewesen wäre, und daß sie solchen Falls nicht daran gedacht hätte es den Assyrern zuzuschreiben.

Ob der gute Bramine Nassir die Könige durch sein Königsspiel viel weiser und besser gemacht habe, wollen wir — nicht fragen: aber wenigstens darin hat er seinen Zweck erreicht, daß es viele Jahrhunderte lang ein Lieblingsspiel der morgenländischen Fürsten und Großen gewesen, und es noch auf diesen Tag ist. Von dem Kalifen Al-Amir, dem sechsten unter den Abbassiden, erzählt der Geschichtschreiber Elmakin eine Anekdote, die für einen sehr heroischen Beweis seiner Leidenschaft für dieses Spiel gelten kann. Er spielte eben im Innersten seines Palastes mit seinem Liebling Kuter Schach, da einer von seinen Dienern ihn erinnerte, daß es Zeit wäre seine Aufmerksamkeit wichtigern Angelegenheiten zu widmen; denn die Feinde, welche Bagdad seit geraumer Zeit belagerten, wären im Begriffe sich von der Stadt Meister zu machen. — „Gut, ich komme ja, sagte der Kalif zu dem Officier, laß mich nur erst Kutern matt machen.“

Man erzählt von unserm großherzigen Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich einen ähnlichen Zug, aber unter Umständen, die seinem Karakter zu größerer Ehre gereichen. Als ihn Kaiser Karl der Fünfte nach der unglücklichen Schlacht bey Mühlberg in seine Gewalt bekommen hatte, und, der Grundgesetze des Deutschen Reichs und seiner Wahlkapitulazion uneingedenk, ihm durch ein aus

Spanischen und Italienischen Offizieren bestehendes Kriegsgericht unter dem Vorsitze des abscheulichen Duca d'Alba den Prozeß machen ließ: spielte der Kurfürst eben mit Herzog Ernst von Braunschweig, seinem Freunde und Mitgefangnen, Schach, da ihm Karl das von jenem ungerechten Kriegsgericht über ihn gefällte Todesurtheil ankündigen ließ. Der Kurfürst hielt einen Augenblick inne, aber ohne den mindesten Anschein von Bestürzung blicken zu lassen; gab die Antwort eines Helden und eines guten Vaters; hieß darauf Herzog Ernsten, an dem der Zug war, fortziehen; spielte mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit heiter und kaltblütig fort; und freute sich, da er den Herzog matt gemacht, seines Sieges eben so herzlich, als ob nichts widriges vorgefallen wäre. *)

---

*) Robertsons Geschichte Karls V. Th. 3. S. 184. Diese Anekdote bringt mir eine andre ins Gedächtniß, welche Seneka von Kanus Julius erzählt, einem edlen Römer, den der blutdürstige Tollhäusler Kaligula, ohne eine andre Ursache als weil Kanus noch eine alt Römische Seele hatte, ermorden ließ. Kaligula hatte es ihm zehen Tage vorher gesagt, daß sein Nahme auf der Todesliste stehe, und er war der Mann, dem man so was glauben konnte. Als nach zehen Tagen der Hauptmann, der den Kanus nebst einigen andern zum Tode führen sollte, in sein Haus kam, fand er ihn ganz ruhig beym Soldatenspiele. Folge mir, rief ihm der Hauptmann zu, und wies seinen Befehl. Kanus steht auf, zählt seine Steine, und

Auch der große Asiatische Eroberer Timur, oder Tamerlan, war ein großer Liebhaber vom Schachspiele. Er spielte aber nur das große, das auf hundert zwey und dreyßig Feldern mit zwey und dreyßig Figuren auf jeder Seite gespielt wird: das gewöhnliche mit sechzehn Figuren war ihm zu klein. Die Geschichte nennt sogar diejenigen mit denen ers gewöhnlich zu spielen pflegte, und unter diesen auch den Ala-Eddin oder Aladdin, der so geübt darin war, daß er immer ohne sich einen Augenblick zu besinnen zog, und doch immer allen andern überlegen war. Timur, der auch im Schachspiel nicht gern den Kürzern zog, war doch so billig, dem Aladdin seine Ueberlegenheit zu verzeihen. Da ihm dieser einst in einem Meisterspiele viel zu schaffen machte und zuletzt auch den Sieg erhielt, rief Timur lachend aus: Aladdin, du hast gewonnen! Du bist unter den Schachspielern so einzig als Timur unter den Königen. Hingegen wird von dem berühmten Sultan Mahmud, Sebukteghins Sohn, Gahsni genannt, erzählt: daß er im Schachspiel eben so unerschöflich an Kriegslisten und eben so unüberwindlich gewesen,

---

— daß du mir nicht, sagt er zu seinem Kameraden, nach meinem Tode sagst du habest gewonnen! — Hier, spricht er zum Hauptmann, sey Du Zeuge, daß ich einen Stein mehr habe als er. Seneka Epist. XIV. Die Anekdote ist eben so herrlich, als die moralische Brühe abscheulich ist, welche Seneka darüber gießt.

als in dem eigentlichen Königsspiele, welches er mit den morgenländischen Fürsten seiner Zeit um Kronen und Länder spielte. Dieß gab einem Persischen Dichter, Nahmen Onsori, Anlaß, ihm in zwey Versen ein Kompliment zu machen, das auf einen großen König unsrer Zeit anwendbar wäre:

Mit tausend Fürsten spielt der König Mahmud
Schach,
Und jeden macht er auch auf andre Weise matt.

Das Schauspiel ist, seit den Zeiten, da die abendländischen Fürsten und Ritter es von ihren unglücklichen Kreuzzügen nach dem heiligen Grabe mitgebracht, auch in Europa lange das Lieblingsspiel der Großen gewesen. Daher kam es, daß man einem so königlichen Spiele durch die Kostbarkeit und künstliche Arbeit des Schachbrets und der Figuren Ehre anzuthun suchte, und hierin mit den Morgenländern gleichsam wetteiferte; wie davon in königlichen und fürstlichen Kunst- und Schatzkammern (so wie noch in manchen altedeln Deutschen Familien, wo man die Reliquien der Vorfahren in gebührenden Ehren hält) noch häufige Beweise anzutreffen sind. Im Orient wurde die Pracht auch in diesem Stücke so weit getrieben, daß (nach dem Geschichtschreiber Medschdi der Persische König Kosru, Perviz Sohn, ein Schachspiel, wo die eine Hälfte der Figuren von Hyazinth und die andre von Smaragd war, und ein andrer Persischer Monarch eines besaß,

deſſen mindeſter Stein drey tauſend goldne Dinars werth war.

Einer von den alten Romanciers, deren Einbildungskraft immer noch über das höchſte was ſie vor Augen hatten weit hinaus ging, giebt uns in einer Erzählung von den Abenteuern, welche den vier Brüdern und Königsſöhnen, Gauvain, (oder Galwin) Agravain, Gueret und Galleret, auf ihrem Zuge nach dem verlornen Lanzelot aufgeſtoßen, eine Beſchreibung eines Schachbrets und einer Art dieſes Spiel zu ſpielen, die in einem romantiſchen Gedichte keine ſchlechte Figur machen würde.

„Galleret, der jüngſte und artigſte von dieſen Brüdern, erblickt eines Tages, indem er aus einem Walde heraus reitet, auf einem nicht weit entfernten Hügel ein prächtiges Schloß; und indem er es mit Verwunderung betrachtet, kommt ein Fräulein aus demſelben angeritten, die ihn ſehr höflich anſpricht, und ihn im Nahmen ihrer Dame, der Gebieterin dieſes Schloſſes, einladet, bey ihr auszuruhen, und nach der Tafel eine Partie Schach mit ihr zu ſpielen. Denn, ſetzte ſie hinzu, vermöge der guten Erziehung die ein Ritter von euerm Anſehen ohne Zweifel erhalten hat, kann euch dieß Spiel nicht unbekannt ſeyn. Galleret erwiedert mit aller Artigkeit eines Ritters von der Tafelrunde: er ſey zwar kein großer Meiſter in dieſem Spiele; wiewohl ers öfters an König Artus Hofe habe ſpielen geſehen, wo der König und die Königin Genievre, und Lanzelot und Galwin und die übrigen Ritter in müßigen

Stunden

Stunden ſich gewöhnlich mit demſelben zu ergetzen pflegten; indeſſen ſey er auf allen Fall bereit, dem Fräulein zu folgen wohin ſie ihn führen würde. Dieſe brachte ihn alſo nach dem Schloſſe, wo er von der Fee Floribelle, einer großen, ſchönen und ſehr muntern Dame, freundlichſt empfangen wurde. Nach der Tafel führte ihn die Dame in einen prächtigen Saal, wo er (wie ſie ſagte) alles zu dem Schachſpiel, wozu ſie ihn eingeladen hatte, bereit finden würde. Galleret machte ein Paar Augen von der erſten Größe, wie er einen Echiquier vor ſich ſah, dergleichen er noch keinen in ſeinem Leben geſehen hatte; denn der ganze Saal ſtellte das Schachbret vor. Er war mit großen Quaderſteinen von ſchwarzem und weißem Marmor gepflaſtert, welche die Felder des Schachbrets ausmachten; und die Figuren, welche theils von Elfenbein, theils von Ebenholz zu ſeyn ſchienen, waren alle in Lebensgröße, und auſſerordentlich prächtig aufgeſchmückt. *) Ihre Waffenrüſtungen waren von geſchmelztem Gold, und, eben ſo wie ihre

*) Don Juan di Auſtria (Filipp des vierten Sohn) ſoll einen Schachſaal von der nehmlichen Einrichtung gehabt, und ſich zum Spielen ſtatt der Steine lebendiger hierzu abgerichteter Perſonen bedient haben. War dieß Nachmachung des Schachſpiels der Fee Foribellu? Es iſt kaum zu vermuthen, daß Don Juan dieſes Fabliau, welches Sainte-Palaye erſt kürzlich aus einer Handſchrift ans Licht gezogen, gekannt haben ſollte.

Kleidung, mit Perlen und Edelgesteinen von grossem Werthe reichlich besetzt. Vorzüglich schimmerten die beiden Könige und Königinnen in einer ganz verblendenden Herrlichkeit. Die Läufer, die man damahls Alsins oder Bannerträger nannte, stellten Soldaten zu Fuß vor, aber von Kopf bis zum Fuß bewaffnet, und trugen prächtige Fahnen, von zwey verschiedenen Farben in der Hand, in welche zwey verschiedene Devisen mit Gold und Perlen gestickt waren. Die Springer saßen als Ritter auf Pferden von gediegenem Golde, und man konnte nichts reichers sehen als ihre Rüstungen, Waffen und Pferdedekken. Die Thürme wurden von goldnen Elefanten getragen. Die simpeln Pions oder Bauern wurden endlich durch Soldaten zu Fuß vorgestellt, die mit Streitäxten bewaffnet waren, und so marzialisch aussahen, als ob sie das Zeichen zum Angriff kaum erwarten könnten. Aber das seltsamste bey dem allen war, daß der große Zauberer, der Werkmeister dieses wundervollen Schachspiels, (eben so geschickt wie Homers Vulkan) diesen Figuren die Eigenschaft gegeben hatte, sich auf bloße Berührung mit einem Stäbchen, welches der Spielende in der Hand hatte, von selbst nach dessen Befehle zu bewegen, und den Platz einzunehmen, den er ihnen anwies. Die Dame des Schlosses unterrichtete den Ritter zu seinem großen Erstaunen von dieser eben so bequemen als wunderbaren Art Schach zu spielen, und trug ihm hierauf ein Spiel an, mit der Bedingung: daß, wofern er obsiegen würde, er diesen kostbaren Echiquier zusammt dem Schlosse und der Dame oben drein ge-

wonnen haben, hingegen, wenn er das Spiel verlöre, auf Lebenslang ihr Sklave seyn sollte. Der junge Ritter erschrack zwar ein wenig über diesen Antrag; doch ermannte er sich sogleich wieder, und erklärte sich bereit, das Abenteuer zu unternehmen; voller Hoffnung, (wie die Jugend sich immer mehr zutraut als sie sollte) daß ihm das Schachfeld, das Schloß und die Dame nicht entgehen könnte. Das Spiel fing also an. Die Dame gab ihm ein weißes Stäbchen, mit welchem er die Figuren berührte, und ihnen befahl wie sie gehen sollten: ein gleiches that die Dame mit einem schwarzen Stäbchen. So wie die Figuren berührt wurden, schienen sie sich zu beleben, hoben ihre Streitärte, Lanzen, Fahnen oder Schwerter, und bewegten sich mit kriegerischen Geberden an den angewiesenen Platz, als ob sie auf ihre Gegner losgingen, trafen aber einander nicht eher, bis in dem Augenblick, da nach den Gesetzen des Spiels eine Figur genommen werden mußte. Diese Art zu spielen gefiel dem jungen Ritter so wohl, daß er immer frischer auf seine Gegnerin losging; aber nicht lange, so nahm das Spiel eine Wendung, die seiner Geschicklichkeit nicht so viel Ehre machte als seinem Muthe. Kurz, er befand sich matt eh' ers sich versah, und es blieb ihm also kein andrer Ausweg übrig, als seine Revenge von der Dame zu verlangen. Sie bewilligte ihm solche zwar, doch mit der Erklärung: daß sie nicht länger als bis zu Sonnenuntergang, und also höchstens drey Partien würden spielen können. Auch haben wir, setzte sie hinzu, hier noch ein andres Gesetz, und das ist: daß wer eine Partie

auf den vierten Zug verliert, keine Revenge fordern kann. Der junge Galleret ließ ſich alles gefallen, ſpielte mit aller Aufmerkſamkeit deren er fähig war, gewann die Partie, verlor aber die dritte als die entſcheidende, und mußte ſich alſo gefallen laſſen, entwaffnet in ein Gefängniß abgeführt zu werden, wo er den Troſt hatte eine Menge andrer Ritter anzutreffen, die ihre Freyheit wie er verſpielt hatten; und wo er ſich ſo lange gedulden mußte, bis ſein Bruder Galwin ſo glücklich war die Dame durch den Echec du berger auf den vierten Zug matt zu machen, und, nach verſchiedenen andern Abenteuern, den jungen Galleret endlich in den Beſitz der ſchönen Foribelle und ihres Schachſpiels zu ſetzen."

Wenn die Ritterbücher und Fableaux des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts hiſtoriſchen Glauben in irgend einem Punkte verdienen könnten, ſo wäre das Alter des Schachſpiels in Europa um viele Jahrhunderte, früher hinaus zu ſetzen, als ich es nach Freret's Meinung angegeben habe. Aber die gröbſten Verſtoße wider die Kronologie, Geografie und Geſchichte ſind dieſen Romandichtern ſo gewöhnlich, daß es ihnen nicht mehr Mühe koſtete, die Ritter an des Königs Artus Hof Schach ſpielen zu laſſen, als Babylon nach Aegypten zu verſetzen, die Emirn der Araber in Admirale zu verwandeln, und Karln dem Großen eine Kreuzfahrt nach Paläſtina anzudichten. Daß das Schachſpiel zu ihren Zeiten an den Höfen der großen Herren in Frankreich

gespielt, und die Geschicklichkeit in demselben für eine Anständigkeit eines wohl erzogenen Ritters angesehen wurde, war ihnen schon genug, um sich versichert zu halten, daß es den Rittern der Tafelrunde, als den wahren und vollkommensten Modellen aller ritterlichen Eigenschaften und Tugenden auch an dieser nicht habe fehlen können.

Einen stärkern Beweis gegen Frerets Meinung würde das Schachspiel mit großen elfenbeinernen Figuren und Arabischen Karakteren abgeben, welches in dem Schatz der Abtey St. Denys gezeigt wurde, wofern das Vorgeben gegründet wäre, daß es Karln dem Großen zugehört, der es aus dem Orient (vermuthlich unter den Geschenken des Kalifen Harun Alreschid) erhalten habe. Allein die Arabischen Karaktere geben dieser Tradizion um so weniger Gewicht, weil die Figuren nicht morgenländisch, sondern nach Europäischer Art gebildet sind. Dieser letzte Umstand, und der Nahme des Künstlers Josef Nikolas, könnte eher die Vermuthung erwecken, daß es das Werk eines spätern Griechischen Meisters gewesen. Wenn Karl das Schachspiel gekannt oder geliebt hätte, so würde sich doch wohl im Eginhard, der so sehr ins Besondere seines häuslichen Lebens geht, eine Spur davon finden.

Noch weniger Aufmerksamkeit verdient die Anekdote, die in des berühmten Gustavus Selenus, oder Herzog Augusts von Lüneburg, ausführlicher Beschreibung des Schach- oder Kö-

nigsspiel, pag. 14, aus zwey ungedruckten Bayerischen Kroniken angeführt ist, „von dem Sohn eines Herzogs Okar in Bayern, der an dem Hofe König Pipins von Frankreich gelebt haben, und von dem Sohne des Königs erschlagen worden seyn soll, weil dieser nicht habe leiden können, daß ihm jener im Schachspiel immer überlegen gewesen." — Eine andre handschriftliche Kronik, auf welche sich Herzog August beruft, erzählt die Sache folgender Maßen: „Die beyden Fürsten, Herzog Albrecht und Herzog Okar, hatten nit mehr denn einen Sun, (haben sie ihn mit einander gehabt?) der ward erschlagen in seinen jungen Tagen mit einem Schachzabelbret an König Pipinus Hofe von Frankreich von einem andern jungen Fürsten." — Der Sohn des Königs Pipinus, den der Sohn dieser beiden angeblichen Herzoge von Bayern mit einem Schachbret erschlagen haben soll, müßte einer von den vielen natürlichen Söhnen gewesen seyn, die ihm von einigen Genealogisten zugeschrieben werden, wiewohl die gleichzeitigen Geschichtschreiber ihrer keine Meldung thun. Denn von den drey Söhnen, die er von seiner Gemahlin Bertha hatte, wurde keiner mit einem Schachzabelbret erschlagen. Die beiden ältesten, Karl und Karlmann, regierten nach ihrem Vater, und der jüngste, Pipin, starb, eh' er wußte was Schachspiel war, in seinem dritten Jahre. Die erste Kronik spricht, aber so, als ob Pipin nur Einen Sohn gehabt hätte; die andre hingegen sagt gar nichts von einem Sohne desselben. Ueberdieß kommen in der Geschichte dieser Zeit wohl ein paar edle Bayrische Herren, Nahmens Adel-

bert und Ottker, vor, welche mit dem Bayrischen Hause verwandt, aber darum weder Herzoge von Bayern waren, noch so genannt wurden. Die ganze Anekdote sieht also einem Mährchen sehr ähnlich, und scheint für das Alterthum des Schachspiels nicht viel mehr zu beweisen, als die Geschichte der vier Haymons Kinder: wo Kaiser Karls Neffe Reinholden von Montauban, ebenfalls wegen eines überm Schachspiel entstandenen Haders, das Schachzabelbret an den Kopf wirft; dieser aber den Spaß unrecht versteht, und mit dem nehmlichen Schachbret dem Prinzen einen solchen Schlag vor die Stirne giebt, daß er gählings todt zu Boden fällt. Etwas Wahres ist an dergleichen alten Volksromanen und Sagen immer; aber da es selten möglich ist, es von dem Erdichteten zu unterscheiden, so können die daraus hergenommenen Zeugnisse in zweifelhaften historischen Fällen von keinem Gewichte seyn. Gesetzt also, daß eine wirkliche Begebenheit an König und Pipins Hofe zu jener Anekdote den Anlaß gegeben hätte: könnte das Spiel, worüber die jungen Fürstensöhne sich entzweyten, nicht das alte Römische Soldatenspiel (ludus latrunculorum) gewesen seyn — welches von den Römern zu den Galliern und von den Galliern zu den Franken übergegangen, bey diesen aber nach und nach aus der Gewohnheit gekommen; und endlich, da das Schachspiel den Weg nach Europa gefunden, von diesem nicht nur gänzlich verdrängt, sondern auch in der Folge von den unwissenden Schriftstellern dieser Zeiten mit demselben verwechselt worden?

Da beide Spiele, ſo weſentlich auch ihre Verſchiedenheit iſt, doch in verſchiedenen Stücken und hauptſächlich darin übereinkommen, daß beiden der Nahme von Kriegs- oder Soldatenſpielen ganz eigentlich zukommt, ſo war dieſe Verwechslung bey Romanſchreibern, die wenig oder gar keine Kenntniſſe des Alterthums hatten, um ſo leichter möglich, als von jenem Römiſchen Spiele ſich immer noch einige Erinnerung und Tradizion erhalten haben mochte. Aber wie beynahe alle neuere Filologen ſich ſo feſt haben in den Kopf ſetzen können, die dem Palamedes (wiewohl ohne Grund) zugeſchriebene Petteia der Griechen (das oben beſchriebene Kegelſpiel der Homeriſchen Freyer) und den ludum latrunculorum der Römer mit dem morgenländiſchen Schachſpiele zu vermengen, würde unbegreiflich ſeyn, wenn man nicht wüßte, daß ein einziger Mann wie Saumaiſe Anſehen genug hatte, hundert andere auf ſein bloßes Wort irre zu führen.

Das Wenige, was man aus Zuſammentragung und Vergleichung aller Stellen, worin die alten Römiſchen Schriftſteller des Latronen- oder Latrunkelnſpiels beyläufig Erwähnung thun, heraus bringen kann, iſt zwar nicht hinreichend uns einen kunſtmäßigen Begriff davon zu geben: aber doch mehr als vonnöthen iſt, um einen jeden, der bloß ſehen will was da iſt, zu überzeugen, daß zwiſchen dieſem Römiſchen und dem Schachſpiel nicht mehr Aehnlichkeit war, als zwiſchen dem Schach- und dem Damenſpiele.

Da ich einmahl über diese Materie gerathen bin, so werden Leser, die für alles Menschliche — und also auch für die Spiele der Menschen einige Anmuthung haben, sich vielleicht nicht verdrießen lassen, bey dem Spiele, das einst so viel Reitz für die Herren der Welt hatte, noch ein wenig zu verweilen.

Und warum sollten denn die Spiele der Menschen unsrer Aufmerksamkeit unwürdig seyn? Spielen ist die erste und einzige Beschäftigung unsrer Kindheit, und bleibt uns die angenehmste unser ganzes Leben durch. — Arbeiten wie ein Lastvieh ist das traurige Loos der niedrigsten, unglücklichsten und zahlreichsten Klasse der Sterblichen; aber es ist den Absichten und Wünschen der Natur zuwider. Der Mensch ist nur dann an Leib und Seele gesund, frisch, munter und kräftig, fühlt sich nur dann glücklich im Genuß seines Daseyns, wenn ihm alle seine Verrichtungen, geistige und körperliche, zum Spiele werden. Die schönsten Künste der Musen sind Spiele, und ohne die keuschen Grazien stellen auch die Götter (wie Pindar singt) weder Tänze noch Feste an. Nehmet vom Leben weg, was erzwungner Dienst der eisernen Nothwendigkeit ist, was ist in allem übrigen nicht Spiel? Die Künstler spielen mit der Natur, die Dichter mit ihrer Einbildungskraft, die Filosofen mit Ideen und Hypothesen, die Schönen mit unsern Herzen, und die Könige leider! — mit unsern Köpfen. Wo ist je ein Fest, ein Tag öffentlicher geselliger Freude, ohne Spiele ge-

wesen? Und wie oft ist nicht (wie das Sprichwort sagt) aus Spiel Ernst, und das, was schuldloser Scherz und Nepenthe der Sorgen des Lebens seyn sollte, zur Quelle des bittersten Kummers geworden? Wie oft haben ganze Völker ihre Freyheit, ihren Ruhm, ihr Glück, im eigentlichsten Verstande verspielt? — Bloß in der Beschaffenheit der Spiele und in der Art zu spielen liegt der Unterschied, der ihren guten oder bösen Einfluß, ihre heilsamen oder verderblichen Folgen bestimmt; aber eben dieß ists, was sie in der Karakteristik der Völker und Zeiten bedeutend und merkwürdig macht.

Ein aufgeklärter Geist verachtet nichts. Nichts was den Menschen angeht, nichts was ihn bezeichnet, nichts was die verborgenen Federn und Räder seines Herzens aufdeckt, ist dem wahren Filosofen unerheblich. — Und wo ist der Mensch weniger auf seiner Hut als wenn er spielt? Worin spiegelt sich der Karakter einer Nation aufrichtiger ab als in ihren herrschenden Ergetzungen? Was Plato von der Musik eines jeden Volkes sagte, gilt auch von seinen Spielen: keine Veränderung in diesen, (wie in jener) die nicht entweder die Vorbereitung oder die Folge einer Veränderung in seinem sittlichen oder politischen Zustande wäre!

Ich würde es daher als eine selbst des scharfsinnigsten Menschenforschers keineswegs unwürdige Beschäftigung ansehen, wenn ein solcher sich entschlösse, die Geschichte der Spiele, mit filo-

sofischem Auge betrachtet, zum Gegenstand einer genauen und vollständigen Untersuchung zu machen.

Doch, wieder zu dem Lieblingsspiele der Römer.

Zu Plautus und Ennius Zeiten — wo die Römische Sprache von der Sprache des Augustischen Jahrhunderts eben so verschieden war als es die Deutsche unter Friedrich dem Zweyten von der unter Josef dem Zweyten ist — hieß Latro ein Soldat und Fur ein Knecht. Schon in Cicero's Zeit hatten beide Wörter (vermuthlich aus Schuld der Soldaten und Knechte) ihre erste Bedeutung im gemeinen Leben verloren, und jenes war in Räuber, dieses in Spitzbube ausgeartet. Aber als der ludus latronum oder latrunculorum bey den Römern aufkam, und das gewöhnlichste Spiel wurde, womit sich Offiziere und Soldaten im Lager die Zeit vertrieben, stand das Wort latro noch in gutem Ruf; und das Spiel behielt seinen alten Nahmen, auch nachdem das Wort seine alte Würde überlebt hatte. Es wurde auf einer Art von Damenbret, welches beym Seneka tabula latruncularia heißt, mit Steinen (calculi) gespielt, welche latrunculi oder Soldätchen genennt wurden. Der Nahme Soldatenspiel, unter welchem ich seiner schon einige Mahl erwähnt habe, ist also eine wörtliche Uebersetzung seines Römischen Nahmens, und bezeichnet zugleich einen wesentlichen Karakter der Spieles selbst. Denn es sollte seiner Natur und Absicht nach ein militärisches Spiel

seyn; und in der Art, wie beide Spieler (denn es wurde unter zweyen gespielt) nach den Gesetzen desselben ziehen und schlagen mußten, bot es eine Menge Gelegenheiten dar, seinen Gegner in die Enge zu treiben, zu überlisten, *) zu überfallen, oder sich selbst aus einer schlimmen Lage herauszu ziehen, einen begangnen Fehler wieder gut oder einen Fehler des Gegners sich zu Nutze zu machen u. s. w. Kurz, es kam dabey, wie im Kriege, auf Angriff und Vertheidigung an, und war also in so ferne dem Schachspiel ähnlich: aber sonst sowohl in der Beschaffenheit der Steine, als in der Art wie es gespielt wurde, von demselben ganz verschieden. Die Steine waren zwar auch von zweyerley Farbe, nehmlich weiß und schwarz, (und mußten es seyn, damit jeder von den Spielenden die seinigen bequemer erkennen und übersehen konnte) aber sie waren weder an Figur noch Gang von einander unterschieden. Sie rückten in gerader Linie vor, und es wurden immer zwey erfordert, um dem Feind Einen nehmen zu können. **) Daher mußte jeder vorrückende oder sich zurückziehende

---

*) Insidiosorum si ludis bella latronum,
Gemmeus iste tibi miles et hostis erit.
Martial.

**) Cautaque non stulte latronum praelia ludat,
Unus cum gemino discolor hoste perit?
Ovid. Arte amandi L. III.

Stein von einem hinter ihm ſtehenden bedeckt ſeyn. *) Die angeführten Stellen ſind nicht hinlänglich, um daraus zu ſehen, unter welchen Umſtänden ein Stein genommen wurde oder ſich noch zurückziehen konnte: aber dieß iſt gewiß, daß der Erfolg des ganzen Spiels darauf beruhte, dem Feinde ſo viele Steine zu nehmen als möglich, oder ſeine Steine ſo einzuſchließen, daß er nicht mehr ziehen konnte, welches ſie anbinden (alligare) nannten; **) daß hingegen wieder allerley Mittel waren, einen angebundenen Stein wieder in Freyheit zu ſetzen, und daß in der Bemühung, dieſes auf der einen Seite zu bewirken und auf der andern Seite zu verhindern, die hauptſächlichſte Feinheit des Spieles lag. Auf dieß deutet die Stelle im Seneka, (Ep. 117.) wo er ſagt: „Wem in dem Augenblick da er einem Latrunkelnſpiele zuſieht, angeſagt wird, ſein Haus brenne, der hält ſich nicht auf vorher das Spiel zu überſehen, und bekümmert ſich nun wenig mehr darum, wie der angebundene Stein ſich wieder heraus wickeln werde.“ Die oben ſchon aus eben dieſem Schriftſteller angezogene Stelle (de Tranquil. An. c. XIV.) beweißt, daß, wer

---

*) Nec tuto fugiens incommitatus eat.
Id. Trist. II. v. 480.

**) Ut niveus nigros, nunc ut niger alliget albos,
Ecloga ad Pisonem, in Catalectis
Vet. Poetat.

einen Stein mehr hatte als sein Gegner, sich schon größere Hoffnung machen konnte die Partie zu gewinnen. Aus einer andern Stelle in des Vopiskus Nachrichten vom Leben des Gallischen Gegenkaisers Prokulus zeigt sich, daß der Sieger Imperator hieß; und daß also, wie es im Schachspiele darauf ankommt wer den andern matt macht, es in diesem darauf ankam, wer von beiden Imperator würde? (quis Imperator exiret?) Prokulus, der sich, durch einen unternehmenden Geist und eine körperliche Stärke von der seltensten Art, von einem gebornen Räuber (denn seine Vorfahren hatten dieß Handwerk schon von langem her getrieben) zum Anführer einiger Römischen Legionen in Gallin, in den verworrenen Zeiten des Kaisers Aurelianus, geschwungen hatte, wurde (wenn Vopiskus und sein Gewährsmann Onesimus Glauben verdienen) von den Lugdunensern bey einer solchen Gelegenheit zum Kaiser ausgerufen. Er spielte nehmlich bey einem großen Gastmahle ad latrunculos, und war bereits zehnmahl hinter einander Imperator in diesem Spiele geworden: als einer von den Gästen den Einfall hatte, ihn deßwegen scherzweise mit einem Ave Auguste! zu komplimentieren. Um den Spaß rund zu machen, brachte der scherzhafte Gallier ein Purpurkleid herbey, warf es dem Sieger um die Schultern, und verehrte den neuen August mit der gewöhnlichen Kniebeugung. Die Lugdunenser, welche sich zu dem damahligen Kaiser Probus nicht viel Gutes zu versehen hatten, und vermuthlich mit dem Ge-

danken, ihm den Prokulus entgegen zu stellen, schon länger umgegangen waren, ergriffen das Omen. Der Spaß wurde Ernst, und Prokulus wurde, wiewohl nicht auf lange Zeit, zum wirklichen Römischen Imperator ausgerufen — weil er zehnmahl Imperator im Soldatenspiele geworden war.

Aus allen den Stellen, wo dieses Spieles in den alten Römischen Schriftstellern gedacht wird, und wovon wir die meisten angeführt haben, ist ersichtlich, daß es, zu Augusts Zeiten, eines der gewöhnlichsten und beliebtesten Spiele in Rom war. Ovid in seiner leichtfertigen Arte amandi macht es seinen Schülerinnen zur Pflicht, nicht unerfahren darin zu seyn. Hingegen empfiehlt er auch dem Liebhaber, der auf eine Dame Absichten hat, seine Geschicklichkeit nicht zur Unzeit zu zeigen, und die Dame mit guter Art gewinnen zu lassen.

Sive latrocinii sub imagine calculus ibit,
Fac pereat vitreus miles ab hoste tuus.

L. II. 306.

Aus einer andern Stelle in der Elegie, die das zweyte Buch seiner Tristium ausmacht, erhellt, daß damahls auch schon ein Buch vorhanden war, das die Theorie dieses Spiels abhandelte und Vorschriften, es gut zu spielen, gab; und aus etlichen Stellen des Seneka sehen wir, daß es zu

seiner Zeit Leute gab, die ihr ganzes Leben an der tubula latruncularia verspielten. *)

Der gelehrte Hyde schließt aus allem, was man von der Beschaffenheit dieses alten Spiels heraus bringen kann, daß es mit unserm Damenspiel einerley gewesen sey; oder, daß der Unterschied zwischen diesem letztern und dem Römischen Soldatenspiele wenigstens nicht größer gewesen sey, als der Unterschied zwischen dem Morgenländischen und Europäischen Schachspiele. Wie es aber gekommen, daß es aus einem Soldatenspiel ein Damenspiel geworden, können wir nicht sagen. Indessen scheint die Erklärung, welche Hyde davon giebt, indem er diese letztere Benennung von dem Deutschen Worte Damm, oder Dam, (wie die Engländer, Schweden und Dänen es schreiben) ableitet, der Aufmerksamkeit eines Etymologisten nicht unwerth zu seyn. Die unsprüngliche Bedeutung des Wortes Damm verliert sich zwar in dem frühesten Alter unsrer Sprache; scheint aber doch, so wie das Zeitwort Dammen oder Dämmen und das davon abstammende Dämpfen, sich auf etwas kriegerisches bezogen zu haben. Denn vermuthlich ist es mit dem Griechischen Worte *δαμειν* einerley Ursprungs

---

*) Persequi singulos longum est, quorum aut latrunculi, aut pila, aut exoquendi in sole corporis cura, consumpsere vitam. Sen. de Brev. Vitae c. XIII.

sprungs. Es ist aber nicht wohl möglich etwas bestimmtes hierüber zu sagen, da die Zeit, wenn dieses Spiel unsern alten Vorfahren bekannt geworden, unbekannt ist. Tacitus berichtet uns zwar, daß sie dem Würfelspielen mit einer solchen Leidenschaft ergeben gewesen, daß sie nicht nur oft Hab' uud Gut dabey verspielt, sondern, wenn sie alles verloren, zuletzt sogar das, was ihnen sonst so lieb als das Leben war, ihre Freyheit selbst auf den letzten Wurf gesetzt: aber von dem Soldaten- oder Damenspiel erwähnt er nichts; wie er (dem ihre Sitten so bekannt waren) gewiß gethan hätte, wenn es ein gewöhnliches Deutsches Spiel gewesen wäre.

Das Damenspiel, das schon längst bey allen Europäischen Völkern üblich war, ist auch zu den Türken übergegangen, bey denen es Atlanbaschi, gewöhnlicher als Dama, oder Dama Ojuni, heißt. Die Griechen haben es nicht gekannt. Es war, allem Vermuthen nach, eine Erfindung der Römer, und wenigstens acht hundert Jahre älter als das Europäische Schachspiel, mit welchem es, so ganz ohne Grund, von den meisten Gelehrten, und noch neuerlich (nachdem Hyde die Geschichte desselben schon so überzeugend ins Klare gesetzt hatte) von dem Französischen Herausgeber der Alexias der' Cäsarissa Anna Komnena, dem Jesuiten Possin, vermengt worden ist.

Natürlicher wenigstens wäre es, zu glauben, daß der Erfinder des Schachspiels von dem Römischen Soldatenspiel einige Kenntniß gehabt, und

solches durch die vorgenommenen Veränderungen theils zu einer größern Vollkommenheit gebracht, theils der morgenländischen Staats- und Kriegs-Verfassung, und seiner besondern Absicht auf seinen König gemäßer eingerichtet habe.

Ueber die Ideale

der

Griechischen Künstler.

I.

Ich bin nicht belesen genug, um zu wissen, ob unter den unzähligen weisen Leuten, die seit vier tausend Jahren über göttliche und menschliche Dinge — radotiert haben, nicht schon einer gewesen ist, der uns a priori bewiesen:

„daß die menschliche Gestalt unter allen möglichen Gestalten die schönste sey."

Sollte es schon geschehen seyn oder noch künftig geschehen, so hätte der Mann, der sich dieses Verdienst um die Menschheit gemacht hat oder dereinst noch machen wird, meines Erachtens weiter nichts damit gethan, als — was Swift den edeln Huynhnhnm thun läßt, der dem armen gedemüthigten Tropf Gulliver in die Zähne beweißt:

„daß die Pferdegestalt unendliche Mahl schöner und vollkommner sey als die menschliche."

Was indessen niemand zu läugnen begehren wird, ist dieß: daß es uns Menschen vor der Hand noch immer unmöglich geblieben ist, eine Gestalt

die uns schöner vorkäme zu erfinden als die Gestalt unsrer eignen Gattung. Und das ist für unsern Hausbrauch genug.

Aber so ausgemacht dieß ist, so wenig kann geläugnet werden: daß schwerlich jemahls ein einzelner Mensch, Mann oder Weib, in so hohem Grade schön gewesen sey, daß seine Gestalt, stückweise oder im Ganzen, nicht immer noch schöner als sie war hätte gedacht werden können; oder, daß er nicht Ursache gehabt hätte zu befürchten, es könnte unversehens ein schönerer kommen und ihn aus dem Besitz seines vermeinten Vorzugs heraus werfen.

Dieser Satz scheint mir so wahrscheinlich, daß ich beynahe versucht werden könnte, mit den Worten eines Sehers unsrer Zeit zu fragen: „Eine Wahrheit von so millionenfachen Beweisen, darf sie im Ernst in Zweifel gezogen werden?" — wofern ich dergleichen Lebhaftigkeiten, in Untersuchungen wo es immer ein Unglück ist gar zu warm zu werden, für anständig hielte.

In der That, was kann man von dem Zusammenflusse aller dieser unzähligen fysischen und sittlichen Ursachen, die vom Augenblicke der Zeugung an bis zum Augenblicke der Zerstörung von allen Seiten auf jeden Menschen eindringen, anders erwarten, als daß die Anlage zur Schönheit in ihm mehr oder weniger dadurch angefochten werden müsse? Von diesen widrigen Einflüssen ist kein Klima, so wohl gemäßigt es sey, ist kein Sterblicher, so wohl geboren und glücklich erzogen er sey, ausgenommen. Oder, wo ist das Land, worin nur in zehn Jahren die Witterung nie un-

mäßig, die Luft nie mit schädlichen Dünsten und Samen ansteckender Krankheiten angefüllt gewesen wäre? Wo ist der Mensch, dessen Organisazion, Gesichtsbildung, Gesundheit und Stärke, von Mutterleibe an, nichts von auswärtigen Erschütterungen, nichts von der Ungnade der Elemente, nichts von ungesunder oder übermäßiger Nahrung, nichts von Krankheiten und zufälligen Beschädigungen, nichts von Zwang, Druck, Uebertreibung und Ueberspannung, nichts von eignen und fremden Leidenschaften gelitten hätte? Mit welcher Wahrscheinlichkeit ist zu erwarten, daß die unzählbaren Ursachen, wovon alle Augenblicke immer einige bereit sind zum Nachtheil der Schönheit auf jeden einzelnen Menschen zu wirken, sich jemahls auch nur bey einem einzigen, wie durch Abrede oder vorbestimmte Harmonie, zum Vortheil derselben vereinigt haben sollten? — Ein vollkommen schöner Mensch ist also — wie alle vollkommene Dinge in dieser Welt, ein bloßer abstrakter Begriff, dessen Objekt ausserhalb der Einbildungskraft, die ihn erzeugt, nie existiert hat, nie existieren wird, nie existieren kann.

Gesetzt also, die alten Griechen wären (wie jemand behaupten wollte) zur Zeit da die bildenden Künste unter ihnen blüheten, das schönste Volk unter der Sonne gewesen: so konnte ihnen doch kein Alcibiades noch Fädrus, keine Lais, Fryne noch Glycera, das Urbild vollkommner Schönheit darstellen.

2.

Aber was für Ursache haben wir, von der Schönheit und Güte (Kalokagathie) der besagten Griechen eine so hohe Meinung zu hegen, um zu behaupten, sie seyen schönere und bessere Menschen gewesen als die heutigen Europäer?

Ein berühmter Gönner dieser Meinung glaubt, die sehr natürliche Frage, woher kam dieß? folgender Gestalt aufgelößt zu haben:

„Da die Kunst nichts höhers, reiners, edlers, erfunden und ausgearbeitet hat als die alten Griechischen Bildsäulen aus der besten Zeit;

„so hatten die Griechen entweder höhere Ideale — imaginierten sich vollkommnere Menschen — und ihre Kunstwerke waren also bloß neue Geschöpfe ihrer Dichterkraft —

„oder — sie hatten eine höhere Natur um sich, und dadurch ward es ihnen möglich ihre Imaginazion so hoch zu stimmen — und solche Bilder darzustellen.

„Nun kann ein Mensch überall nichts ganz erschaffen; und jeder Künstler kopiert seine Meister, die um ihn lebende Natur seines Zeitalters, sich selbst — kann aber doch die Natur selbst nie völlig erreichen;

„schöne Werke der bildenden Kunst sind also immer ganz zuverlässig Siegel und Pfand schönerer Natur;

„nun machten die alten Griechischen Künstler schönere Werke als die unsrigen:

„also waren die Griechen schönere Menschen, bessere Menschen, und das jetzige Menschengeschlecht ist sehr gesunken."

Diesem entgegen sage ich:

Das jetzige Menschengeschlecht mag wohl sehr gesunken seyn, aber das muß aus andern Gründen bewiesen werden.

Die alten Griechen, besonders im Jahrhundert Alexanders, waren überhaupt weder schönere noch bessere Menschen als die heutigen Italiäner, Franzosen, Engländer, Deutschen, u. s. w.

Der Grund also, warum die Fidias, Alkamenes, Prariteles, Lysippus u. s. w. so schöne Bilder machten, war nicht, weil sie von einer schönern Natur umgeben waren;

sondern es finden sich einige andere gegründete Ursachen, welche diese Erscheinung sattsam begreiflich machen.

Auch imaginierten sie sich nicht vollkommnere Menschen — sondern Heroen und Götter in menschlicher Gestalt; und dieß

sind eigentlich die hoch gepriesnen Ideale, die in der edelsten Bedeutung dieses Wortes darum so genannt wurden,

weil der Künstler, der z. B. die Niobe, oder den Vatikanischen Apollo hervorbrachte, nicht nach einem vor ihm stehenden lebendigen Originale, sondern nach einer in seinem Geist erzeugten, in seiner Fantasie schwebenden Idee arbeitete.

Und in so ferne, und weil nie ein Jüngling oder Weib sich anmaßen konnte, so schön, geschweige noch schöner seyn zu wollen als dieser marmorne Apollo, diese marmorne Niobe, könnte man wohl sagen, daß es neue Geschöpfe ihrer Dichterkraft gewesen;

wiewohl sich darum niemand einfallen ließ, zu behaupten, daß sie von dem Künstler aus Nichts erschaffen worden, sondern immer eine ewige Wahrheit bleibt, daß die Natur, wo nicht die Quelle, doch gewiß die Veranlassung, — und überhaupt in allen Fällen das Vorbild (Typus) der menschlichen Ideen, obgleich nicht in jedem einzelnen Falle das Urbild (Archetypon) der menschlichen Werke ist.

Wenn ich also von den so genannten Idealen der Griechischen Künstler als dichterischen Werken oder Geschöpfen ihrer Imaginazion spreche, so ist meine Meinung, daß einige

ihrer Werke weder Kopien noch Karrikaturen der im Einzelnen sie umgebenden Natur gewesen, sondern Nachbildungen von Urbildern, die auffer der Imaginazion des ersten Erfinders nirgends in der Natur so da gewesen; und von diesen Werken allein behaupte ich, daß sie einen Grad von Schönheit, oder Größe und Majestät gehabt haben, dessen kein einzelnes menschliches Wesen sich rühmen konnte;

daß auch hier, wie in allen menschlichen Dingen, ein Mehr und Weniger Statt gefunden, und daß die Kunstwerke, die man gewöhnlich mit zu weniger Unterscheidung unter die Rubrik Ideale in Eine Masse zusammen wirft, von so verschiedener Beschaffenheit gewesen, daß diese Benennung nicht allen in einerley Bedeutung zukommen könne.

Endlich scheint mir ein Resultat von allem diesem: daß sich schwerlich ein Grund erdenken lasse, warum nicht auch neuere Künstler (ohne überhaupt eine schönere Natur um sich zu haben) eben so schöne, vielleicht noch schönere Werke als die Alten sollten hervorbringen können, wenn sie nicht nur die nehmliche Gelegenheit und Freyheit hätten die schönsten einzelnen Naturen ihrer Zeit zu beschauen, sondern (was eben so nöthig ist) auch die nehmlichen großen Bewegursachen und

Antriebe hätten, von welchen die Imagination jener Alten empor getragen und öfters zu einer Höhe aufgeschwungen wurde, die sich unter weniger günstigen Umständen nicht erreichen läßt. — Denn man kann nicht alles was man will, und thut daher wohl, wenn man nicht mehr will als man kann.

Dieß sind ungefähr die Hauptsätze, in welche die Folge meiner Gedanken über die Ideale der Alten eingeschlossen ist, und worüber ich nun genauere Rechenschaft geben werde.

3.

Ich habe einen so großen Begriff von den Vorzügen der alten Griechen, als nur irgend einer haben kann, der sich einige Mühe gegeben hat sie kennen zu lernen. Zu jener Zeit, als meine Einbildungskraft über Musarion und Agathon brütete, schwärmte ich wohl selbst ein wenig über diesen Punkt. Allein, da die Einbildung: „daß es Tugend sey sich in seinen Meinungen und Behauptungen immer gleich zu bleiben," mich nie verhindert hat noch künftig verhindern soll, meine Begriffe von Menschen und menschlichen Dingen immer richtiger zu machen: warum sollt' ich nicht bekennen, daß die Griechen durch längere und genauere Bekanntschaft vieles von ihren Vorzügen vor andern al-

tern und neuern Völkern in meinen Augen verloren haben?

Wenn ich Griechen sage, so ist die Rede weder von Homer noch Sofokles, weder von Sokrates noch Epaminondas. — Diese und einige andre Griechen, die wir aus der Geschichte oder aus ihren Werken kennen, gewinnen freylich, (wie alle in hohem Grade vortreffliche Menschen) je länger man mit ihnen umgeht, und je mehr man Gelegenheit hat sie mit andern zu vergleichen.

Aber hier ist die Rede von der Nazion — von Athenern, Spartanern, Thebanern, Korinthiern, u. s. w. und dieß macht einen großen Unterschied. Der Begriff von einem ganzen Volke ist ein unendlich zusammen gesetzter, unendlich verwickelter Begriff, wo man sich vor betrüglichen Abstrakzionen, falschen Indukzionen, Verwirrungen der Zeiten und Orte, Schlüssen vom Einzelnen und Besondern aufs Allgemeine, und zwanzig andern Wegen die Wahrheit zu verfehlen, nicht genug hüten kann.

Ich sehe die überspannte Meinung von der höhern körperlichen und sittlichen Vollkommenheit der Griechen bey vielen als die zusammen gesetzte Wirkung ganz verschiedener Ursachen an. Unter diesen letztern ist freylich die Vortrefflichkeit der großen Männer, die dieses Volk einst gehabt, wiewohl meistens verkannt und übel belohnt hat, *)

*) Und auch bey diesen muß man nicht vergessen, daß wir sie, wie verklärte Geister und höhere Wesen,

und der Genie- und Kunstwerke, die sie uns hinterlassen haben, auch eine. Aber — die Autorität großer Männer, die mit Enthusiasmus von ihnen gesprochen haben, — eine Autorität, die vielleicht nur in unsern Knabenjahren auf uns wirkte, aber eben damahls Eindrücke machte, die so leicht nicht wieder erlöschen — eine zu große, aus flüchtiger unvollständiger Kenntniß ihrer glänzenden Seite entsprungene Bewunderung — der Mangel eines besondern Studiums dessen, was sie, von Homer an bis zu ihrem Rückfall in die Barbarey, durch so mancherley Veränderungen und Stufen der Abartung gewesen sind — zuweilen auch die unvermerkt immer zunehmende Erhitzung eines feurigen Kopfs beym Vortrag einer Lieblingsmeinung, oder irgend eines Resultats einer solchen, da man fast immer mehr sagt als man sagen wollte oder bey kälterm Blute gesagt zu haben wünschen möchte: diese, und andere Ursachen, die hier nicht entwickelt werden können, tragen wohl zuweilen auch das ihrige bey, wenn von den Griechen als Menschen von einer höhern Natur gesprochen wird.

Ich wünschte aber wohl vor allen Dingen belehrt zu werden, welchem unter den Griechischen Völklein es eigentlich gilt? ob die Böotier, Arkadier, Megarer, Kreter, u. s. f. auch darun-

---

in einer Art von Glorie sehen, und in der Nähe, zumahl wenn wir in allerley bürgerlichen Verhältnissen mit ihnen gestanden hätten, ganz anders gesehen haben würden.

ter gemeint sind? hauptsächlich aber, zu welcher Zeit die Griechen schönere und bessere Menschen waren als die, von denen sich Michel-Angelo, Rafael, Tizian, Vandyk u. s. w. umgeben sahen? — Doch diese Frage beantwortet sich aus der Sache selbst. Die Künstler, von deren herrlichen Werken dieser Schluß auf die Herrlichkeit der sie umgebenden Natur gemacht wird, lebten alle kurz vor und bald nach den Peloponesischen Fehden, in der Zeit zwischen Perikles und Alexander. Die Menschen, die vor ihrer Zeit gelebt hatten, und wenn sie auch Halbgötter gewesen wären, konnten auf die Fidias, Praxitels, Lysippus u. s. w. keinen sonderlichen Einfluß haben; denn mit diesen hatten sie nicht gelebt, hatten sie nicht einmahl in wahren Bildnissen gesehen. Also müssen es denn ihre Zeitgenossen, d. i. die Zeitgenossen des Sokrates, Xenofon, Diogenes u. s. w. gewesen seyn! — Wir wollen sehen,

4.

Daß die Griechen überhaupt ein wohl gebildetes Volk und schöne Personen unter ihnen nichts seltnes gewesen, läßt sich allerdings beweisen, und es läugnen zu wollen, wäre unverschämt. Aber womit man den historischen Beweis führen wollte, daß sie zu irgend einer Zeit schöner gewesen als die Römer, Gallier, Germanen, Britten, Nor-

mannen, ja selbst als die heutigen Italiäner, Engländer, Franzosen, Deutschen, Dänen, Schweden u. s. w. — davon weiß ich nichts. Selbst unter wohl gebildeten Völkern sind große Schönheiten immer selten. So mag es wohl bey den Griechen auch gewesen seyn; oder würden sie sonst über die Schönheit eines Alcibiades und Fädrus, einer Lais und Fryne, so viel Aufhebens gemacht haben? Würde, wenn die Schönheit unter den Griechischen Weibern etwas so gar gemeines gewesen wäre, Alexander von dem Glanze der Persischen Frauen so geblendet worden seyn, daß er sie Augenschmerzen (αλγηδονας οφθαλμων) genannt hätte? *) — Oder würde Lucian in seinen Bildern, wo er alle Bildhauer, Mahler und Dichter zu Hülfe ruft, um die Schönheit der Smyrnerin Panthea zu beschreiben, von dieser Frau als von einem Wunder reden? da sie doch am Ende, selbst in seiner ekstatischen Beschreibung, nichts mehr ist als ein schönes Weib, wie man deren auch wohl dann und wann in Deutschland zu sehen bekommt. — „Als ich zu Athen war, — (sagt Kotta in Cicero's Dialogen von der Natur der Götter **) — fand sich unter ganzen Herden von Jünglingen kaum einer und der andere, der schön genannt werden konnte." — Die schönsten Gestalten und das schönste Blut sah man unter den Jonischen Griechen; also nicht in der eigentlichen

*) Plutarch. in Alexandro.

**) Lib. I. cap. 20.

gentlichen Hellas, sondern in Asien. Smryna, eine der Hauptstädte Joniens, war ihrer schönen Weiber wegen berühmt. Daher sagt der Smyrner, welchen Lucian beym Aufzug der schönen Panthea unter den gaffenden Zuschauern stehen läßt, mit patriotischer Hoffart zu seinem Nachbar: Siehe, solche Schönheiten giebts nur zu Smyrna! — Ein gewisser Nymfodorus (der eine Reisebeschreibung durch Asien geschrieben, die nicht auf uns gekommen ist) versichert, nach dem Athenäus*) „daß er in der ganzen Welt nirgends schönere Weiber angetroffen als zu Tenedos," einer kleinen Insel nahe bey Troja. Und weder zu Smyrna noch zu Tenedos war jemahls eine Mahlerschule!

Doch, es wäre Ueberfluß, den Satz, daß die Griechen überhaupt nicht schöner gewesen als eine Menge andrer Bewohner des gemäßigten Theils der Erdkugel, durch mehr Zeugnisse zu bestätigen. Die Sache spricht, däucht mich, von sich selbst. Woher sollte ihnen wohl diese hohe Schönheit gekommen seyn? Gesunde Luft, oder Leibesübungen und Bäder machen es doch allein nicht aus. — War ihre Sonne etwa wärmer und geistiger, oder ihre Luft milder als in den schönsten Provinzen von Frankreich, Italien und Spanien? War nicht ein ziemlicher Theil von Griechenland rauher unfruchtbarer Boden? Waren ihre ersten Eicheln fressenden Vorfahren etwa Menschen von edlerer Art als die unsrigen? Oder genossen die

*) Deipnosoph. Libr. XIII. p. 609. F.

Griechen zu Perikles Zeiten etwa reinere und gesundere Nahrungsmittel als wir? Lebten sie vom Ambrosia und Nektar? *) Verderbte sich ihre Jugend nicht wenigstens so sehr als die heutige durch alle Arten von Ausschweifungen? Bey welchem Volke wurden die von der schändlichsten und verderblichsten Gattung weiter getrieben? **) Auch die Excesse der Tafel und das Trinken über Bedürfniß und Vermögen, das unsern biedern Vorfahren von den nüchternen Ultramontanen ehedem so sehr vorgeworfen wurde, ging zu Sokrates Zeiten bey den eleganten Athenern so sehr im Schwange, daß der Weiseste unter den Weisen selbst einmahl (und wer weiß ob nur dieß einzige Mahl?) sich nicht erwehren konnte mit den Wölfen zu heulen, und über seine Mitzecher keinen andern Vortheil erhielt, als daß er, während die übrigen weggetragen werden mußten, auf seinen eigenen Füßen nach Hause taumelte. — Und können wir uns nicht aus dem Hippokrates belehren, daß (die Pocken ausgenommen) beynahe alle Krankheiten der heutigen Europäer auch unter diesen angeblich schönern Menschen regiert, und den Aerzten so viel zu schaffen gemacht haben als bey uns?

---

*) Schweinefleisch: gesalzene Fische, Schalfische, und allerley Arten und Kuchen waren die gemeinste Nahrung zu Athen.

**) Wer daran zweifelt, kann sich von Aristofanes belehren lassen.

Man könnte vielleicht sagen: die Griechen hätten diesen Vorzug der Schönheit wenigstens in der Zeit, da ihre Sitten und Lebensart noch reiner und einfältiger gewesen, behauptet. Aber es ist wider die Erfahrung, daß die Schönheit mit der Einfalt der Lebensart und Sitten in gleichem Verhältniß gehe. Wäre dieß, so müßt' es nirgends schönere Menschen geben als in den kleinern Schwäbischen Reichsstädten, wo beides sich noch bis diesen Tag in hohem Grade erhalten hat. Ueberlingen, Wangen, Buchhorn, Bopfingen, Pfullendorf u. s. w. müßten die großen Tempel der Schönheit und die Akademien seyn, wohin unsre Künstler, um die schöne Natur zu studieren, wallfahrten müßten. Ich berufe mich aber auf die wackern Einwohner dieser kleinen Republiken selber, ob sie von dieser Seite auf einigen Vorzug Anspruch machen? — Wenn es sich aber auch so verhielte, was bewiese dieß für den Satz: daß die Ideale der Griechischen Künstler nur Kopien der sie umgebenden schönen Natur gewesen? — Als die größten Bildner und Mahler sich in Griechenland hervorthaten, wo war da die Einfalt und Reinheit ihrer alten Sitten? — Eine Zeit lang machte Sparta noch eine Ausnahme; und gerade zu Sparta gab es ja keine Künstler als Harnischmacher und Waffenschmiede!

5.

„Aber nicht nur schönere — auch bessere Menschen als das heutige Menschengeschlecht sollen die Griechen in dem goldnen Jahrhundert ihrer Künste gewesen seyn.“ — Bessere Menschen? und wer sagt uns das? Etwa Platon, Xenofon, Thucydides, Demosthenes, Plutarch? Männer vom ersten Rang, die ihre Nazion gewiß besser kannten als wir, und Patrioten genug waren um ihr kein Unrecht zu thun. — Wahrlich der Begriff, den wir von der sittlichen Kalokagathie der Griechen aus diesen, und überhaupt aus allen ihren Schriftstellern nach der großen Epoche des Medischen Krieges, bekommen, sagt ganz was andres. Nach den Sitten, die uns (zum Theil) im Homer so wohl gefallen — oder nach einer kleinen Anzahl durch Jahrhunderte zerstreuter vortreflicher Menschen — oder nach einigen politischen Gebräuchen, Gesetzen und Instituten — wird man doch nicht die ganze Nazion günstiger beurtheilen wollen als andre? Wo ist ein civilisiertes Volk im heutigen Europa, das seit drey oder vier hundert Jahren nicht eine beträchtliche Anzahl vortrefflicher Menschen hervorgebracht hätte? Wie fruchtbar war an solchen nur allein die Zeit von Ferdinand und Isabella in Spanien! die Zeit Ludwigs des Eilften und Franz des Ersten in Frankreich! die Zeit Heinrichs des Achten und der Elisabeth in England! die Zeit Maximilians des Ersten

und Karls des Fünften in Deutschland! — Oder mangelt es etwan in unsern monarchischen sowohl als freyen Staaten an Gesetzen, Einrichtungen und Anstalten die wir der Griechen ihren kühnlich entgegensetzen dürfen? Es ist, denke ich, gar keine Frage, daß die Polizey in den meisten Griechischen Städten unvollkommner war, und bey ihrem ewigen Schwanken zwischen Monarchie, Oligarchie und Demokratie, schlechter seyn mußte, als heutiges Tages in jeder mittelmäßigen Stadt in Deutschland. Und was die Sitten der Homerischen Zeiten betrifft, waren diese nicht in gewissen Zeitpunkten die Sitten jedes Volkes in der Welt? —

Von dieser Seite also kann man, däucht mich, den Griechen keinen beträchtlichen Vorzug eingestehen. Aber, vielleicht war das, was man den Urstoff und die Grundanlage der Menschheit nennen kann, besser bey ihnen als bey andern? — Es wäre der Mühe werth wenn jemand dieß erweisen wollte. Bis dahin halte ich mich an das was ich weiß. Die Griechen waren, als sittliche Menschen betrachtet, ein noch sehr rohes und allen Ausbrüchen der wildesten Leidenschaften überlassenes Volk, als die Geschichte ihrer kleinen Könige den spätern Theaterdichtern zu Athen Stoff zu vielen hundert Tragödien gab. Und als nach ihren Siegen über den Xerxes Handelschaft und Reichthum ihre Lebensart verfeinerte, die Ungleichheit vergrößerte, die Begierden erhitzte: wurden sie (wie alle Völker der Welt aus gleichen Ursachen) an Denkart und Sitten, Seele und Leib, nach und nach in sehr kurzer Zeit ein so heilloses Volk

als irgend ein Europäisches es jetzt ist. Ich berufe mich, wegen des Beweises dieser Beschuldigung — nicht auf den Aristofanes, (wiewohl seine Komödien als historische Urkunden von der schändlichen Verdorbenheit der damahligen Griechen, besonders der Athener, nicht zu verwerfen sind) sondern auf alle übrigen weniger unreinen Quellen unsrer Kenntnisse von diesem so übermäßig erhobenen Volke.

Ich ersuche zu bemerken, daß ich hier nicht von allen Griechen — sondern eigentlich und besonders von denen spreche, die sich durch Liebe der Künste und Verfeinerung des Geschmacks und der Sitten am meisten hervorgethan haben. Bleiben wir nun bey den Athenern stehen, die den Ton angaben! Eine feine Zucht besserer Menschen zu den Zeiten, da sie sich bald von dem Gerber Kleon, bald von dem Wildfang Alcibiades mißregieren, bald von den Spartanern und ihren dreyßig Tyrannen wie ein Pack feiger, nervenloser Memmen mißhandeln ließen! — Und was braucht es weitern Zeugnisses dessen was sie waren, als die Art, wie sie sich ihre besten Männer, von Miltiades bis zu Fokion, vom Halse schafften? — Kann man nach so oft wiederhohlten Proben in der nehmlichen Art noch zweifeln, daß der Karakter dieses Volkes nicht weniger leichtsinnig, auffahrend, wankelmüthig, ungerecht, undankbar, gewaltthätig, und also von dieser Seite wenigstens nicht besser gewesen als der Karakter irgend eines Pöbels in der Welt: so erwäge man nur die schändliche Art, wie sie die Reste ihrer Freyheit endlich gegen König Filipp von Macedonien ver-

loren; und die noch zehnmahl schändlichere Art, wie sie sich, nach Alexanders Tod, gegen einen Antigonus, Demetrius Poliorkedes u. a. betragen haben.*) Man hat keinen Begriff von einem tiefern Grade der Niederträchtigkeit. — Aber so mußte auch ein Volk seyn, das den edelsten und besten Mann seiner Zeit, Fokion, mit dem kältesten Blute hinrichten ließ, um sich etliche Jahre darauf von dem sittenlosesten schändlichsten Kerl seiner Zeit, einem Stratokles, und andern seines gleichen beherrschen zu lassen!

Ich sage nicht, daß das Volk zu Athen um dieser und aller seiner übrigen unzähligen Missethaten, Thorheiten, Bübereyen und Brutalitäten willen schlimmer gewesen sey als andrer Pöbel; aber ich sehe auch nicht, warum sie, mit solchen Eigenschaften und bey einem solchen Betragen, besser sollten gewesen seyn als andrer Pöbel; oder warum wir, in Vergleichung mit ihnen, verdienen sollten Hefen der Zeit genannt zu werden. **) — Doch genug, und vielleicht schon zu viel, um zu zeigen, warum ich mich nicht überreden kann, daß die großen Bildner der Griechen bloß dadurch fähig gemacht worden ihre so genannten Ideale hervorzubringen, weil sie von

---

*) Man lese den Plutarch im Leben des Demetrius, und vergesse nicht, daß Plutarch einer von den Alten ist, die am meisten Gutes von den Athenern gesagt haben.

**) S. Fysiognom. Fragmente, III. B. 1. Abschnitt. IV. Fragment.

einer höhern, vollkommnern Natur, von schönern und bessern Menschen umgeben gewesen als die neuern.

6.

Was war es denn also — da doch ein Mensch nichts überall ganz erschaffen kann — was sie fähig machte schönere Werke hervorzubringen, als, nach der gemeinen Meinung, irgend einer von den neuern Künstlern?

Ehe ich meine Gedanken über diese Aufgabe sage, muß ich die Frage selbst ein wenig anders wenden. Ich weiß zu wenig davon, in wie fern die Werke der alten Griechischen und der neuern Europäischen Kunst so genau und unbefangen haben verglichen werden können, und wirklich verglichen worden sind, daß man mit Gewißheit sagen könnte: die Kunst habe nie etwas reiners und vollkommners hervorgebracht als die Griechischen Ideale. Ich wenigstens kann darüber nichts aus eignem Gefühle sagen. Die Mediceische Venus, der Vatikanische Apollo, u. s. w. stehen zwar in — Gypsabgüssen vor mir — und dieß ist in Ermanglung der Originale doch etwas: aber von den vorzüglichsten Werken der neuern Bildhauer kenne ich nichts, das zur Vergleichung dienen könnte, — Und überdem finden sich verschiedene Ursachen, warum eine solche Vergleichung immer zum Nachtheil der Neuern ausfallen muß, und gleichwohl

zum Vortheil der Alten nichts entscheidet — wie man in der Folge sehen wird.

Ich stelle also die Frage lieber so: Woher mag es wohl gekommen seyn, daß Griechische Künstler diese schönen Werke, die man Ideale zu nennen pflegt, hervorbringen konnten, und was ist es eigentlich, weßwegen ihnen dieser Nahme zukommt?

Mir däucht, man hat Unrecht, bey Wirkungen von so sehr zusammen gesetzten Ursachen, als die Werke der Götter und der Menschen sind, alles immer auf Ein vermeintes Princip reducieren und aus Einer Ursache erklären zu wollen, was immer das Resultat von vielen ist. Es ist freylich die kürzeste Art sich aus der Sache zu ziehen. Aber man verfehlt auch die Wahrheit fast immer auf diesem Wege. Mehrere Ursachen, mehrere Umstände kamen zusammen, diesen Idealen das Daseyn zu geben, und zu machen, daß sie gerade so und nicht anders wurden. Die Natur thats nicht allein — die Gelegenheit sie zu studieren thats nicht allein — der Genie des Künstlers — die Liebe womit er arbeitete — das Aufstreben nach mehr als menschlicher Schönheit und Größe — der stolze Gedanke, etwas der öffentlichen Anbetung würdiges hervorzubringen — thats nicht allein; aber alle diese Ursachen zusammen genommen thatens. — So werden Menschen; und so werden auch Statuen!

7.

Fürs erste also: die Griechischen Künstler hatten unstreitig schöne Natur vor und um sich. — Ob eine schönere als die unsrige? — wer kann dieß mit Gewißheit bejahen, oder mit Gewißheit verneinen? Wie könnten wir die Vergleichung so anstellen, daß keinem Theil Unrecht geschähe? — Wenigstens scheint es, aus allen vorangeführten Gründen, ganz und gar nicht wahrscheinlich.

Aber was wir mit Gewißheit sagen können, ist dieß: sie hatten mehr Gelegenheit, mehr Freyheit, die Schönheiten, die ihnen die Natur und ihre Zeit darstellte, zu beschauen, zu studieren, zu kopieren — als die neuern Künstler je gehabt haben — und dieß macht einen sehr wesentlichen Punkt aus. Die Gymnasien, die öffentlichen Nazional-Kampfspiele, die Wettstreite um den Preis der Schönheit zu Lesbos, zu Tenedos, im Tempel der Ceres zu Basilis *) in Arkadien, die

*) Nach dem Athenäus war unweit einer von dem Arkadischen König Kypselus vor Alters am Alfeus erbauten Stadt ein Tempel und heiliger Hain der Eleusinischen Ceres, den einige Parrhasische Familien gestiftet hatten. Und von eben diesen rührte auch der Wettstreit um den Preis der Schönheit her, welcher alle Jahre am Feste dieser Göttin daselbst angestellt wurde. Athenäus versichert, dieß Institut habe zu seiner Zeit noch gedauert, und man nenne die Frauenzimmer, die um den Preis

Ringspiele zwischen nackenden Knaben und Mädchen zu Sparta, in Kreta, u. s. w. — der berüchtigte Venustempel zu Korinth, (dessen junge Priesterinnen zu besingen selbst Pindar nicht errö-thet, die Thessalischen Tänzerinnen, die an den Gastmahlen der Großen nackend tanzten, *) — alle diese Gelegenheiten, die schönsten Gestalten, unverhüllt, in der lebendigsten Bewegung, vom Wetteifer verschönert, in den mannigfaltigsten Stellungen und Gruppirungen zu sehen — mußten die Imagination der Künstler mit einer Menge schöner Formen anfüllen, und durch Vergleichung des Schönen mit dem Schönern sie desto fähiger machen, sich zur Idee des Schönsten zu erheben.

Außerdem hatte Griechenland, besonders das schöne Athen, seit dem Institut des weisen

---

stritten, Chrysoforos. Aus einer Stelle des Pausanias (in Arcadicis) schließe ich, daß dieser von Athenäus nicht benannte Ort Basilis geheißen. Pausanias sagt, zu seiner Zeit sey nichts mehr davon übrig gewesen als der Tempel und Hain der Ceres. Des Instituts aber erwähnt er gar nicht. Es muß also nichts sehr berühmtes gewesen seyn. Vielleicht war es eine Art von Rosenfest, woran nur die umliegenden Landmädchen Theil nahmen. Indessen scheint doch das Stillschweigen des Pausanias (wiewohl er ein Zeitgenosse des Athenäus war) nichts gegen die positive Versicherung des letztern, was die Existenz dieses Instituts betrifft, zu beweisen.

*) Athen. L. XIII. c. 9.

Solon *) einen Ueberfluß an Frauenzimmern, die von den Renten ihrer Schönheit lebten, und bereit waren, auch zur Beförderung der Kunst das ihrige beyzutragen. Ein gewisser Aristofanes von Byzanz (der ein räsoniertes Verzeichniß dieser holden Dienstmädchen der Venus geschrieben hat) brachte ihrer nur allein aus Athen hundert und dreyßig zusammen, die einen Nahmen hatten; und Athenäus vermehrt diese Anzahl noch durch eine starke Nachlese. Alle diese Nymfen blühten in dem nehmlichen Jahrhundert da die Kunst blühte. Lais, die schönste und berühmteste unter ihnen allen, machte sich eine Ehre daraus, (wie uns eben dieser Autor versichert) ihren Hals und Busen den Mahlern zum Modell zu leihen. Daß die schöne Theodota, die Lieblingsmätresse des Alcibiades, ehe sie zu diesem Vorzug gelangte, kein Bedenken getragen, „alles was sie schönes hatte" sowohl Mahlern als andern Dilettanten, die von der Gelegenheit profitiren wollten, zu zeigen — erzählt uns Xenofon, ein Augenzeuge; denn ohne Zweifel war er einer von denen, welche Sokrates mit sich nahm, als er hinging diese Schönheit (die jemand in seiner Gegenwart unbeschreiblich genannt hatte) in Augenschein zu nehmen. Dieß ὅσα καλῶς ἔχοι des Xenofon ist in der Thiemischen Ausgabe gar zu ehrbarlich übersetzt: „was sie mit Anständigkeit zeigen konnte." Denn Xenofon sagt dieß nicht; so was versteht sich von selbst. Allein damahls herrschten

*) S. ebendenselben, l. c. c. 3.

in den reichsten und üppigsten Städten Griechenlands ganz andre, und ungleich losere Begriffe vom Anständigen als bey uns. *)

*) Ich finde beym Plinius eine Anekdote, die eine starke Ausnahme hiervon zu machen scheint. Praxiteles, sagt er, hatte zwey Statuen der Venus gemacht; die eine nackend, (und dieß war eben die nachmahls so verühmte Venus Knidia) die andere bekleidet. Er ließ denen von Kos, die eine Venus bey ihm bestellt hatten, die Wahl unter beiden, und sie wählten die bekleidete, wiewohl der Preis einerley war: severum id ac pudicum arbitrantes. Allein dieß ist vielleicht nur eine Vermuthung des Plinius. Es ist eben so möglich, daß sie die bekleidete bloß wählten, weil sie ihnen schöner vorkam. Eine bekleidete Venus, deren schöne Formen unter dem Gewande nichts verlieren, sondern wie dadurch hervor leuchten, ist vielleicht ein größeres Kunstwerk als eine nackte. Wenn die nachmahls so berühmten Seidenfabriken der Inseln Kos und Keos, wo diese feinen Stoffe gearbeitet wurden, die den Damen (nach dem Ausdrucke des Plinius) die Bequemlichkeit verschafften nackend gekleidet zu seyn, damahls schon vorhanden waren, so würde meine Vermuthung desto wahrscheinlicher. Wie dem aber auch seyn mochte, die Knidier nahmen herzlich gern mit der nackten Venus fürlieb, die ihnen die Koer gelassen hatten, und befanden sich wohl dabey, daß, als der König Nikomedes sich erbot, alle Schulden ihrer Stadt (die sehr groß waren) zu bezahlen, wenn sie ihm ihre Venus dafür geben wollten, sie sich erklärten, sie wollten es lieber aufs äußerste ankommen lassen.

So würde es, z. B. höchst unanständig und gegen den Respekt des Gerichts befunden werden, wenn ein heutiger Advokat den schönen Busen seiner Klientin entblößen wollte, um die Richter zu einem milden Urtheil zu verführen. Er möchte sich noch so laut auf das Beyspiel des berühmten Athenischen Sachwalters Hyperides berufen, der sich dieses Behelfs bey der schönen Fryne mit bestem Erfolg bediente: man würde das Präjudiz nicht gelten lassen, und er selbst sowohl als seine Klientin würden sich sehr übel dabey befinden, so geneigt auch die Herren des Gerichts ingemein seyn möchten, sich in einem Tete à Tete von der Gültigkeit der produzierten Evidenz überzeugen zu lassen. In Athen hingegen ärgerte sich kein Mensch an diesem wiewohl ungewöhnlichen Advokatenstreich, und die Dame wurde ohne weitere Untersuchung los gesprochen. — Im Vorbeygehen kann diese Geschichte auch zum Beweis dienen, daß ein sehr schöner Busen nichts alltägliches zu Athen gewesen seyn muß. Die Richter (sagt Athenäus) wurden bey dessen Anblick so frappiert, daß sie von einer heiligen Scheu (Deisidaemonia) ergriffen, es nicht über ihr Gewissen bringen konnten, einer so schönen Priesterin der Venus das Leben abzusprechen.

8.

Da die Rede hier von Fryne ist, erinnere ich mich einer andern Anekdote, die von ihr erzählt wird, und aus welcher ein historischer Beweis für die Meinung, die ich bestreite, gezogen werden könnte. „Fryne war (wie der angezogene Autor versichert) vorzüglich an denen Theilen schön welche bedeckt werden; auch war es nichts leichtes, etwas von ihr entblößt zu sehen; denn sie pflegte sich so knapp zu kleiden und so stark einzuhüllen, daß nicht das mindeste von der bloßen Haut sichtbar werden konnte, badete sich auch niemahls in öffentlichen Bädern.“ *) — Indessen fand sie doch einst für gut, eine Ausnahme von dieser Regel zu machen, und an einem Feste des Neptuns zu Eleusis den mystischen Schleier von sich zu wer-

*) Dieß ist, treulich und ohne Gefährde, der Sinn des Athenäus, beynahe wörtlich übersetzt. Wer sollte sich nun als möglich vorstellen, daß Herr Georg Ogle, Esq. diese Stelle so wie folget hätte verfälschen können? — „Auch war es nicht leicht, sie ohne Emozion nackend zu sehen; und in Rücksicht dessen war ihr von Obrigkeits wegen verboten sich eines öffentlichen Bades zu bedienen.“ S. dessen Collection of Gems, p. 76. O des weisen Mannes, der sich keine andere Ursache denken konnte, warum Fryne nicht öffentlich badete, als weil es ihr von löblicher Polizeydirekzion verboten worden war!

fen, um eine unendliche Menge Augen auf einmahl zum Anschauen dieser geheimen Schönheiten, die sie sonst so sorgfältig vor profanen Blicken zu verbergen pflegte, zuzulassen. Unverblümt von der Sache zu sprechen — die Nymfe stieg vor allem Volke nackend ins Meer und nackend wieder heraus; und nach dem Modell, das sie bey dieser Gelegenheit den Griechischen Künstlern gab, arbeitete Praxiteles, einer ihrer begünstigten Liebhaber, die nachmahls so berühmte Knidische Venus. Dieß sagt Athenäus ausdrücklich. Aber wenn er etwas andres damit sagen wollte, als daß Fryne das Modell war, von dem sich Praxiteles zu seinem Ideal der Liebesgöttin erhob; wenn seine Meinung war, Praxiteles habe ein Bildniß der Fryne für eine Venus ausgegeben: so behaupte ich, diese Anekdote verdient nicht um ein Haar mehr Aufmerksamkeit, als so viel tausend andre verdächtige Histörchen, womit man sich zu allen Zeiten, und in dem lügenhaften Griechenlande mehr als sonst irgendwo, an berühmten Personen und ihren Werken und Handlungen zu versündigen pflegte. Die Verdorbenheit der Sitten war damahls noch nicht so groß, daß die Welt so etwas als eine mahlerische Licenz hätte passieren lassen. Wenn gleich (nach dem Ausdruck eines Römischen Dichters) ganz Griechenland vor der Thür einer Lais oder Fryne lag, so hatte man doch noch die gehörige Empfindung von der Makel, die solchen Kreaturen anklebt; und eben diese Deisidämonie der Griechen, die sich ein Gewissen daraus machte den schönen Busen der Fryne zu zerstören,

und

und sich dadurch an der Göttin, in deren Diensten sie gleichsam war, zu versündigen, würde es noch weniger haben ertragen können, die Werkzeuge ihrer Unenthaltsamkeit auf Altäre gestellt und in Gegenstände der öffentlichen Andacht verwandelt zu sehen.

Doch, wir brauchen uns hier nicht mit Vermuthungen aufzuhalten, da wir ein Zeugniß eines Augenzeugen haben, das dem Vorgeben des Athenäus, der nur von Hörensagen schrieb, deutlich genug widerspricht. Pausanias erzählt ausdrücklich: *) „Man sehe zu Thespiä eine Venus und eine Fryne von Marmor, beide von der Arbeit des Praxiteles.“ — Diese beiden Statuen waren also verschieden genug, um — die eine für ein Bild der Schönheitsgöttin — die andre für das Bild der Fryne erkannt zu werden. Hätte Praxiteles je im Sinne gehabt, seiner Geliebten die Ehre der religiösen Anbetung zu verschaffen, so hätte er sie gewiß nicht den Knidiern für eine Venus, und den Thespiern für das was sie war, für Fryne, verkauft. Viele Fremde, die nach Knidos reisten um seine Venus zu sehen, hätten wohl auch schon seine Fryne zu Thespien gesehen, und der Betrug wäre folglich nicht lange unentdeckt geblieben; ganz Griechenland hätte bald gewußt, daß diese Knidische Göttin, die man unter die höchsten Wunder der Kunst zählte, weiter nichts als ein Bildniß der Fryne sey; die Thespier hätten sich rüh-

*) In Boeoticis, cap. 27.

men können das wahre Original dieser vorgeblichen Venus zu besitzen; die Knidier würden sich haben schämen müssen, ihre Kopie in einem der berühmtesten Tempel der Liebesgöttin aufzustellen, und die Andacht der guten Griechen mit der profanen Nudität einer öffentlichen Dirne zu betrügen; und als in der Folge der König Nikomedes ihnen eine ungeheure Summe um ihre Venus anbieten ließ, würden sie gewiß keine Thoren gewesen seyn nein zu sagen.

Ich weiß wohl, daß eben diese Fryne auch dem Apelles gesessen haben soll, da er seine berühmte Venus Anadyomene mahlte; wiewohl andre sagen, die schöne Perserin Kampaspe (von welcher bey dieser Gelegenheit ein bekanntes Histörchen erzählt wird) habe zum Modell dabey gedient. Gesetzt aber auch, daß dieß im strengsten Sinne der Worte zu nehmen wäre: so ließe sich davon kein Schluß auf Götterbilder der Bildhauer machen. Denn es ist (wie Winkelmann bemerkt hat) nicht zu erweisen, daß Gemählde jemahls zu Gegenständen der Religion und öffentlichen Andacht bey den Griechen gedient haben.

Was ich gegen das Vorgeben des Athenäus für die Knidische Venus angeführt habe, kann also mit gutem Fug für alle berühmte Bilder der Götter und Götterkinder gelten. Wenn irgend etwas handgreiflich ist, so ists dieß: daß Künstler, die sich vermessen hätten Götter darzustellen, und nichts bessers als Kopien und Karrikaturen *)

*) Wie es am oben angezogenen Orte der Fysiognomischen Fragmente heißt.

einzelner Menschen, also unvollkommener Individual-Naturen, hervorgebracht hätten, den Nahmen großer Meister nie erlangt haben könnten; und daß die Griechen, die sich ihre Zeitgenossen und Landsleute, wohl berühmte Kriegsmänner, Athleten, oder Alcibiaden, Frynen u. s. w. für Götter und Göttinnen hätten aufbinden lassen, entweder keine Augen gehabt haben müßten, oder — Doch wir wollen uns nicht ereifern! Die Wahrheit spricht so stark für sich selbst, daß wir ohne ihren mindesten Nachtheil gelassen bleiben können.

9.

Man sieht, daß ich — bevor ich glaube etwas positiveres über die idealischen Werke der Griechischen Künstler sagen zu können — die Frage, um deren Beantwortung es zu thun ist, durch zwey Einschränkungen näher bestimme. Die Rede nehmlich ist nur von Bilder der Götter und Heroen — und auch unter diesen nur von solchen, die das Alterthum mit vorzüglicher Bewunderung aus der unendlichen Menge ihrer Kunstwerke ausgehoben hat; nicht von allen, die auf unsre Zeiten gekommen sind — nicht von den Werken aller guten Meister — am allerwenigsten von solchen, die wirklich Bildnisse einzelner Menschen seyn sollten — wie z. B. der Perikles des Fidias, der Alexander des Lysippus, die Fryne des Prariteles, die Statuen

der Sieger in den Kampfspielen, u. s. w. Von diesen letztern mag ohne Zweifel mehr oder weniger gegolten haben, was in dem angezogenen fysionomischen Fragmente von allen Abbildungen einzelner Naturen sehr richtig gesagt wird: „daß sie immer unwahr, eine Art von Karrikatur, höchstens Approximazion sind.“ — Bilder der Götter und Halbgötter hingegen — deren Urbilder kein Mensch mit Augen gesehen hatte — mußten nach einer ganz andern Regel gemacht und beurtheilt werden. Diese sind (in Rücksicht auf den Gegenstand) ihrer Natur nach unwahr, werden aber desto unwahrer, je mehr sie sich der einzelnen Menschheit nähern. Bey ihnen hat keine Approximazion Statt, weil keine Vergleichung des Bildes mit dem Urbild Statt findet. Alles kommt bloß auf den Eindruck an, den sie auf den Menschen der sie anschaut, besonders auf den, der sie mit religiösen Gesinnungen anschaut, beym ersten Anblick machen. Wird er so dadurch getroffen, daß ihn ein heiliger Schauder befällt, daß er unter der menschlichen Hülle etwas mehr als menschliches, mehr als heroisches — daß er den gegenwärtigen Gott zu fühlen glaubt — was kann die strengste Forderung des Kunstliebhabers mehr verlangen? Der Priester wenigstens fordert nicht mehr. Der Künstler selbst hat seine stolzeste Absicht erreicht; er hat das äußerste gethan, was der menschlichen Natur erlaubt war.

10.

Allein, daß dieß der Fall aller oder nur der meisten Künstler, welche Götter bildeten, gewesen sey, ist mehr als ich jemahls behaupten möchte. Der einzige vielleicht, von dem wir mit dem höchsten Grade von Gewißheit, der in solchen Dingen Statt findet, sagen können, daß seine Götterbilder aus der erhabensten Begeisterung, aus einem wahren Aufflug zu dem unvergänglichen Urbilde der Schönheit, *) entstanden seyen, war Fidias — der Freund und Liebling des Perikles, und der Ausführer seines großen Entwurfs Athen zur schönsten Stadt der Welt zu machen. Sein Jupiter Olympius, das bewundernswürdigste, was jemahls Menschenhände geschaffen haben, (wie Cicero aus dem Munde einer ganzen Welt sagt) erschien unter den Griechen wie eine auf einmahl vor ihren Augen stehende Gottheit, durch nichts vorgehendes angekündigt, durch nichts folgendes erreicht, — in einer Vollkommenheit, von der uns keine Beschreibung eines Pausanias, keine aus den Trümmern des zerstörten Alterthums hervor gegrabne Bilder nur den Schatten einer Vorstellung geben können. Nur aus dem Eindruck, den das Anschauen dieses herrlichen Werkes auf alle Menschen machte, können wir auf die Vortrefflichkeit desselben schließen.

---

*) Wie sich Lucian in seinen Charidemus ausdrückt.

— Aber was ist Schließen gegen Schauen? — Alle alten Schriftsteller, auch die weisesten und kaltblütigsten, reden mit Entzücken davon. „Die Religion selbst, sagt Quintilian, scheint dadurch ein neues Gewicht bekommen zu haben, so ganz stellt die Majestät dieses Werkes den Gott dar.“ *) — Noch zu Epiktets Zeiten reiste man nach Olympia, um den Jupiter des Fidias zu sehen; und „zu sterben, ohne es in seinem Leben gesehen zu haben, wurde für ein Unglück gerechnet“ — sind die eignen Worte dieses weisen Mannes, auf den kein Verdacht einer Vergrößerung fällt. Ich weiß nicht, ob man von dem Werke eines Menschen was größeres als diese beiden Züge sagen kann. Aber mich däucht, es ist genug um uns zu überzeugen, daß Cicero, **) der es selbst gesehen, nicht zu viel gesagt habe, wenn er mit dem Ton der Gewißheit von dem

---

*) Daß es nicht nur auf die Menge, sondern selbst auf die erhabensten Menschen diesen Effekt gemacht, sehen wir aus dem Beyspiele des großen Römers Paulus Aemilius, von dem, uns Livius sagt: Olympiae et alia spectanda visa, et Iovem, velut praesentem intuens animo motus est. Lib. XLV. c. 20.

**) Nec vero ille artifex, cum faceret Iovis formam aut Minervae, contemplabatur aliquem, e quo similitudinem duceret: sed ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximia quaedam, quam intuens in eaque defixus ad illius similitudinem artem et manum dirigebat. Cic. Orat. c. 2.

Werkmeister desselben sagt: „Auch hatte dieser Künstler, da er den Jupiter oder die Minerva bildete, niemand vor sich, den er anschaute und nachbildete; sondern in seiner Seele saß irgend eine herrliche Idee von Schönheit, auf die sein inneres Auge geheftet war, und nach deren Zügen seine Hand arbeitete." *)

Was diese Idee war, ob eine Erscheinung aus der idealischen Welt — oder eine neue Schöpfung seiner Dichterkraft — oder eine Zusammenschmelzung gesehener Wirklichkeiten, abgezogen von den schönern und bessern Menschen die er vor sich hatte, oder was es sonst etwa seyn mochte — davon unten, so viel ich davon sagen kann. Genug, es war weder Kopie noch Karrikatur individueller Natur, und konnte das nicht seyn, oder diese schönern und edlern Menschen, die mit Schaudern den Vater der Götter darin erkannten, müßten nicht einmahl gemeinen Menschensinn gehabt haben!

---

*) Das nehmliche sagt auch Plotinus, Enns. ad V. l. 8.

II.

Nach den Begriffen, die ich aus den Nachrichten der Alten von ihren berühmtesten Bildhauern bekomme, denke ich mir viererley Arten Werke, die in der weitesten Bedeutung des Worts idealisch heißen können, und die man, um etwas richtiges über die Ideale der alten Kunst zu sagen, genau unterscheiden muß.

Die erste war eben diese animo insidens species eximia pulchritudinis, diese von der Natur selbst — auf eben die geheimnißvolle unerklärbare Weise wie sie alles zeugt, geborne — oder wie von einem Gott eingehauchte Idee, nach welcher Fidias seine Minerva zu Athen, seinen Jupiter zu Elis arbeitete, so viel möglich in Erz, Elfenbein oder Marmor dargestellt.

Da so wenig von den Meisterstücken des ältern Griechenlands auf uns gekommen, und diejenigen, die noch vorhanden und deren Urheber meist unbekannt sind, uns wenig helfen können, um über jene welche längst zerstört worden, oder vielleicht noch itzt tief begraben liegen, etwas zuverlässiges zu sagen: so würde es Verwegenheit seyn die Künstler nennen zu wollen, die vielleicht in dieser ersten Klasse einen Platz zunächst an Fidias fordern konnten. Gehörte ein Alkamenes, ein Myron, ein Skopas unter diese? — Ich weiß nichts davon. Vielleicht waren es nur einzelne Werke, die in dieser höchsten Begeisterung

auch des höchsten Grades der Schönheit theilhaftig wurden. *) Vielleicht gehörten sogar manche Werke des Fidias selbst nicht in diese Klasse. Vielleicht — Doch wozu helfen uns alle diese Vielleichts? Vielleicht war nur Ein Fidias, wie nur Ein Homer, Ein Shakspeare — und vielleicht nur Ein Jupiter Olympius, wie nur Eine Ilias, nur Ein Hamlet.

12.

Ungleich zahlreicher an Künstlern und fruchtbarer an Werken war die zweyte Klasse, an deren Spitze ich den Polykletus von Sycion setze, der bekannter Maßen wenige Olympiaden nach Fidias blühte. Dieser Künstler war der Erfinder des berühmten Kanons; einer Statue, die diesen Nahmen deßwegen erhielt, weil sie seinen Schülern (vermuthlich auch ihm selbst) zur Regel des wahren Ebenmaßes und der vollkommnen Schönheit menschlicher Gestalt diente, und um dessentwillen Plinius von ihm sagt: Solus hominum artem ipsam fecisse artis opere judicatur — ein Ausspruch, in welchem mehr Sinn liegt, als die witzelnde Wendung beym ersten Anblick vermuthen läßt.

---

*) Wie zum Beyspiel die Alkmena und Sosandra des Kalamis, die Nemesis des Agorakritus, u. a.

War dieser Kanon ein Ideal von der ersten Klasse? oder war es nur ein Abstraktum, aus Vergleichung vieler einzelnen schönen Gestalten mit verständiger Wahl des Schönsten von der Natur abgezogen, und nach eignem Urtheil und Gefühl wieder zusammen gesetzt, wie Zeuxis seine Helena aus den zusammen gegatteten schönsten Theilen vieler einzelner schöner Mädchen, die vor ihm saßen, heraus brachte? Höchst wahrscheinlicher Weise das letzte. Polyklet, so ein großer Künstler er war, scheint kein Geist gewesen zu seyn, der sich mit einem Fidias messen konnte. Das irrige Vorgeben, das so manche einander auf Treu und Glauben nachgeschrieben haben, als ob die von Fidias angefangene Kunst durch ihn zum höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht worden, ist aus dem Mißverstande einer Stelle des Plinius und aus Verwirrung der Griechischen Wörter Torneutike und Toreutike entstanden. *) Quintilian, ein Mann von Gewicht in allen Sachen des Geschmacks, macht den Fleiß und die Eleganz zum unterscheidenden Vorzug Polyklets, und dieß zeuget mehr von Geschmack als von Genie. Er bildete fast lauter jugendliche Formen, und seine Werke hatten, ausser der Schönheit des Ebenmaßes, noch das Glatte und Vollendete, das dem ungelehrten Auge so wohl gefällt. Daher kam es vermuthlich, daß seine Amazone lange Zeit hernach in einem Bildhauerkonvent der Ama-

*) V. Salmas. in Solin. p. 235. C.

zone des Fidias selbst vorgezogen wurde. *) Die gemeine Meinung setzte ihn über alle seine Vorgänger; aber man tadelte den Mangel der Stärke an ihm — deesse pondus putant — und aus dem Sinne der ganzen Stelle Quintilians ist ziemlich klar, daß dieß noch etwas mehr sagen wollte, als nur eine empfindlichere Andeutung der Theile — wie Winkelmann **) meint; von dem ich mich hier, nicht ohne Schüchternheit, entfernen muß, da im Grunde alles das Große, was er von Polyklets als einem erhabenen Dichter in seiner Kunst sagt, bloß Hypothese ist. Denn, spricht er als Geschichtsschreiber, wo sind seine Zeugnisse? Oder als Augenzeuge, wo sind Polyklets Werke? Seine kolossalische Juno zu Argos war weltberühmt, und dem Quintilian gewiß unverborgen. Dennoch, sagt dieser, man hätte gefunden, daß er die göttliche Würde und Größe nicht zu erreichen gewußt habe. — Deorum autoritatem non explevisse — da hingegen Fidias glücklicher in Göttern gewesen als in Menschen, — Fidias diis quam hominibus efficiendis melior artifex. Selbst die Wahl seiner Subjekte zeigt einen Genie von minderer Kühnheit und Stärke. Denn es bleibt doch immer wahr, daß es weit weniger über die gewöhnliche Menschenkraft ist,

---

*) Plin. L. 34. c. 8.

**) S. Geschichte der Kunst, S. 652. u. f. nach der Wiener Ausgabe.

schöne, jugendliche, schwebende Formen, einen Diadumenum molliter juvenem, und einen Doryphorum viriliter puerum, — als den Vater der Götter und Menschen in seiner ganzen Majestät, darzustellen. Man sieht häufig Jünglinge von beiderley Art, und um sie zu verschönern braucht man nur das Individuelle wegzulassen: aber man sieht nirgends ein Original zu einem Jupiter Olympius.

Aus diesem Grunde scheint es mir nicht sehr wahrscheinlich, daß der Kanon, oder Doryforus des Polyklet ein Ideal vom ersten Rang, oder von derjenigen Art, die ich aus Inspirazion entstanden nennen möchte, gewesen sey. Er stellte einen Jüngling just in der Grenze vom Knaben zum Manne vor — so schön als ihr wollt — aber weder einen Göttersohn, noch einen Gott. Wozu hier die höchste Begeisterung? oder wie war diese bey einem solchen Werke nur möglich? Also vielmehr ein Werk der Abstrakzion und Wiederzusammensetzung, aus dem schönsten in einzelnen schönen Formen entstanden, mit dem Zirkel in der Hand abgemessen, mit architektonischem Auge und fester Künstlerhand vollendet.

Wie dem aber auch war, genug dieser selbst idealische Doryforus, wurde das Urbild, wonach eine Menge folgender Künstler Götter und Menschen machte. Was den Neuern vorgeworfen wird, daß sie Bildsäulen nach Bildsäulen kopierten — Schatten von Schatten — traf also schon viele alte Griechische Künstler: und es ist leicht zu begreifen, daß die Kunst bey dieser

Methode mehr verlor als gewann. Polyklet selbst scheint sich bey seinen übrigen Werken zu sehr an seinen Kanon gehalten zu haben. Daher die Einförmigkeit die ihm Varro *) vorwarf, daß sie fast alle nach einerley Modell, paene ad unum exemplum, gemacht seyen, — sogar bis auf die schwebende Stellung, woraus die Furcht sich von seinem Modelle zu entfernen ziemlich stark hervor scheint. — Daher auch der Vorzug, den man dem Myron gab, weil dieser mehr Mannigfaltigkeit in seine Werke gebracht — numerosior in arte quam Polycletus.

Die nach Polyklets Kanon gebildeten Werke also machen das aus, was ich meine zweyte Klasse von Idealen nenne, und ich brauche kaum hinzu zu setzen, die unbedeutendste unter allen.

13.

Unter den Künstlern, welche nach Fidias und Polyklet über alle ihre Zeitgenossen und Nachfolger sich erhoben hatten, stehen Praxiteles und Lysippus oben an, von denen der erste ungefähr um die hundert und vierte, der andre um die hundert und vierzehnte Olympiade geblühet hat.

---

*) Plin. l. c.

Beiden giebt Quintilian zum gemeinschaftlichen Unterscheidungszeichen von ihren Vorgängern, „daß sie sich der Wahrheit, oder (wie wir zu sagen pflegen) der Natur, mehr genähert als ihre Vorgänger" — ad veritatem Lysippum et Praxitelem accessisse optime affirmant. Dieß optime bezieht sich auf accessisse, wie aus dem gleich folgenden deutlich wird. „Denn (setzt Quintilian hinzu) Demetrius wird deßwegen getadelt, weil er die Wahrheit zu weit getrieben, (tanquam nimius in ea reprehenditur) oder, weil er die Schönheit der Wahrheit aufgeopfert," d. i. (wie man die Worte „similitudinis quam pulchritudinis amantior" auch übersetzen kann) weil er sich mehr der Aehnlichkeit als der Schönheit befliissen, — welches (im Vorbeygehen gesagt) abermahls bezeugt, daß die Alten weit entfernt waren, zu glauben, ein Kunstwerk werde bloß dadurch schön, daß es die wirkliche individuelle schöne Natur darstelle, und also desto schöner, je genauer es sich an die Natur halte.

Jenes optime accessisse will also sagen: Praxiteles und Lysippus hätten sich so nahe an die Natur gedrückt, als es das große Gesetz der Schönheit erlauben wollte. Ihre Werke waren folglich eine Art von Idealen, die sich von denen ihrer Vorgänger dadurch unterschieden, daß sie mehr Wahrheit der Natur, mehr Lebenathmendes hatten, einen höhern Grad von Täuschung hervorbrachten, mehr menschliche Empfindung einflößten als jene.

Ich glaube aber bey dieser Aehnlichkeit einen sehr beträchtlichen Unterschied zwischen diesen beiden Meistern zu finden, worüber ich mich hier so gut als möglich zu erklären suchen werde.

Ueberhaupt scheint mir, Praxiteles habe sich mehr dem Fidias genähert, Lysippus mehr dem Polyklet.

Von jenem besaßen die Thespier einen Liebesgott, den er selbst nach dem Modell eines von ihm geliebten Knaben gearbeitet und für sein vollkommenstes Werk erklärt haben soll. *) Ein Satyr, der zu Pausanias Zeiten noch in

*) Pausanias erzählt davon folgende Anekdote: „Praxiteles hatte der schönen Fryne, die er liebte, versprochen, ihr sein bestes Werk zu schenken. Sie sollte aber selbst auswählen. Fryne, die (wie es scheint) ihrem eigenen Geschmack nicht traute, und gern gewiß gewesen wäre, welches unter seinen Werken in seinen eignen Augen das beste sey, redete mit einem Bedienten des Künstlers ab, daß er einsmahls, da sein Herr den Abend bey ihr zubrachte, in großer Bestürzung angelaufen kam, die Nachricht zu bringen, es sey Feuer in seinem Hause ausgekommen, und die meisten seiner Werke seyen schon von den Flammen theils verzehrt theils sehr beschädiget. O! ich bin verloren, schrie Praxiteles, wenn mein Satyr und mein Amor verdorben sind. Nun hatte Fryne was sie wollte, und Praxiteles gestand ihr selbst, sein Amor sey das schönste seiner Werke." — Athenäus erzählte die Sache kürzer, und ist, wie ich glaube, näher an der Wahrheit. Er sagt bloß: Praxite-

Athen zu sehen war, wurde (nach eben dieser Anekdote) von ihm selbst nach jenem für sein bestes Werk gehalten. Der Satyr war von Erz, der Kupido von dem schönen Marmor, der auf dem Berge Pentelikos in Attika gebrochen wurde. Sehr wahrscheinlich gehörte dieser Thespische Amor — um dessentwillen allein (wie Cicero sagt) die Fremden Thespien zu besuchen pflegten — unter die kleine Anzahl der Ideale von der höchsten Klasse. Dieser Meinung scheint auch der Dichter Simonides *) gewesen zu seyn, von welchem die vier schönen Verse herrühren, die uns die Anthologie aufbehalten, und Grotius in vier fast eben so schöne Lateinische übersetzt hat. **)

Und

---

les habe ihr zwischen seinem Kupido und seinem Satyr die Wahl gelassen, und Fryne habe (wie billig) den Liebesgott gewählt, und ihn nach Thespien, woher sie gebürtig war und woselbst Amor einen Tempel hatte, gestiftet. An Anekdoten ist immer etwas wahr und etwas falsch. Der Leser mag urtheilen, ob ich so glücklich gewesen bin, in dieser das Wahre auszuspüren.

*) Ein Enkel vermuthlich des berühmten Dichters dieses Nahmens; denn dieser war lange vor der Geburt des Praxiteles schon gestorben.

**) Quam bene Praxiteles finxit quem sensit Amorem!
De corde exemplum sumserat ille suo;
Meque, mei precium, Phrynae dedit; inde sagittis
Nil opus est: videar si modo, sat ferio.

Und eben diese Verse — zumahl, wenn sie (wie Athenäus versichert) an dem Fuße der Bildsäule eingegraben standen — scheinen das Vorgeben, daß ein schöner Knabe dabey zum Modell gedient habe, sehr verdächtig zu machen. „Was Wunder (sagt der Griechische Dichter) daß Praxiteles den Amor so schön gebildet hat? Er fühlte ihn, und zog das Urbild (αρχετυπον) aus seinem Herzen.“ — Wie wahr! Wo hätte er auch sonst ein Urbild zum Bilde des Liebesgottes finden können? — Man nehme nun noch an, er habe diesen Amor ausdrücklich für seine Geliebte gemacht; und denke dann, daß diese Geliebte die schöne Fryne war, und daß es ein ewiges Denkmahl seiner Liebe seyn sollte: wie groß mußte da die Begeisterung seyn, in der seine Seele die Idee davon empfing, und die Liebe, womit er sie ausführte! Nun ist auf einmahl begreiflich, warum dieser Amor ein so herrliches Werk wurde; so herrlich, daß man bloß, um ihn zu sehen, nach dem Städtchen Thespien reisete, wie man, um die Majestät des Olympischen Vaters anzubeten, nach Elis, und, im Anschauen der Liebe-hauchenden Schönheits-Göttin hinzuschmelzen, nach Knidos wallfahrtete. Und nun ist auch begreiflich, warum die schöne Fryne dieses Bild so heilig hielt, daß sie es, als ein von dem Gott der Liebe erschaffnes Werk, ihm selbst wiedergeben wollte, und jeden andern Ort als seinen ältesten Tempel dessen unwürdig glaubte.

Alle diese Gründe, den Thespischen Amor für ein Ideal der ersten Klasse zu halten, bekommen ein neues Gewicht dadurch, — daß,

wofern Praxiteles irgend einen schönen Knaben seiner Zeit zum Modell genommen hätte, die Griechen viel zu große Knabenliebhaber waren, als daß sich der Nahme desselben nicht durch Tradizion und Schriften erhalten hätte. Man zeigte zu Plinius Zeiten einen Amor mit einem Blitz in der Hand, von welchem versichert wurde, daß er den Alcibiades in seinem Knabenalter *) vorstellte. Wäre der Thespische Amor nicht ein völliges Ideal gewesen, so würde man gewiß den schönen Knaben auch genannt haben, der sich hätte rühmen können, das Modell zu einem so bewunderten Werke gewesen zu seyn. Seine Familie und seine Vaterstadt hätten sich gewiß so viel auf ihn eingebildet, als auf einen Pentathlischen Sieger in den Olympischen Spielen.

---

*) Alcibiades führte in seiner Jugend, wenn er zu Felde zog, einen goldnen Schild, auf dem ein Blitze werfender Amor zu sehen war — sagt Plutarch im Leben dieses liebenswürdigen Taugenichts. Dieß gab ohne Zweifel einem spätern Bildhauer die Idee von jenem Amor in Gestalt des Alcibiades als Knabe. Der Meister war unbekannt; man muthmaßte aber, daß es Skopas oder Praxiteles seyn müßte. Plin. XXXVI. S. IV. n. 9.

14.

Eine andre Beschaffenheit aber hatte es mit der Knidischen Venus, bey welcher Fryne (wie nicht geläugnet werden kann) auf gewisse Weise zum Modell diente; es sey nun, daß sie den Praxiteles dadurch für seinen Amor, oder der Künstler sie durch diesen für seine Venus, belohnen wollte.

Ich widerspreche durch dieses Eingeständniß demjenigen nicht, was ich oben gegen den Athenäus und das Vorgeben, „diese Venus sey ein Bildniß der Fryne gewesen," behauptet habe; noch räume ich dadurch der Meinung etwas ein, die ich in diesem ganzen Aufsatz bestreite; aber freylich nicht bestreite — um zu widersprechen, sondern nur, in so fern ich sie für irrig halte: denn was daran wahr ist, soll ehrlich zugestanden werden.

Ich habe oben schon den Unterschied bemerkt, den ich zwischen Vorbild und Urbild mache. Die Knidische Venus war keine Kopie, keine Bildsäule der Fryne, *) — auch nicht eigentlich eine

---

*) Praxiteles hatte der letztern mehr als Eine gemacht, ausser der, die Pausanias zu Thespien sah, befand sich eine zu Rom, an welcher die Kenner sowohl den Karakter ihrer Profession, als die Liebe, womit der Künstler gearbeitet, zu bemerken glaubten. Plin. XXXIV.

idealisierte Fryne — denn so wär' es doch noch immer Fryne gewesen; und es sollte eine Göttin darstellen, und in einem Tempel die Ehre der Anbetung mit ihr theilen; — zwar das Bild einer Venus, aber nicht der Venus Pandemos, sondern der himmlischen (wie Lucian in der Apologie seiner Bilder ausdrücklich sagt) und dazu hätte sich doch wohl Fryne selbst ein Gewissen gemacht das Original zu seyn. — Aber was war es denn, und wozu konnt' ihm Fryne dabey helfen, wenn es ihr nicht ähnlich sehen durfte? — Ich kann mir noch ein Drittes denken, Fryne, die schönste Figur ihrer Zeit, und die Geliebte des Künstlers, sollte ihm nur zum Mittel dienen, sich vollkommner zu begeistern; nur zur Stufe, von der sich seine Einbildungskraft zur Idee der Göttin der Schönheit und Liebe hinauf schwingen wollte. Dieß war wenigstens seine Absicht; und wenn er sie (wie es scheint) nicht völlig erreichte, so lag der Fehler — an der Liebe — an Frynens Schönheit, die durch die Begierde, seine Imaginazion zu überflügeln, ohne Zweifel neue Reitze erhielt — an der Schwachheit und den Schranken der menschlichen Natur.

Daher (däucht mich) erklärt sich auf eine sehr natürliche Art alle das Wunderbare und zum Theil Paradoxe, was die Alten von den Wirkungen dieser Knidischen Venus erzählen. Sie war, wie Plinius sagt, nicht nur das schönste unter allen Werken des Praxiteles, sondern unter allem was

man auf dem ganzen Erdenkreise sehen konnte. *) Aber sie flößte nicht nur Erstaunen und Bewunderung, nicht nur Liebe — sie flößte sogar Begierden ein. Aristenät, oder wer der Verfasser der unter Lucians Nahmen gehenden Liebesgötter ist, läßt die beiden Jünglinge, deren Reise nach Knidos er in diesem Dialog beschreibt, beym Anblick dieses Bildes beynahe von Sinnen kommen, und den einen (sonst einen hartnäckigen Ketzer in Liebessachen) schier zum Stein erstarren, wie er die Göttin von derjenigen Seite beschaut, von welcher auch die Mediceische Venus vor Herrn Smollets Augen Gnade fand. Ja, die

---

*) Diesem widerspricht, was er bald darauf von einer andern unbekleideten Venus des Skopas sagt, die zu Rom im Tempel des Brutus Kallaïkus stand, „Praxiteliam illam antecedens et quemcunque alium locum nobilitatum.“ — Plinius ist von dergleichen Widersprüchen nicht immer frey. Wenn er Recht hatte, ihr diesen Vorzug zu geben, und der Grund, warum sie nicht mehr Aufsehens machte, darin lag, daß (wie er sagt) zu Rom die Größe der Werke, die da zu sehen waren, sie auslöschte: warum machte sie nicht mehr Aufsehens unter den Griechen, ehe sie nach Rom gebracht wurde? — Doch vielleicht war sie in einem höhern Styl gearbeitet, oder (nach unsrer Klassifikazion) ein Ideal von der ersten Klasse — und eben darum, weil sie weniger sinnlichen Reitz hatte als die Venus des Praxiteles, weniger geschickt, ihr beym großen Haufen den Vorzug streitig zu machen?

Küsterin des Tempels erzählte ihnen sogar mit vielen Umständen die tragische Geschichte eines jungen Menschen, der sich mit allen Symptomen der rasendsten Leidenschaft in die marmorne Göttin verliebt, und endlich (nach einem Beweise davon, der sich nur auf Lateinisch *) erzählen läßt) sich aus Verzweiflung ins Meer gestürzt habe. Mit weniger Muth, aber in einem der Göttin würdigern Entzücken, bricht der Epigrammen-Dichter Antipater (im vierten Buche der Anthologie) in die ekstatischen Fragen aus:

Wer beseelte den Fels? Wer sah dich, Cypris, auf Erden?
Gab dem fühllosen Stein diesen allmächtigen Reitz?

Diese Beyspiele und Augenzeugnisse von dem Effekt, den die Knidische Venus machte, — wenn

---

*) Ferunt amore captum quemdam, cum delicuisset noctu simulacro cohaestisse, ejusque cupiditatis indicem esse maculam. Plin. XXXVI. p. 726. Es ist sehr erlaubt an Wundern dieser Art zu zweifeln, wenn sie uns auch schon von Küstern und Küsterinnen erzählt werden. Indessen bestätigt doch Klemens Alexandrinus (in der löblichen Absicht das Heidenthum dadurch schamroth zu machen) die Wahrheit dieser Begebenheit durch das Zeugniß eines gewissen Posidippos, der ein Buch von den Merkwürdigkeiten von Knidos geschrieben. Ob sie dadurch glaubwürdiger werde, ist eine andre Frage — genug, daß die Begebenheit an sich selbst nichts unmögliches ist.

wir auch abrechnen was die Imaginazion der Zeugen dabey gethan haben mag — beweisen noch immer, was wir damit beweisen wollen: daß sie, zu aller der Schönheit, welche sie über sterbliche Weiber erhob, einen Grad von Lebhaftigkeit, Reitz und Zauber gehabt habe, den andre Venusbilder auch die schönsten, als die Lemnia eines Fidias, die Venus Hortensis (εν Κηποις) des Alkamenes — wiewohl Lucian *) einzelne Theile von diesen beiden den nehmlichen Theilen an der Knidischen Venus vorzieht — nicht gehabt haben. Kann man sich darüber verwundern, da so besondere Umstände zusammen kamen, sie zu dem zu machen was sie war? Fryne das Modell, Praxiteles der Werkmeister, die Liebe mit der er arbeitete, das beynahe unmögliche Bestreben etwas noch schöners zu denken als — was man liebt, und dennoch das Ringen der enthusiastischen Einbildungskraft, diese Unmöglichkeit zu überwinden, — mich däucht, alles dieß mußte gerad ein solches Werk hervorbringen. Seine Venus verlor etwas dabey an Göttlichkeit — aber nur so viel als sie (vielleicht gegen seine Absicht) an menschlicherm Reitz gewann; und gerade das, wodurch sie weniger Göttin war, gab ihr dieß Herzenschmelzende, Unnennbare, was bey ihrem Anblick Liebesbegierden entzündete, und durch die Unmöglichkeit der Gegenliebe und des Genusses wollüstig peinigte — vielleicht auch bey irgend einem blutreichen, glühenden, sinnlosen jungen Menschen,

---

*) In Imagin. c. 6.

der sie täglich zu sehen Gelegenheit hatte, endlich die Wirkung thun konnte, welche die Küsterin des Knidischen Tempels, mit aller geziemenden Devozion, zu Preis und Ehren ihrer Göttin den Fremden zu erzählen pflegte.

15.

Die Knidische Venus ist es also, von welcher ich den Begriff derjenigen Art von Idealen nehme, die ich zur dritten Klasse mache — wiewohl sie unter so besondern Umständen zur Welt kam, daß sie, nach der Schärfe zu reden, vielleicht die Einzige in ihrer Art war. Ich rechne nehmlich dahin alle Bilder von Göttern und Heroen, wobey sich der Künstler durch den Anblick schöner Individuen geholfen hatte, um ihnen einen höhern Grad von Leben, Reitz und Illusion zu geben, als ihm möglich gewesen wäre, wenn er bloß nach seiner Idee oder dem einmahl angenommenen Götter-Ideal gearbeitet hätte. Der Vortheil, den er dadurch erhielt, fällt sogleich in die Augen. Die göttlichen und heroischen Naturen wurden auf diese Weise näher zu den Menschen herab gezogen; hatten mehr Leben, mehr sinnlichen Reitz; — gefielen also mehr — und mehrern — verschafften ihren Meistern allgemeinern Ruhm — wurden besser bezahlt u. s. w. und alles dieß war sowohl auf Seiten der Mei-

ster als der Liebhaber sehr natürlich. Denn im größten eigentlichsten Ideal war doch nur Ein Jupiter Olympius, dem (wie Plinius sagt) niemand nachzueifern sich getraute. — Wer sich auch emvor heben wollte, mußte also einen andern Weg einschlagen.

16.

Fidias, Polyklet und Praxiteles hatten — wie alle Meister in welcher Kunst es sey — ihre Schüler und Nachahmer, unter deren Händen gar bald Manier, Handgriff und Locus communis wurde, was bey jenen Genie, Gefühl, Erfindung, Eingebung des Augenblicks, oder Werk der höchsten Anstrengung des Geistes gewesen war. Nicht nur der Kanon Polyklets wurde zum Modell; alle berühmten Bilder berühmter Meister wurden auf tausendfältige Art nachgebildet. Die Werke dieser Nachahmer und Kopisten wurden kalt und kraftlos; man entfernte sich von der Natur, ohne sich über sie aufschwingen zu können, und so war die Kunst im Abnehmen, als Lysippus erschien, eine neue Bahn betrat, und Mittel fand, ohne mit einem seiner Vorgänger in Kollision zu kommen, sich den Vorzug über seine Zeitgenossen, die Gunst Alexanders des Großen, und einen Ruhm zu erwerben, den keiner von seinen Nachfolgern zu verdunkeln vermochte.

Ich habe schon oben bemerkt, daß der Karakter, der ihm mit Praxiteles gemein war, (nehmlich, daß sie sich der Wahrheit oder der Natur mehr näherten als ihre Vorgänger) dem Lysipp auf eine ganz besondere Weise zukam. Dieser Künstler scheint weder durch seinen Genie, noch durch den Zeitpunkt worin er blühte und die Umstände worin er die Kunst fand, aufgelegt oder aufgemuntert gewesen zu seyn, sich in die Sfäre der Heroen und Götter zu wagen, die schon mit den Werken so mancher herrlichen Meister erfüllt war. Seine Fähigkeit und Neigung trieb ihn zu Gegenständen, wozu er die Originale alle Tage vor sich sehen konnte. Ein Apoxyomenos, (ein Mann der sich selbst im Bade striegelte) eine betrunkene Flötenspielerin, haben ihn berühmter gemacht als sein Jupiter zu Argos, oder sein Kupido zu Thespien. Sein größter Held war Alexander, den er in verschiedenen Stellungen sehr oft und so sehr zum Vergnügen dieses gernseynwollenden Götterssohns arbeitete, das dieser (wie man sagt) von keinem andern Bildgießer noch Bildhauer dargestellt seyn wollte. Lysippus bildete auch den Hefästion, Alexanders Liebling, und seine übrigen Freunde ab, alle (wie Plinius sagt) mit vollkommenster Aehnlichkeit.

Ueberhaupt entfernte er sich von der Manier der Alten. Er machte die Köpfe kleiner, arbeitete die Haare fleißiger, hielt sich in den einzelnen Theilen genauer an die Natur, machte seine Figuren schlanker, nicht so viereckig, u. s. w.

Als er anfing aus eignem Triebe sich auf die Bildnerey zu legen, (er sollte Anfangs ein Grob-

schmid werden) war der Kanon Polyklets das Modell wonach er studierte. Dieß ist wenigstens der Sinn der Antwort, die er jemanden gegeben haben soll, der ihn fragte: wer sein Lehrmeister in der Kunst gewesen? — Der Doryforus, antwortete Lysipp. *) Und vermuthlich war dieß Studium, wodurch ihm die genaueste Beobachtung des schönsten Ebenmaßes mechanisch geworden, die Ursache, warum die sehr fleißige Beobachtung der Symmetrie (wie Plinius bemerkt) eine der vorzüglichsten Schönheiten seiner Bilder war.

In der Folge aber ermunterte ihn der Mahler Eupompus, sein Landsmann, (beide waren von Sycion) den ängstlichen Weg zu verlassen, auf dem er ewig ein bloßer mechanischer Arbeiter geblieben wäre. Dieser Eupompus war einer der berühmtesten Mahler seiner Zeit, ein Rival des Timanthes und Lehrmeister des Pamfilus, welcher durch seinen Schüler Appelles berühmter geworden ist als durch seine eignen Werke. Der junge Lysipp fragte ihn, **) welchen unter seinen Vorgängern er sich eigentlich zum Muster genommen? Eupomp wies auf eine Menge Volks, die eben auf einem Marktplatze vor ihren Augen wim-

---

*) Cicero de Clar. Orator. 86.

**) Es finden sich bey dieser Anekdote kronologische Schwierigkeiten, auf die, meines Wissens, noch niemand Acht gehabt hat. Wenigstens muß Eupomp, als er dem Lysipp diese Antwort gegeben, ein sehr alter Mann gewesen seyn.

melte: „Hier sind meine Modelle, sagte der alte Mahler; die Natur selbst, nicht den Meister, muß der Künstler nachahmen, der es verdienen will, dereinst selbst unter die Meister gezählt zu werden.“ Lysipp ließ sichs gesagt seyn — aber die Nachbildung der Natur war es doch nicht allein, was ihn in der Folge so berühmt und beliebt machte.

Wenn ich alles, was uns von ihm gemeldet wird, zusammen nehme und vergleiche, so däucht mich es komme so viel heraus; daß er in seinen Bildnissen die Schönheit mit der Aehnlichkeit zu vereinigen gewußt, und in seinen übrigen Freyern Werken die individuelle Natur mehr in einzelnen schönen Theilen als im Ganzen zum Modelle genommen. Er studierte die Natur, ahmte sie nach, stellte sie dar — aber nicht wie sie war, sondern wie er sie sah und sehen wollte; ließ bey der Nachahmung das Fehlerhafte weg, oder wußte es zu verbergen; zeigte was an jedem das schönste war auf die Weise, die dem Ganzen die vortheilhafteste schien; kurz, verschönerte seine Originale, und gab ihnen doch so viel von Wahrheit und Leben, daß sie Täuschung hervorbrachten, und also von jedem beym ersten Anblick erkannt wurden. Dieß war ohne Zweifel der wahre Grund, warum er so viel Statuen nach der Natur zu machen bekam, und warum sich Alexander von niemand als von Lysipp bilden, so wie er sich allein von Apelles, dem Mahler der Grazien, mahlen lassen wollte.

Seine Werke waren also mit aller ihrer Natur dennoch eine Art von Idealen, verschö-

nerte einzelne Naturen, oder symmetrische Zusammensetzungen schöner Theile, aus verschiedenen Modellen zu einem homogenen Ganzen zusammen geschmelzt. Dieser Kunst, das Individuelle zu idealisieren, (einer Kunst, wozu mehr Geschmack und Urtheil, als Hoheit und Feuer des Geistes erfordert wird) hatte Lysipp eigentlich seinen großen Ruhm zu danken. Denn Demetrius, der sich bloß an die Natur hielt, wurde gerade deßwegen getadelt — nicht etwa weil seine Werke Flickwerke oder Karrikaturen, sondern weil sie zu wahr, zu getreu nach dem Leben abgeformt waren — tanquam nimius in veritate. So gewiß ist es, daß die Alten sich nichts davon träumen ließen, daß Kunstwerke desto schöner würden, je mehr sie individuellen Naturen ähnlich wären!

17.

Ich habe also — beym Scheine des schwachen Lämpchens, das uns die unvollständigen Nachrichten der alten Schriftsteller von ihren Künstlern und Kunstwerken vortragen — vier Arten von Werken unterschieden, denen man — in so fern als sie alle, nicht aus Unvermögen; sondern aus Vorsatz ihrer Meister, etwas andres als bloße Abbildungen einzelner Naturen waren — den gemeinsamen Nahmen der Ideale beylegen kann, und die man, wie mich dünkt, mit Unrecht

unter diesem Geschlechtsnahmen mit einander zu vermengen pflegt.

Wenn wir jedoch auf der andern Seite den Unterschied sowohl zwischen diesen verschiednen Arten selbst, als zwischen dem Grade des Genies, welcher einen Jupiter Olympius des Fidias, oder einen Doryforus des Polyklet, oder eine bloße Nachahmung dieses Doryforus hervorzubringen erfordert wurde, erwägen: so werden wir finden, daß jener Nahme, in seiner edelsten und eigentlichsten Bedeutung, nur den Bildern idealischer Wesen, und auch unter diesen nur denjenigen mit Recht zukomme, welche aus dem höchsten Grade künstlerischer Begeisterung, aus der angestrengtesten Bestrebung sich über die schönste und erhabenste sichtbare Natur empor zu schwingen, entstanden, und — wie der Römische Plato in der oben angezognen Stelle sagt — nach einem in der Seele des Künstlers erzeugten Urbilde mehr als menschlicher Vollkommenheit gebildet worden.

Nach diesem Begriffe ist noch immer ein großer Unterschied zwischen dem, was in Bildung der Griechischen Götter und anderer fabelhafter Naturen konvenzionell, d. i. dem, was, nach den einmahl angenommenen Begriffen, jeder Gottheit eigen und allen Göttern gemein war, *) und zwischen der Idee, nach welcher ein

*) Dieß allgemeine und besondere Götter-Ideal, welches ich, ungeachtet es sich auf sehr richtige und feine objektive Begriffe gründete, darum weil

Fidias unmittelbar seine Minerva oder seinen Jupiter bildete. Eine Statue des Jupiters, der Venus, des Apollo, u. s. w. konnte sehr gewissenhaft nach der Vorschrift dessen was man Göt=ter=Ideal nennen kann gearbeitet seyn, und dem ungeachtet unter den großen Meisterstücken, die ich vorzugsweise Ideale nenne, keinen Platz verdienen. Dieß bedarf keines weitern Zeugnisses als des Augenscheins mancher antiker Apollo's und Bachus und Dianen und Grazien und Venusbilder, welche, bey aller ihrer konvenzionellen Deität, sehr wenig geschickt sind, unsre Einbildungskraft in den Homerischen Olymp zu versetzen.

---

es für die Künstler, vermöge einer stillschweigenden Uebereinkunft, Gesetz war, konvenzionell nenne, hat Winkelmann bekannter Maßen in der Geschichte der Kunst eben so ausführlich als gelehrt und scharfsinnig abgehandelt.

18.

Aber — höre ich sagen — auch ihr, mit allem was ihr uns schon in etlichen Bogen von Idealen und Urbildern vorsagt, habt uns noch immer keinen deutlichen Begriff davon gegeben, was ihr unter dieser Idee, diesem Urbild, dieser eximia quadam specie pulchritudinis, die in der Seele des Fidias saß als er seinen Jupiter bildete, verstanden wissen wollt. Gebt der Wahrheit die Ehre und bekennet: daß es entweder ein Gespenst ist, das gerade so viel Grund in der Natur hat als andere Gespenster — Deutsch zu reden, daß ihr und euer Cicero selbst nicht recht wißt was ihr sagt; oder daß dieser so hoch gepriesene Jupiter Olympius — von dem ihr ohnehin gut Reden habt, da niemand hingehen und sehen kann was an der Sache ist — weder mehr oder weniger war, als „eine Zusammenschmelzung von gesehenen Wirklichkeiten, und im Grunde doch nichts besser als Karikatur und unbefriedigendes Nachhinken der Kunst, der ewig unnatürlichen Kunst, nach der unendliche Mahl schönern Natur der schönern und bessern Menschen, mit denen das Land der Pelasger in den goldnen Zeiten des Perikles geziert war.“ *)

*) Fysiognomische Fragmente l. c.

19.

Nun, ja denn! wir wollen bekennen was zu bekennen ist. Am Ende — behalte auch Recht wer da kann — bleibt doch immer Gott allein die Ehre, und niemand in der Welt kann ein Interesse darunter haben, die Kunst mit der Natur zusammen zu hetzen, oder die eine auf Kosten der andern zu erheben. Denn — was wir nicht vergessen wollen — auch die Natur, von der diese ganze Zeit über die Rede war, ist ja wahrlich nicht die Natur selbst, sondern bloß die Natur, wie sie sich in unsern Augen abspiegelt — und dieß rückt Natur und Kunst um ein beträchtliches näher zusammen. Es wäre freylich ein lächerlich Beginnen, wenn ein Erdenklos sich hinsetzen und aus Thon oder Stein — mit unserm Herrn Gott in die Wette Menschen machen wollte. Aber der Versuch, ein Schattenbild (und das sind doch wohl alle unsre Sinnenbilder?) nachzuzeichnen oder nachzubilden, hat nichts, das die Kraft der Menschheit übersteigt. Und daß der menschliche Geist — Deus in nobis! — fähig sey sich etwas schöneres, reineres und vollkommneres zu denken, als diese, durch die Peccata Mundi von mehr als hundert Generazionen zerdrückten, angesteckten, verpfuschten und verhunzten Menschengesichter und Menschenleichname, wie sie nun bereits einige tausend Jahre auf diesem garstigen Erdklumpen herum kriechen — ist weder

eine ungereimte noch gottlose und dem Schöpfer der Natur — der (so viel ich weiß) auch der Schöpfer der Kunst ist — zu nahe tretende Behauptung.

20.

Ich bekenne also vor allen Dingen, daß es, wenn man von dem Jupiter Olympius des Fidias spricht, ein schlimmer Umstand ist, ihn nicht selbst gesehen zu haben. Da nun aber diesem Uebel nicht abzuhelfen ist, so kommt es itzt nur darauf an, wie viel wir die Zeugnisse und Urtheile derjenigen, die das Glück hatten ihn gesehen zu haben, gelten lassen wollen oder nicht; und hierin läßt sich freylich niemanden etwas vorschreiben.

Aber dieß wenigstens ist gewiß, daß unter allen, die von diesem Wunder der Kunst als Epoptен reden, keiner sich so ausdrückt, daß man nur auf die Vermuthung kommen kann, er habe es für ein aus Nachbildung lebender Originale entstandnes Werk gehalten. Wäre dieß der Fall gewesen: welcher unter allen Griechen, mit denen Fidias lebte, hätte mehr Anspruch machen können zum Modell eines Jupiter Olympius zu dienen, als eben dieser Perikles Olympius, den die Theaterdichter seiner Zeit so gern — nicht zum Spott, sondern aus demokratischer Eifersucht — mit dem Beherrscher des Olymps zu vergleichen pflegten? Und bedenken wir noch, daß

Perikles der Gönner, der Beschützer, der Freund unsers Künstlers war: wie glaublich, daß Fidias diese Gelegenheit ergriffen haben werde, ihm auf diejenige Art, die seinem Stolz am meisten schmeicheln mußte, die Cour zu machen! — Allein so glaublich es immer seyn mag, so gewiß können wir uns darauf verlassen, daß Fidias der Mann nicht war, dem so ein Gedanke nur im Traum einfallen konnte. — Und daß die Griechen, der kolossalischen Vergrößerung ungeachtet, den Donnerer von Athen ersten Blicks erkannt haben würden, wenn ihm der Olympische nur einiger Maßen ähnlich gesehen hätte, dürfen wir gleichfalls kecklich glauben. Hätten sie ihn aber erkannt, traun! sie würden die Entdeckung nicht verheimlicht haben. Jeder Komödienschreiber hätte geeilt, der erste zu seyn der seinen lieben Landsleuten ins Ohr sagte: „Sie möchten vor der Majestät dieses vermeinten Jupiters nicht zu sehr erschrecken; es sey nur Perikles des Xantippus Sohn, Schinokäfalos oder der Zwiebelkopf zubenahmset, neun- oder zehnmal größer und dicker als er unter seinem eignen Nahmen zu seyn pflege, und, um die Griechischen Ganshäupter zum besten zu haben, in einen Jupiter travestiert.“ — Man sieht klärlich, es konnte das nicht seyn. Es bleibt also nichts weiter übrig, was uns die Erzeugung dieses Jupiters erklären kann, als — daß wir annehmen, er sey entweder aus Zusammenschmelzung entstanden, oder — nach einem Gespenste gebildet worden.

21.

Was die Zusammenschmelzung betrifft, so kann ich mir eine zweyfache Art derselben denken. Es ist nehmlich entweder der Künstler, der die Operazion vornimmt, oder Mutter Natur verrichtet sie eigenhändig. — In jenem Falle kann wohl so etwas wie der Doryforus des Polyklet oder ein Lysippischer Jupiter daraus werden: aber daß ein solches Flickwerk, aus Fragmenten einzelner Griechenköpfe und Griechenkörper, so symmetrisch als man immer will, zusammen gesetzt, die große Wirkung hätte thun können, die der Jupiter des Fidias (oben bemeldter Maßen) gethan hat, scheint mir so wenig glaublich, daß ich (wenn kein ander Mittel ist) lieber annehmen will, die Natur selbst, in so fern sie in der Imaginazion der Menschenkinder ihr verborgnes Werk und Wesen hat, habe die Zusammenschmelzung vorgenommen. Daß sie eine solche Schmelzerin ist, wird niemand läugnen: allein wie sie es damit anfange, ist ein Geheimniß, das uns (meines Wissens) noch kein Psycholog begreiflich gemacht hat.

Die Sache bleibt also noch immer so dunkel als zuvor, und wir mögen uns wenden und winden wie wir wollen, so werden wir genöthigt seyn zu bekennen: daß Fidias nach einer in seiner Seele schwebenden Idee gearbeitet habe. Wie er zu dieser Idee gekommen, wird dadurch nicht deutlicher wenn wir sagen: sie sey eine Zusammen-

schmelzung gesehener Wirklichkeiten — Und im Grunde verlieren wir nichts dabey, wenn wir sie ein Gespenst schelten lassen, und gestehen, daß wir von der Erscheinung dieser Art von Gespenstern in den Köpfen der Dichter, Bildner und Mahler eben so wenig verstehen, als von dem Gespenste das dem Brutus zu Filippi erschien, oder von irgend einem andern Gespenste, Geiste, Kobold oder andern Einwohner der unsichtbaren Welt, weß Nahmens, Standes und Würde er seyn mag, der jemahls einem Sterblichen erschienen ist vom Anbeginn der Dinge bis auf diesen Tag. Ich trage für Herrn Johann Locke und seinen großen Grundsatz nihil est in intellectu etc. alle gebührende Achtung. Die Epikuräer und viele andre ehrliche Leute haben ein paar tausend Jahre vor ihm eben so viel davon gewußt als er. Aber, trotz diesem großen Axiom, womit man (wie mit dem Eskalibor des Königs Artus) auf einmahl so große Stücke herunter hauen kann, wird auch von der kleinen Welt in unserm Hirnkasten ewig wahr bleiben, was Shakspeares Hamlet von Himmel und Erde sagt: „Es giebt gar viele Dinge da, wovon sich unsre Filosofie nichts träumen läßt.“ — Es ist eitle Mühe, alles was in dem geheimnißvollen Abgrund unsrer sich selbst so wenig bekannten Seele vorgeht, so mechanisch erklären und handgreiflich machen zu wollen, wie man die Bewegung eines Bratenwenders erklären kann. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, daß ich als ein Knabe von vierzehn Jahren, und auch schon lange zuvor, bey äussern Veranlassungen, die auf tausend andre nichts dergleichen wirkten, Ge-

spenster und Erscheinungen aus der idealischen Welt in meiner Seele sah, die ich mir selbst weder aus Zusammensetzung oder Associazion meiner damahligen Sensazionen, noch aus irgend einer andern Ursache erklären kann. Denn Kunstwörter, alte oder neu geschmiedete, erklären nichts.

22.

Aber müssen wir denn alles erklären wollen? und ist es nicht genug, wenn wir wissen, so ist die Sache? — Man sage mir nicht, das heiße ohne Noth die weislich verbannten Qualitates occultas zurück berufen; denn ich will nichts damit erklären; ich will nur, daß man nicht durch unzulängliche Data, und durch Heischesätze, denen man mehr Ausdehnung giebt als sie haben, zu erklären meine was sich nicht erklären läßt. Der Weg des Genies ist der fünfte zu den vier Wegen, die dem König Salomon zu wunderlich vorkamen. (Sprichw. Sal. Kap. 30. V. 18. 19.) Aristoteles und zwanzig andre konnten wohl über die Werke Homers filosofieren; aber keiner von ihnen hat uns noch ein Recept geschrieben, wie man eine Ilias machen könne, oder uns erklärt, wie die Ilias in Homers Schädel entstanden ist. Warum sollte es mit dem Jupiter des Fidas nicht eben so seyn?

Ich habe oben schon, wie billig, anerkannt, daß die schöne (wiewohl nicht eben schönere)

Griechische Natur, und die Gelegenheiten sie mehr zu ihrem Vortheile zu sehen, nothwendig das ihrige zu den schönen Ideen der Griechischen Künstler beygetragen haben müssen. Was ich läugne, ist nur, daß dieser Umstand so viel, daß er alles dabey gethan habe. Denn, that er alles: warum machten die andern Künstler nicht auch so herrliche Werke wie Fidias? Warum gab es unter den Griechischen Bildnern und Mahlern, die doch alle die nehmliche Natur um sich hatten, nur einige wenige, deren Werke große Wirkung thaten?

Man wird antworten: es verstehe sich von selbst, daß der Mann, der etwas großes hervorbringen wolle, auch die Fähigkeit, die Natur zu empfinden, aufzufassen, ihre mannigfaltigen Schönheiten in seiner Seele zu koncentrieren und wieder in seinen Werken auszustrahlen, in einem hohen Grade haben müsse. Aber da sind wir wieder in der Region der dunkeln Begriffe, und wissen vom Wie des Fänomens, das erklärt werden soll, gerade so viel als zuvor.

23.

Soll ich mit aller Bescheidenheit meine Meinung von der Sache sagen? — Die Imagination eines jeden Menschenkindes, und die Imaginazion der Dichter und Künstler insonderheit, ist eine dunkle Werkstatt ge-

heimer Kräfte, von denen das Abcbuch, das man Psychologie nennt, gerade so viel erklären kann, als die Monadologie von den Ursachen der Vegetazion und der Fortpflanzung. Wir sehen Erscheinungen — Veranlassungen — Mittel aber die wahren Ursachen, die Kräfte selbst, und wie sie im Verborgnen wirken, — über diesem allem hängt der heilige Schleier der Natur, den kein Sterblicher je aufgedeckt hat. — „Hättens nicht die beiden kleinen hitzigen Hengste gethan und der Tollbrägen vom Postillion, der sie noch dazu antrieb, der Gedanke wäre mir nicht in den Kopf gekommen. — Er schnaubte daher wie ein Blitz" — sagt Tristram Shandy. *) Dieß ist die allgemeine Geschichte, wie Dichter, bildende Künstler, Komponisten, und alle das Volk von scharfen behenden Sinnen, und feuerfangender Imaginazion, zu ihren schönsten Ideen, ihren glücklichsten Erfindungen kommen. — Eine Veranlassung von innen oder aussen ist freylich immer da; aber in neunzig Fällen unter hundert möchte ich den sehen, der mir erklärte; wie just diese Wirkung aus dieser Veranlassung, dieser vermeinten Ursache entstehen konnte? entstehen mußte?

---

*) S. 5. Th. 1. Kap. vom Anfang. Nach der Bodischen Uebersetzung.

24.

Indessen läßt sich zuweilen doch wenigstens so viel historisch begreiflich machen, wie es zugegangen, daß die Seele des Mannes der ein ausserordentliches Werk hervorgebracht, in diese ungewöhnliche Begeisterung, Erhitzung und Erhöhung ihrer Kräfte gesetzt worden, worin sie fähig seyn konnte, die Idee zu empfangen, wovon sein Werk die Nachahmung ist. — Und dieß ist, so viel ich weiß, auch der Fall beym Jupiter Olympius des Fidias.

Ehe ich mich in die Erzählung dieser Umstände einlasse, muß ich meine Leser bitten, bey dem Nahmen Fidias sich so lebendig als ihnen möglich ist einen Mann zu denken, der mit dem Genie der Kunst geboren war — einen Mann, der in Vergleichung mit seinen Lehrmeistern ein Gott scheinen mußte — der nicht etwa ganz gemächlich von der neunzehnten Stufe zur zwanzigsten hinauf stieg, wozu es freylich nicht viel mehr braucht, als daß man den einen Fuß lüpfe und den andern nachziehe; sondern der den gewaltigen Raum zwischen seinen Vorgängern und dem Gipfel der Kunst mit zwey oder drey Riesenschritten verschlang — einen Mann, der ein eben so großer Architekt als Bildhauer war — der immer nichts als große Werke unternommen und ausgeführt hatte, und dem es also, von Natur und Gewohnheits wegen, zuletzt wie mechanisch werden mußte, alles was er dachte und machte

groß zu denken und zu machen — kurz, einen Mann, dem es (wie Quintilian in der oben angezogenen Stelle sagt) leichter war Götter zu bilden als Menschen; und der zu allen den Wundern, womit er unter der Staatsverwaltung des Perikles die Stadt Athen verherrlicht hatte, keinen außerordentlichen Anlauf zu nehmen, und um selbst seine Minerva, den Stolz der Athener, hervorzubringen, nur seine gewöhnliche Stärke anzuwenden brauchte.

Und nun — wenn solch ein Mann, von der edelsten Art von Rache angeflammt und in der angestrengtesten Eifersucht mit sich selbst, alle seine Kräfte zusammen nimmt, ein Werk zu schaffen, das alle seine vorherigen auslösche, — welch ein Werk mußte das werden!

Die Athener hatten dem Künstler für alle Verdienste, die er sich um ihre Stadt gemacht, der Welt Lohn gegeben. Ein großer Mann, ein Freund des Perikles, ein Mann, neben dem wenige stehen konnten, ohne um die Hälfte kleiner zu werden, als sie waren wenn sie unter ihres gleichen standen — das alles zu seyn, war freylich in einer so schwankenden Demokratie Verbrechens genug. Man mußte aber doch einen Vorwand haben. Man stiftete also einen gewissen Menon, der unter ihm gearbeitet hatte, auf, ihn öffentlich anzuklagen, daß er von dem Golde, welches zu der kolossalischen Statue der Minerva gebraucht worden, etwas unterschlagen habe. Allein bey der Untersuchung zeigte sich, daß Fidias die Vorsicht gebraucht hatte — unschuldig zu

seyn, und daß gerade so viel Gold an der Statue war, als er den Athenern verrechnet hatte. Dieß setzte seine Feinde in die Verlegenheit, ihm zu einem Staatsverbrechen zu machen, „daß einer von den Kriegsmännern in der Amazonen-Schlacht, die er in halb erhobener Arbeit auf den Schild der Minerva gearbeitet hatte, dem Perikles, und ein alter kahlköpfiger Mann, der einen großen Stein mit beiden Händen aufhebt, ihm selbst ähnlich sehe" — und weil es ihm hier nicht so leicht war das Gegentheil zu demonstrieren, so wurde er ohne weiters verurtheilt, ins Gefängniß geworfen, und vermuthlich einige Zeit darauf — ungefähr aus eben dem Grunde, warum Plato die Dichter aus seiner Republik verbannt — des Landes verwiesen, oder er fand Mittel aus dem Gefängnisse zu entwischen. *) Kurz, Fidias begab sich nach Elis, und wurde Werkmeister des Jupiter Olympius.

Rollins Behauptung, daß er bey diesem erstaunlichen Werke die Absicht gehabt habe, Rache an den Athenern auszuüben, und ihre Minerva um den Ruhm zu bringen daß sie das Größte sey was die Kunst jemahls hervor gebracht — ist zwar eine bloße Vermuthung; denn sie beruht, meines Wissens, auf keinem Zeugnisse: aber sie gehört unter die Vermuthungen, die man für so gewiß nehmen kann als ob sie gerichtlich er-

*) Dieß sagt ein ungenannter Scholiast des Aristofanes. Plutarch sagt, er sey im Gefängniß gestorben. Das ist aber, aus verschiedenen Gründen, nicht glaublich.

wiesen wären; denn sie beruht auf der menschlichen Natur. So beleidigt, wie Fidias von den Athenern war, rächt man sich ganz gewiß wenn man kann; und welche Rache hätte er nehmen können, die zugleich für ihn selbst ehrenvoller, und für die herrschende Leidenschaft der Athener, ihre Eitelkeit, empfindlicher gewesen wäre?

Fidias entwarf also den Plan eines Werkes, wodurch er alle Meisterstücke seiner Nebenbuhler in der Kunst und seine eignen zu verdunkeln hoffen konnte — den Vater der Götter und der Menschen in seiner Herrlichkeit. Es war ein wahres Poema, und nur den Gedanken davon zu fassen brauchte es schon eines so kühnen und solcher Kräfte sich bewußten Geistes wie der seinige. Aber da er seine Hand zur Ausführung ausstreckte, erschrak er vor seinem eignen Gedanken — fühlte daß er nur ein Mensch war, er der es wagen wollte den König des Himmels darzustellen — und sein Muth verließ ihn einen Augenblick.

In welcher Gestalt, mit welchen Zügen, in welcher Stellung? daß jeder der ihn sähe schaudernd den gegenwärtigen Gott, den Vater und König der Götter, fühlen und erkennen müßte!

Seine Seele arbeitete Tag und Nacht an der großen Geburt; stieg vom größten der Menschen zum Halbgott — vom Halbgott zum Gott auf — strebte noch höher empor aber hier — hier sank sie immer wieder.

Die Idee des Olympischen Vaters konnte nicht durch Abstrakzion noch Zusammensetzung gebildet werden; erscheinen mußte

sie ihm — und sie erschien ihm, da er sichs am wenigsten versah, — da er einst über den Markt gehend, einen Rhapsodisten das erste Buch der Ilias singen hörte. Im Vorübergehen trafen sein Ohr die drey berühmten und unübersetzlichen Verse, in welchen Zevs der flehenden Thetis die Gewährung ihrer Bitte mit einem Winke der Augenbraunen und des Hauptes, der den Olymp in seinen Tiefen erzittern macht, bestätiget. — Diese Verse trafen sein Ohr; oder vielmehr sein Innerstes, und siehe! auf einmahl stand die himmlische Erscheinung vor seinem Geist — und man schließe auf die Vollkommenheit dieser Idee von der Wirkung die sie, nach allem was sie durch ihre Einlenkung in die Materie verlieren mußte, selbst in dem unvollkommenen Nachbilde noch immer auf alle Anschauenden machte!

Der große Erz-Kritikus, Julius Cäsar Skaliger, ist mir nirgends kleiner, und in seiner windigen Aufgeblasenheit verächtlicher, als wenn er diese Anekdote *) lächerlich findet. „Entweder Fidias hat uns, oder die Herren, die es von ihm erzählen, haben ihn zum Narren, sagt der kunstrichterliche Julius Cäsar; ich dächte doch, Fidias hätte den Homer nicht dazu gebraucht, um

---

*) Sie gründet sich zwar nur auf die Erzählung des Strabo, des Valerius Maximus und des Makrobius — aber, wenn sie auch schlechtere Gewährsmänner hätte, so ist, däucht mich, der innere Charakter indelebilis der Wahrheit in ihr, der diejenigen, welche Augen zu sehen haben, stärker überzeugt als alles Ansehen fremder Zeugen.

zu wissen daß Jupiter Augenbraunen und Haarlocken habe." — Was ist einem Menschen zu antworten, der alles innern Sinnes für Geist und Leben so ganz ermangelt? — Von dem kann man wohl im eigentlichsten Verstande mit Euripides sagen, er verstehe nichts von Götterfachen. — Freylich hatten zehn tausend und zehntausendmahl zehn tausend Leute diese nehmlichen Verse singen gehört, ohne in die Kraft derselben einzugehen, oder einen Jupiter Olympius zu machen. Aber von allen diesen Myriaden war auch keiner ein Fidias — und ein Fidias, der sich gerade in diesen eigensten Umständen, in diesem Drange der Seele, dieser Empfänglichkeit der Imaginazion befand, wie Er in dem Augenblicke, da eine solche Wunderkraft aus Homers Genie in den seinigen überging.

25.

Uebrigens kann ich zur Steuer der Wahrheit nicht umhin, zu erinnern, daß die große Wirkung, welche dieses in der alten Welt so berühmte Bild auf alle, die es — mit Menschenaugen ansahen, machte, nicht ganz allein der Vollkommenheit des geistigen Urbildes, von welchem es abgeformt worden, beygemessen werden könne. Wenn die Religion selbst (wie Quintilian sagt) durch die Majestät dieses Werkes gewann: so ist nicht weniger zu glauben, daß das religiöse Gefühl, womit es von den meisten angesehen wurde, hinwieder dem

Werke Vortheil gebracht, und einen Nimbus von Göttlichkeit darüber hergezogen habe, den es, wofern es noch itzt stände, für uns Unglaubige nicht haben würde. Es kommt so viel darauf an, in was für einer Stimmung der Seele man ein Ding ansieht! — Auch die kolossalische Größe dieses Jupiters, und daß (wenn es erlaubt ist den Ausdruck eines Sehers des Gottes der Götter hier anzuwenden) sein Saum den ganzen Tempel füllte — trug unfehlbar nicht wenig bey, den Anschauenden diesen schauervollen Eindruck der unmittelbaren Gegenwart des Gottes zu geben. Aber was diesen Eindruck nothwendig bis auf den höchsten Grad der Möglichkeit treiben mußte, war dieß: daß der Olympische Jupiter nicht etwa, wie die gewöhnlichen Bilder der Götter, allein da stand; sondern daß er, wie mitten im Olymp, hoch auf seinem Throne sitzend, und umgeben von den übrigen himmlischen Gottheiten (deren Subordinazion unter ihn durch Stellung und verhältnißmäßige Größe sichtbar wurde) dargestellt war.

Auch sogar die trockne Beschreibung, die uns Pausanias (der kälteste unter allen, die jemahls ihren Mund aufgethan haben von Kunstwerken zu sprechen) in seiner flachen Reisebeschreiber-Manier davon hinterlassen hat, ist hinlänglich, jedem Leser, dessen Einbildungskraft nicht eben so frostig ist, einige Ahnung von dem erstaunlichen Effekte zu geben, den das Ganze dieser gewaltigen Komposizion auf den ersten Blick machen mußte. *)

*) Die flache Art, wie der äußerst unpoetische Pausanias von allen Herrlichkeiten des Olympischen Tem-

26.

Doch — so wenig ich auch vielleicht mit allem, was ich bisher über die Ideale der alten Künstler vorgebracht, gesagt haben mag — so viel ich selbst noch darüber zu sagen hätte, oder ein andrer, der des Alterthums und seiner Ueberbleibsel kundiger ist und tiefer sieht als ich, darüber sagen könnte, — es ist Zeit aufzuhören. Alles läuft am Ende doch in diesen Dingen auf Hypothese, und die besondere Art wie jeder sie sieht, faßt und zusammen stellt, hinaus. Drey oder vier Statuen, von denen man gewiß wüßte sie seyen aus der Epoke des Perikles, — bloß die Nemesis des Agorakritos,*) die Sosandra des Kalamis,

---

pels spricht, ist darum kein Beweis, daß er nicht davon gerührt worden sey. Im Gegentheil, ich stelle mir ihn vor, wie er mit weit offnen Augen, seine Schreibtafel in der Hand, da stand, und gaffte, und vor lauter Erstaunen nicht wußte wo er anfangen sollte, und seinem Leibe endlich keinen Rath fand, als alles, Stück für Stück, in der nehmlichen Verwirrung die in seiner Seele herrschte, aufzuschreiben. Was ihn am meisten am ganzen Werke gerührt zu haben scheint, war die Kostbarkeit der Materialien, die Verschwendung von Gold, Elfenbein, Ebenholz und Edelsteinen, der schimmernde Thron u. s. w.

*) Die Geschichte dieser Nemesis hat etwas merkwürdiges. Die Athener wollten ein Bild der Venus haben,

mis,*) und der Amor und die Venus des Praxiteles, mit einem einzigen von den vielen Wunderwerken des Fidias, würden uns ganz andre Aufschlüsse geben, als alles was man itzt

---

haben, um es in den so genannten Gärten in einen Tempel der Venus Urania aufzustellen. Zwey Schüler des Fidias, Alkamenes und Agorakritos, wovon der letzte sein Liebling war, arbeiteten in die Wette um diesen Preis: die Venus des Agorakritos verdiente ihn; aber die Athener, die einem Ausländer diese Ehre nicht gönnten, erkannten ihn dem Alkamenes, ihrem Mitbürger, zu. Agorakritos empfand diese Ungerechtigkeit so hoch, daß er sogar nicht mehr leiden konnte, daß sein Werk eine Venus heißen sollte. Er nannte sie also Nemesis, und verkaufte sie mit der ausdrücklichen Bedingung, daß sie nach Athen gebracht werden sollte. Varro, der gewiß Kenner war, hielt diese Nemesis für das vollkommenste Werk der Griechischen Kunst. — Der Umstand, daß Fidias die letzte Hand an die Venus des Alkamenes gelegt habe, ist entweder ein Versehen des Plinius oder seiner Kopisten; es ist wider alle Wahrscheinlichkeit. Wenn Fidias einem von beiden half, so wars gewiß dem, der ihm am liebsten war.

*) Zwey Stellen Lucians geben uns von dieser Sosandra eine große Meinung. Die eine, (im dritten der Dialog. Meretric.) wo die eifersüchtige Filinna sich gegen ihre Mutter über die Aufführung ihres Liebhabers beklagt, der in ihrer Gegenwart und um sie zu ärgern die Thais wegen

a priori, oder aus den noch vorhandenen alten Kunstwerken, und aus dem was uns die Autoren davon sagen, schließen und vermuthen kann. — Meine Absicht ist erreicht, wenn ich einige meiner Leser selbst über die Sache zu denken veranlaßt habe; und auch eine gründliche Widerlegung derjenigen von meinen Behauptungen, die ich selbst als problematisch ansehe, würde mir Freude machen. Denn was für ein näheres Interesse haben wir, als unsrer Unwissenheit und Irrthümer entbunden zu werden, und Götter und Menschen in ihren Werken zu sehen wie sie sind?

---

der Zierlichkeit ihres Tanzes, und ihres geschickten Fußes, und ihrer schönen Knöchel, und wegen tausend andrer Schönheiten ganz ausschweifend erhoben hätte. — „Nicht anders (sagt sie) als ob die Rede von der Sosandra des Kalamis gewesen wäre, und nicht von dieser Thais, von der wir ja beide wissen was an ihr ist, da wir mit ihr baden.“

Die andre Stelle findet sich in den Bildern, wo er nebst etlichen andern Statuen eben diese Sosandra auswählt, um aus Zusammensetzung dessen was an jeder das Schönste war das Bild seiner Panthea, oder der vollkommenen Schönheit, zu entwerfen. Lucian nimmt von ihr den Ausdruck von holder Scham, das leise verborgene Lächeln, und die Anständigkeit und ungesuchte Zierde in dem Wurf ihrer Kleidung. (S. Winkelmanns Geschichte der Kunst, S. 482. nach der Wiener Ausgabe.)

Die

Pythagoriſchen Frauen.

I.

Pythagoras ist einer von diesen ehrwürdigen Nahmen des Alterthums, die, wie die Nahmen Hermes, Orfeus, Zoroaster, Konfucius u. a. kaum den allerunwissendsten gänzlich unbekannt sind; Nahmen, die aus den Fluten der Zeit; während sie von einer Generazion zur andern das Gedächtniß so vieler Myriaden Menschen vom Erdboden hinweg schwemmt, immer in einerley Höhe empor ragen, und, gleich jenen unzerstörbaren Pyramiden des alten Aegyptens, mit Ehrfurcht angestaunt werden, wiewohl sie längst aufgehört haben zu einigem gemeinnützlichen Gebrauch zu dienen, und die hohe Weisheit, die ihnen einen so allgemeinen und dauernden Ruf verschafft hat, sogar für die gelehrtesten und scharfsinnigsten Neuern zur Hieroglyfe geworden ist.

Wie viel man auch immer hiervon auf die bekannte Eigenschaft der Zeit — gewisse Gegenstände desto mehr in unsrer Einbildung zu vergrößern, je weiter sie aus unsern Augen rücken — schreiben will: so bleibt doch gewiß, daß ein Ruhm, der sich durch mehr als zwey tausend Jahre an den Nahmen eines Mannes, von wel-

chem beynahe nichts in die Augen fallendes übrig iſt, ſo feſt angehängt hat, einen großen Karakter, ungewöhnliche Verdienſte, und einen beträchtlichen Einfluß in ſeine eigene und die nächſt folgenden Zeiten vorausſetzt.

Daß dieß auf eine ſehr vorzügliche Art von Pythagoras gelte, läßt ſich meines Erachtens mit hinlänglichem Grunde behaupten, wiewohl wenige berühmte Perſonen des Alterthums genannt werden können, deren Geſchichte ungewiſſer, durch Tradizion und Volksſagen mehr entſtellt, und in ſpätern Zeiten durch abſichtliche Beymiſchung einer Menge unächter Zuſätze, und legendenmäßiger Mährchen ärger verfälſcht worden wäre als die ſeinige.

In dieſem Stücke hat Pythagoras mit mehr als Einem außerordentlichen Manne vor und nach ihm einerley Schickſal gehabt: man hat, um ihn zum Werkzeug von Abſichten, die er nie gehabt hatte, zu machen, ein ſo zweydeutiges, wunderbares und geheimnißvolles Weſen aus ihm gemacht, daß es, bey dem Abgang hinlänglicher und zuverläſſiger Urkunden, beynahe unmöglich iſt zu ſagen, was er war.

Das gewiſſeſte indeſſen iſt, daß er, über vierzig Jahre lang, in dem unterſten Theile von Italien, welchen die Griechen die große Hellas nannten, eine wichtige Rolle geſpielt hat, und der Stifter einer Schule theoretiſcher und praktiſcher Weisheit, oder vielmehr einer merkwürdigen geheimen Geſellſchaft geweſen iſt, die ſich durch alle Republiken dieſes ſchönen Landes verbreitet, und, ihrer kurzen Dauer ungeachtet, noch

Jahrhunderte nach ihrer Ausrottung wohlthätige Spuren ihres ehmahligen Daſeyns in Italien und Griechenland zurück gelaſſen hat.

2.

Dieſe Geſellſchaft, von welcher Pythagoras die Seele war, ſcheint ſich keinen geringern Zweck, als die ſittliche und politiſche Reformazion oder Wiedergeburt jener größten Theils ſehr verderbten Republiken, vorgeſteckt gehabt, und zu gewiſſer Erzielung eines ſo großen Zwecks den Anfang damit gemacht zu haben, ſich ſelbſt zu der höchſten moraliſchen Vollkommenheit auszubilden, deren die menſchliche Natur fähig ſcheint.

Man kann der Idee, die man ſich von dieſer erſten Pythagoriſchen Geſellſchaft oder Ordensverbindung und ihrem Einfluß auf die freyen Städte in Groß-Griechenland zu machen hat, vielleicht keine beſſere Grundlage geben, als dieſe: daß, ſelbſt lange nachdem ſie in ihrer urſprünglichen Geſtalt nicht mehr vorhanden war, ein ſo ungemein vortrefflicher Mann wie Archytas von Tarent gleichſam aus ihrer Aſche hervorging; und daß einer der größten Staatsmänner und Kriegshelden und unſtreitig der tugendhafteſte und vollkommenſte Menſch, den Griechenland aufzuweiſen hat, Epaminondas, die Ausbildung, die ihn dazu machte, von einem unmittelbaren Schüler des Pythagoras, dem Lyſis von Tarent, empfangen hatte.

Sogar die fabelhafte Sage, die ſich in ſpätern Zeiten entſpann und zu einem gemeinen Volksglauben wurde, daß einige berühmte Geſetzgeber, Zaleukus von Lokri, Charondas von Katana, und ſogar der Römiſche König Numa, die Weisheit, die ihnen einen ſo großen Nahmen gemacht, aus dem Unterricht des (erſt lange nach ihrem Tode gebornen) Pythagoras geſchöpft haben ſollten, beſtätigt die Wahrheit deſſen was ich von der großen Einwirkung des Pythagoriſchen Ordens auf ſeine Zeitgenoſſen behauptet habe; denn ſie beweiſet, nach einer ſehr richtigen Bemerkung des Cicero, wie groß der Nahme der Pythagoräer und der Ruf ihres Inſtituts in Italien geweſen ſeyn müſſe, da die ſpätern Römer, die aus den Erzählungen ihrer Vorältern ſich von der Weisheit und den Tugenden ihres Königs Numa den größten Begriff machten, bey ihrer Unwiſſenheit in der Zeitrechnung nicht anders denken konnten, als, ein Mann, der alle ſeine Zeitgenoſſen an Weisheit übertraf, müſſe ein Schüler des Pythagoras geweſen ſeyn.

3.

Pythagoras war der erſte öffentliche Volkslehrer und Sittenprediger unter den Griechen, und man ſchreibt ſeinen Predigten Wirkungen zu, deren ſich ſchwerlich irgend ein neuerer Bußprediger

rühmen kann. Als er nach Kroton*) kam, sagt Justinus,**) fand er die Einwohner in Ueppigkeit, Wollust und Hoffart versunken. — Ein gewöhnlicher Mensch, wie schön er auch immer sprechen könnte, würde solchen Leuten die Frugalität lange vergebens anpreisen: aber Pythagoras, dem zu seiner hohen Weisheit und allen seinen übrigen Gaben noch eine seltne Schönheit und eine majestä-

---

*) Kroton, oder Kroto, (jetzt Koteone, eine kleine Stadt in Kalabria Ultra) war damahls eine der größten, schönsten und volkreichsten Städte in ganz Italien. Vorzüglich rühmte man die Gesundheit ihrer Lage und Luft (die zu dem Sprichwort, Gesunder als Kroton, Anlaß gab) und die Vorzüge ihrer Einwohner an körperlicher Stärke und Geschicklichkeit in den gymnastischen Uebungen. Wenig Städte konnten eine so große Menge Sieger in den öffentlichen Kampfspielen zu Olympia u. s. w. aufweisen; und man pflegte daher zu sagen, (doch vermuthlich nur zu Kroton selbst) der letzte unter den Krotonern ist noch immer der erste unter den übrigen Griechen.

**) Im vierten Kapitel des zwanzigsten Buchs seiner Auszüge aus einem großen historischen Werke des Trogus Pompejus, der zu Cäsar Augustus Zeiten lebte. Porfyrius in seinem Roman von Pythagoras beruft sich, dieser fast unglaublichen Sittenverbesserung der Krotoner wegen, auf das Zeugniß des Dikäarchus von Messina, eines berühmten Schriftstellers aus der Aristotelischen Schule, welchen Cicero seinen Lieblingsautor (Delicias suas) nennt.

tische Gestalt zu Statten kam, wußte sich Eingang zu verschaffen; und kurz, er ließ nicht nach, bis er eine so große und allgemeine moralische Bekehrung in dieser reichen und üppigen Stadt zuwege brachte, daß „man sich gar nicht vorstellen konnte, die Krotoner, die man jetzt sah, hätten jemahls die Wollüstlinge seyn können, die sie ehemahls waren.“ — Der Apostel der Weisheit erleichterte sich dieses große Werk nicht wenig dadurch, daß er sowohl die männliche Jugend als die jungen Frauen besonders in die Kur nahm, und jedem Theile seine eigenen Tugenden und Pflichten so nachdrücklich ans Herz legte, daß ein wahrer Wetteifer unter ihnen entstand, wer es dem andern darin zuvor thun möchte. Die Jünglinge wurden Muster der Sittsamkeit, und legten sich mit einem zu Kroton nie erhörten Fleiß auf Filosofie und schöne Wissenschaften: und die jungen Frauen (wird man es auch dem ehrlichen Trogus glauben?) „trugen alle ihre goldgestickten Kleider, Juwelen, Halsketten, Armbänder u. s. w. in den Tempel der Juno, legten sie der Göttin als ein Opfer der häuslichen Tugend zu Füßen, und gaben zu erkennen, daß Zucht und Keuschheit, nicht schimmernder Putz, die wahre Zierde ihres Geschlechtes sey.“

Wenn wir auch, wie billig, der Obermacht des Pythagorischen Genius über die Seelen der Krotoner nicht die ganze ausgedehnte Wirkung zutrauen, die ihr Justins Erzählung zu geben scheint; wenn wir annehmen, daß die jungen Frauen und edeln Matronen, die er gewonnen habe, ihren Mitbürgerinnen ein so schönes Beyspiel zu

geben, bey weitem den kleinern Theil des schönen Geschlechtes zu Kroton ausgemacht haben dürften: so bleibt diese Anekdote noch immer eines der rühmlichsten Denkmähler dessen, was die Weisheit über die zarten Seelen der sanftern Hälfte des Menschengeschlechtes vermag, und die Geschichte hat einige ähnliche, aber wenig größere Triumfe der weiblichen Tugend aufzuweisen.

4.

Pythagoras hatte also auch Jüngerinnen, und unter diesen sogar mehrere, die zu seinem geheimen Unterricht zugelassen wurden, und als Pythagoräerinnen, in der engern Bedeutung des Wortes, hier und da von den Alten erwähnt werden. Ich weiß nicht, wie viel wir an des Athenischen Geschichtschreibers Filochorus Verzeichnisse der Heroiden oder Pythagorischen Frauen verloren haben: wenig, wenn er sich auf einen bloßen Katalogen eingeschränkt hätte; viel, wenn er (wie aus der Benennung Heldinnen zu vermuthen ist) Züge und Anekdoten aus ihrem Leben angeführt hat, welche diesen erhabenen Nahmen rechtfertigen. Jamblichus, ein anderer romantischer Biograf des Pythagoras, der uns funfzehn Filosofinnen aus der Schule dieses Weisen vorzählt, meldet nur von einer einzigen, die er Timycha nennt, einen solchen heroischen Zug; aber das Ganze sieht einem übel zu-

ſammen hangenden Mährchen zu ähnlich, um ſelbſt in dem Munde eines weit zuverläſſigern Erzählers als Jamblichus iſt Glauben zu verdienen.

Um indeſſen nicht etwa bey meinen Leſerinnen in den Verdacht zu kommen, als ob ich ihr Geſchlecht ohne zureichende Urſache einer Heldin berauben wolle, will ich ihnen dieſes Geſchichtchen aus dem ein und dreyßigſten Kapitel ſeines Lebens des Pythagoras nacherzählen. — Der Tyrann Dionyſius von Syrakus (ſagt er) kam auf den Einfall, einigen in den Pythagoriſchen Myſterien eingeweihten Perſonen, die zu gewiſſen Zeiten von Tarent nach Megapontum zu reiſen pflegten, durch eine überlegene Anzahl Syrakuſer aufpaſſen, und die guten Leute mit Gewalt entführen zu laſſen. Sein eigener Schwager Eurymenes ſchämte ſich nicht, ſich zu dieſem häßlichen Auftrage gebrauchen zu laſſen. Er legte ſich mit dreyßig wohl bewaffneten Kriegsknechten in einen Hohlweg, den die Pythagoräer nothwendig paſſieren mußten; und als dieſe, ungefähr zehen Perſonen ſtark, in ihrer Unſchuld daher zogen, fiel er unverſehens mit großem Geſchrey über ſie her. Die guten Leute, wiewohl unbewaffnet, ſchlugen ſich dennoch, wie es dem Pythagoriſchen Ordensmuth geziemte, eine gute Weile mit den dreyßig Soldaten herum; endlich aber, wie ſie zu merken anfingen daß die Partie gar zu ungleich ſey, glaubten ſie der Tugend nichts zu vergeben, wenn ſie ſich mit der Flucht zu retten ſuchten. Denn (ſagt der weiſe Jamblichus) die geſunde Vernunft lehrt, daß die Tapferkeit darin beſteht, daß man wiſſe, wann und wo man flie-

hen, und wann und wo man ausdauern ſoll. Sie würden auch, da ſie leicht zu Fuß, die ihnen nachſetzenden Feinde hingegen ſchwer bewaffnet waren, glücklich entkommen ſeyn, wenn ſie nicht auf der Flucht an ein großes Bohnenfeld, das bereits voller Schoten war, gerathen wären. Da ihnen nun das Pythagoriſche Dogma nicht erlaubte, eine Bohne auch nur anzurühren, ſo blieben ſie auf einmahl ſtehen, wehrten ſich noch mit Steinen und Knitteln und allem was ihnen vor die Hand kam, ſo lange ſie konnten, und ließen ſich zuletzt alle zuſammen lieber todt ſchlagen, als daß ſie ſich ergeben hätten. Eurymenes, ſehr mißmüthig darüber, daß er auch nicht mit einem einzigen lebendigen Pythagoräer vor dem Tyrannen erſcheinen ſollte, ließ die Erſchlagenen begraben, richtete ihnen ein Heldendenkmahl auf, und zog mißmüthig nach Hauſe. Unterwegs ſtieß er auf einen andern Pythagoräer, Myllias von Kroton, der mit ſeiner im zehnten Monat ſchwanger gehenden Ehegattin Timycha von den übrigen zurück gelaſſen worden war, weil die gute Frau, ihrer Bürde wegen, nicht gleichen Schritt mit ihnen halten konnte. Sogleich läßt ſie der edle Eurymenes lebendig gefangen nehmen, trägt unterwegs große Sorge daß ihnen nichts abgehe, und langt endlich wohlbehalten bey dem Tyrannen an. Dieſer läßt ſich den ganzen Hergang erzählen, bezeigt ſich ſehr betrübt darüber, und verſpricht dem Pythagoriſchen Ehepaar, daß er ſie vor allen andern in hohen Ehren halten würde, wenn ſie mit ihm regieren wollten. Da aber Myllias und Timycha

ſich zu nichts verſtehen wollten, fuhr Dionyſius fort: Antwortet mir wenigſtens nur auf eine einzige Frage, ſo will ich euch unverſehrt und mit einer ehrenvollen Begleitung wieder nach Hauſe ſchicken. Was war die Urſache, Myllias, warum deine Freunde lieber ſterben als durch ein Bohnenfeld entfliehen wollten? Sie, verſetzte Myllias, wollten lieber ſterben als auf Bohnen treten: und ich will lieber ſterben, als dir die Urſache ſagen, warum wir auf keine Bohnen treten. Dionyſius, deſſen Neugier durch dieſe Antwort aufs höchſte ſtieg, ließ den Pythagoräer ſogleich mit Gewalt wegführen, und befahl Tortur-Inſtrumente herbey zu bringen und die Timycha zu foltern, in Hoffnung, eine ſchwangere und der Unterſtützung ihres Mannes beraubte Frau würde durch die Furcht der Marter leicht dahin zu bringen ſeyn, ihm das Geheimniß zu entdecken. Aber die heldenmüthige Frau, ohne ſich lange zu bedenken, biß ſich ſelbſt die Zunge ab und ſpie ſie dem Tyrannen ins Geſicht, um ihm zu zeigen, wenn auch die zärtere weibliche Natur durch die Folter gezwungen werden könnte, etwas, das ſie zu verſchweigen ſchuldig ſey, zu verrathen, ſo habe ſie doch Muth genug, ſich ſelbſt des dazu erforderlichen Organs zu berauben, und ihr Geheimniß dadurch in Sicherheit zu ſetzen. —

Was man auch von dieſer Erzählung halten mag, ſo däucht mich, Beyſpiele einer weniger ungewöhnlichen Stärke der Seele, Beyſpiele der Mäßigung, der Selbſtverläugnung, der Geduld, und der Standhaftigkeit in Gelegenheiten, die im gemeinen und häuslichen Leben häufig genug vor-

kommen, würden den Pythagoriſchen Frauen eben ſo viel Ehre gemacht haben, und für den größern Theil ihres Geſchlechtes zur Aufmunterung und Nachfolge dienlicher geweſen ſeyn, als dieſes Beyſpiel eines beynahe unnatürlichen Heroismus. Manche der Welt unbekannte Frau übt in dem engen Kreiſe ihres häuslichen Lebens unſcheinbare Tugenden aus, zu welchen oft ein höherer Grad von Stärke des Gemüths erfordert wird, als derjenige iſt, womit auf dem großen Schauplatze der Welt die Thaten gethan werden, welche die Bewunderung der Menge erregen und die Federn der Geſchichtſchreiber beſchäftigen! Und beruht nicht größten Theils auf jenen unſcheinbaren Tugenden das Wohl der Familien, ſo wie auf dieſen der Wohlſtand des Staats? Pythagoras ſcheint mir — ſo viel ich aus den wenigen ächten Ueberbleibſeln ſeiner Filoſofie und den beynahe ganz verloſchnen Spuren ſeiner Lebensgeſchichte ſchließen kann — über alles dieſes gedacht zu haben, wie derjenige denken muß, der ſich zum ſittlichen Arzt verderbter Menſchen und Staaten berufen fühlt; und wenn auch das Wenige, was uns Juſtinus von ſeiner zu Kroton bewirkten Sittenverbeſſerung erzählt, das Einzige wäre was wir von ihm wüßten, ſo wäre es genug uns zu überzeugen, daß ſeine Filoſofie nicht auf Schwärmerey, oder täuſchende Gaukelkünſte, (wie viele, die ihre Meinung von ihm auf die Autorität eines Porfyrius, Jamblichus und ihres gleichen ſtützen, von ihm urtheilen) ſondern auf richtige und wahre Schätzung der menſchlichen Dinge gegründet war.

5.

Unter den Pythagoriſchen Frauen ſcheint Theano, die Gemahlin des Pythagoras, noch mehr durch ihre perſönlichen Vorzüge, als das Anſehen, welches ihr dieſe Verbindung mit dem Haupte des Ordens gab, die erſte und merkwürdigſte geweſen zu ſeyn. Aber eben das Schickſal, das die ganze Pythagoriſche Geſellſchaft nebſt ihrem Stifter betroffen hat, hat uns der Mittel beraubt, auch mit dieſer merkwürdigen Frau genauer bekannt zu werden. Etliche Briefe an Freundinnen, die unter ihrem Nahmen gehen, und einige einzelne Züge, die uns von verſchiedenen alten Schriftſtellern aufbehalten worden, ſind alles was den Menſchenkenner in den Stand ſetzen kann, ſich einige Vorſtellung von ihrem Geiſt und Karakter zu machen.

Theano war, der wahrſcheinlichſten Meinung zu Folge, die Tochter eines Krotoners: und ich glaube mich nicht irren zu können, wenn ich ihre Verbindung mit dem liebenwürdigen Weiſen für eine Folge der enthuſiaſtiſchen Hochachtung halte, die er ſich unter den Einwohnern von Kroton erworben hatte. Denn es iſt auf keine Weiſe wahrſcheinlich, daß er vor ſeiner Niederlaſſung in Groß-Griechenland, d. i. in der erſten Hälfte ſeines Lebes, die er größten Theils auf ſeine Reiſen und ſeinen Aufenthalt in Aegypten verwendet hatte, ſchon vermählt geweſen ſeyn ſollte. Die Perſon, in welcher ein Pythagoras ſeine Hälfte erkannte, und die er ſo ſehr liebte, daß er von einem gewiſſen erotiſchen Dichter, Hermeſianax,

(aus

(aus deſſen verliebten Elegien an die berühmte Hetäre Leontium uns Athenäus ein ziemlich großes Stück aufbehalten hat) beſchuldigt wird, raſend in ſie verliebt geweſen zu ſeyn, — dieſe Perſon muß um ſo gewiſſer alle Vorzüge und Tugenden ihres Geſchlechtes in ſich vereiniget haben, als es ſelbſt für den Erfolg ſeines ganzen Inſtituts weſentlich war, daß die Gemahlin desjenigen, der die Sitten einer ganzen Nation verbeſſern wollte, würdig wäre, im Karakter einer Ehegattin und Mutter allen Frauen zum Vorbild aufgeſtellt zu werden, ja ſelbſt ſowohl die Theilnehmerin ſeiner geheimſten Gedanken und Entwürfe als die Gehülfin ihrer Ausführung zu ſeyn.

Wir befinden uns, wie geſagt, mit dieſer Frau, welche aller Wahrſcheinlichkeit nach eine der vorzüglichſten Perſonen ihres Geſchlechtes war, in dem Fall eines Künſtlers, der aus dem Bruchſtück eines Armes oder Fußes, einem Finger und einem zerſtümmelten Kopfe, die Bildſäule der Juno oder Venus eines Polyklet wieder herſtellen ſollte. Dieß zu verſuchen iſt hier meine Abſicht nicht; ich begnüge mich meinen Leſerinnen (denn für Leſerinnen iſt der gegenwärtige Aufſatz eigentlich beſtimmt) dieſe Bruchſtücke vorzulegen, wie ſie zu uns gekommen ſind; nicht zweifelnd, ihre angeborne Divinazionskraft werde ſie daraus eben ſo gut, und vielleicht noch ſicherer, auf die urſprüngliche Schönheit des durch die Zeit zerſtörten Götterbildes ſchließen laſſen, als das Auge der Liebe aus dem zufällig entdeckten Anfang eines zierlichen Fußes oder der leiſen Verrätherey einer unver-

merkt geſprungnen Stecknadel die ſchönen Formen ahndet, woraus Gewohnheit und konvenzioneller Wohlſtand unter geſitteten Völkern weislich ein Geheimniß macht.

6.

Ich fange mit den größern Stücken, und alſo mit den Briefen der Theano an, welche der berühmte Aldus Manuzius, in ſeiner mit Hülfe des gelehrten Griechen Markus Muſurus zu Stande gebrachten Sammlung von Briefen verſchiedener Griechiſchen Filoſofen, Redner, Dichter, und anderer berühmter Perſonen, zu Venedig im Jahre 1499 zuerſt durch den Druck bekannt gemacht hat.

Die Frage, was von der Aechtheit dieſer Briefe zu halten ſey, (worüber die Meinungen der Gelehrten vermuthlich immer getheilt bleiben werden) kann, bey Ermanglung zureichender Entſcheidungsgründe, durch keine andere als innere Kennzeichen ausgemacht werden; und am Ende wird wohl immer bey jedem gelehrten Leſer ein gewiſſes Gefühl, das ſich ſchwerlich ganz in deutliche Begriffe auflöſen läßt, den Ausſchlag geben müſſen. Wenn ich dem meinigen trauen darf, ſo finde ich in den drey Briefen, die ich meinen Leſerinnen vorlege, nichts, was Verdacht bey mir erweckte, daß ſie nicht von einer Frau, und von einer Frau, wie ich mir die Gemahlin des Py-

thagoras vorſtelle, geſchrieben ſeyn könnten: im Gegentheil ich finde in ihnen einen ſo ſichtbaren Karakter von kunſtloſer weiblicher Einfalt im Styl, und von Pythagoriſchem Geiſte in Gedanken und Vorſtellungsart eingedrückt, daß ich — ungeachtet aller Vermuthungen, welche die Aldiniſche Briefſammlung gegen ſich hat — an ihrer Aechtheit nicht zweifeln mag. — Ueber die Frage, ob dieſe Briefe nicht einer andern jüngern Theano zuzuſchreiben ſeyen, werde ich meine Meinung in der Folge ſagen. Zuerſt alſo die Briefe ſelbſt.

Theano an Eubula.

Ich höre du zieheſt deine Kinder gar zu zärtlich auf. Dein Wille iſt, eine gute Mutter zu ſeyn: aber, meine Freundin, die erſte Pflicht einer guten Mutter iſt, nicht ſowohl dafür zu ſorgen, daß ſie ihren Kindern angenehme Empfindungen verſchaffe, als ſie ſo früh als möglich an das was die Grundlage jeder Tugend iſt, an Mäßigung und Bezähmung der ſinnlichen Begierden, zu gewöhnen. Du haſt dich alſo wohl vorzuſehen, daß die liebende Mutter nicht die Rolle einer Schmeichlerin bey ihnen ſpiele. Kinder, die von ihrem zarteſten Alter an wollüſtig erzogen ſind, müſſen nothwendig unvermögend werden, dem Reitz der Sinnenluſt, der ſo mächtig auf ſie wirkt, jemahls widerſtehen zu können. Es iſt demnach Pflicht, meine

Liebe, ſie ſo zu erziehen, daß ihre Natur keine verkehrte Richtung bekomme; welches geſchieht, wenn die Liebe zum Vergnügen in ihrer Seele die Oberhand gewinnt, und ihr Körper gewöhnt wird immer angenehme Gefühle zu verlangen, folglich dieſer übermäßig weichlich und reitzbar, jene eine Feindin aller Arbeit und Anſtrengung werden muß. Daher iſt nichts nöthiger, als daß wir unſre Zöglinge in demjenigen am meiſten üben, wovor ſie ſich am meiſten ſcheuen, wenn ſie gleich traurige Geſichter dazu machen und ihnen wehe dabey geſchieht: es giebt kein beſſeres Mittel, zu machen, daß ſie, anſtatt Sklaven ihrer Leidenſchaften und eben ſo verdroſſen zur Arbeit als nach Wolluſt gierig zu werden, eine frühzeitige Hochachtung für das was ſchön und edel iſt bekommen, und jener ſich enthalten, dieſem hingegen ſich ergeben lernen.

Alſo, liebe Freundin, wenn du deine Kinder gar zu überflüſſig und köſtlich nährſt; vielen Aufwand machſt, um ihnen bald dieſes bald jenes Vergnügen zu verſchaffen; ſie immer ſpielen und Muthwillen treiben läſſeſt; ihnen geſtatteſt alles zu ſagen und zu beginnen, was ihnen einfällt, immer befürchteſt das liebe Kind möchte weinen, und dir Mühe giebſt es lachen zu machen; lachſt und deine Freude daran haſt, wenn es nach ſeiner Wärterin ſchlägt oder dir ſelbſt garſtige Nahmen giebt; ferner, wenn du ſo große Sorge trägſt, die Kinder im Sommer immer kühl, im Winter immer recht warm und weich zugedeckt zu halten: ſo erlaube mir zu ſagen, daß du ſehr unrecht daran thuſt. Siehſt du nicht, daß armer Leute Kinder, die von

dieſem allen nichts wiſſen, dem ungeachtet leichter aufkommen, wachſen und gedeihen, und ſich überhaupt weit beſſer befinden? Du hingegen ziehſt deine Söhne wie lauter kleine Sardanapaler auf, und giebſt ihrer männlichen Natur durch dieſe Verzärtelung einen Knick, wovon ſie ſich nie wieder erhohlen kann. Ich bitte dich, was ſoll aus einem Knaben werden, der, wenn er nicht der Moment zu eſſen kriegt, weint? wenn er eſſen ſoll, immer nur das leckerhafteſte verlangt? wenns heiß iſt, gleich vergehen will, wenns kalt iſt, ſchlottert? wenn ihm etwas verwieſen wird, widerbellt und Recht haben will? wenn man ihm nicht alles giebt was er verlangt, das Maul hängen läßt? wenn er nicht immer geätzt wird, ſich erboßt? — Was kann aus ſolchen verzärtelten Kindern, wenn ſie zu männlichen Jahren kommen, anders werden, als elende Sklaven ihrer eigenen und fremder Leidenſchaften?

Mache dir alſo eine ernſtliche Angelegenheit daraus, liebe Freundin, eine gänzliche Reform mit deiner Kinderzucht vorzunehmen, und anſtatt dieſer weichlichen eine ſtrenge Erziehung in deinem Hauſe einzuführen. Laß ſie Hunger und Durſt, Hitze und Kälte ausſtehen lernen, und gewöhne ſie mit Geduld zu ertragen, wenn ſie von andern ihres Alters oder von ihren Vorgeſetzten beſchämt werden. — Denn Abhärtung, Arbeit und Erduldung körperlichen Ungemachs ſind für junge Gemüther, was das Alaunwaſſer für die Zeuge, die man in Purpur färben will: je ſtärker ſie damit getränkt worden ſind, deſto tiefer dringt die Farbe der Tugend ein, deſto ſchöner, feuriger und dauer-

hafter wird sie. *) Siehe also zu, meine Liebe, daß es deinen Kindern nicht ergehe, wie den Reben, die, von schlechten Säften genährt, nothwendig schlechte Trauben tragen; oder, wie sollte eine üppige und weichliche Erziehung bessere Früchte bringen können, als Leichtfertigkeit, Uebermuth, und das Gegentheil von jeder Eigenschaft, wodurch ein Mensch sich selbst und andern nützlich ist?

Theano an Nikostrata.

Auch mir, liebe Freundin, ist zu Ohren gekommen, was von deinem Manne verlautet, der, wie es heißt, die Thorheit hat sich eine Hetäre **)

---

*) Die Schicklichkeit dieses Gleichnißbildes im Munde der Theano fällt desto mehr in die Augen, wenn man weiß, daß das Färben bey den Griechen unter die weiblichen häuslichen Geschäfte gehörte.

**) Ich bin genöthiget, dieses gewisser Maßen unübersetzbaren Wortes wegen, mich auf meine erste Anmerkung zu den Hetärengesprächen im dritten Theile Lucians zu beziehen. Zwar hätte ich hier statt Hetäre das Wort Mätresse gebrauchen können: aber ist das eine nicht eben so wenig Deutsch als das andre? Die Hetären sind eigentlich so gut auf Griechischem Boden gewachsen wie die Filosofen: warum soll man also jenen ihren ursprünglichen und eigenen Nahmen nicht eben so wohl lassen als diesen?

zu halten: aber mir iſt leid, daß ich zugleich hören muß, Du ſeyeſt ſchwach genug, eiferſüchtig darüber zu ſeyn. Was deinen Gemahl betrifft, ſo kenne ich der Männer nur zu viele, die mit ſeiner Krankheit behaftet ſind. Die armen Leute laſſen ſich, wie dumme Vögel, durch die Lockungen dieſer Geſchöpfe fangen; ſie ſcheinen von dem Augenblick an, da ſie ins Garn eingegangen ſind, alle Beſinnung verloren zu haben, und verdienen in dieſer Rückſicht mehr Mitleiden als Unwillen. Du hingegen überläſſeſt dich Tag und Nacht einer unmäßigen Traurigkeit und Verzweiflung, und beſchäftigſt dich mit nichts, als wie du ihn beunruhigen und ihm den Genuß ſeiner neuen Liebſchaft verkümmern wolleſt. Das ſollteſt du nicht thun, meine Liebe! Die Tugend einer Ehefrau iſt nicht, ihren Mannn zu belauern und zu hüten, ſondern ſich in ihn zu ſchicken; und dieß thut ſie, wenn ſie ſeine Thorheiten mit Geduld erträgt. Zudem ſieht er in ſeiner Hetäre bloß eine Perſon bey der er Vergnügen ſucht, in ſeiner Frau hingegen eine Gattin die einerley Intereſſe mit ihm hat. Euer gemeinſchaftliches Intereſſe aber iſt, Uebel nicht mit Uebeln zu häufen; und wenn Er ein Thor iſt, ſo iſt dieß kein Grund, daß Du darum eine Thören ſeyn mußt. Es giebt Leidenſchaften, meine Freundin, die durch Vorwürfe nur mehr gereitzt, durch Schweigen und Geduld hingegen deſto eher gehoben werden: wie man zu ſagen pflegt, ein Feuer, das man ruhig brennen laſſe, erlöſche von ſich ſelbſt. *) Eine Frau, die ihrem Manne, wenn

*) Die Griechen in den Aſiatiſchen Städten waren von dieſem Axiom ſo überzeugt, daß ſie gar keine

er ſeine Untreue vor ihr zu verbergen ſucht, Vorwürfe macht, zieht die Decke weg, hinter welcher er heimlich zu ſündigen hoffte; und was gewinnt ſie damit? Er ſündigt fort und läßt ſie zuſehen. Wenn du dir von mir rathen laſſen willſt, Liebe, ſo denke nicht, ſeine Zuneigung zu dir ſey nothwendig an die Unſträflichkeit ſeiner Sitten gebunden. Betrachte die Sache in einem andern Lichte. Denke, daß deine Verbindung mit ihm eine Gemeinſchaft für das ganze Leben iſt — daß er zu ſeiner Hetäre nur geht, weil er gerade nichts klügeres zu thun weiß, und ſich die lange Weile bey ihr zu vertreiben hofft, — und daß er immer wieder zu Dir zurück kommt, weil er mit keiner andern als dir zu leben wünſcht. Dich liebt er wenn die Vernunft Herr über ihn iſt, jene aus Leidenſchaft; aber die Leidenſchaft dauert eine kurze Zeit, man wird ihrer bald ſatt, und ſie vergeht eben ſo ſchnell wieder als ſie entſtanden iſt. Ein Mann müßte ein ausgemachter Taugenichts ſeyn, den eine Hetäre auf lange Zeit feſſeln könnte. Denn was iſt thörichter als ein Genuß, wodurch wir uns ſelbſt Unrecht thun? Es wird nicht lange anſtehen, ſo wird er merken, welchen Schaden er ſeinem Vermögen und guten Nahmen dadurch zufügt. Kein Menſch, der ſeinen Verſtand nicht gänzlich verloren hat, läuft mit ſehenden Augen in ſein

---

Feueranſtalten hatten, ſondern ganz gelaſſen zuſahen, wenn ihre Häuſer und ihre vornehmſten Gebäude gelegentlich abbrannten. Recherches Phil. sur les Grecs, Part. III. p. 58.

Verderben. Sey alſo verſichert, das Recht, das du an ihn haſt, wird ihn dir zurück bringen. Er wird einſehen, wie nachtheilig eine ſolche Lebensart ſeinem Hausweſen iſt; er wird die Schmach der allgemeinen Mißbilligung nicht länger ertragen können; ſein Gefühl für dich wird wieder erwachen, und er wird bald wieder anderes Sinnes werden.

Du hingegen, liebe Freundin, anſtatt dich mit einer Hetäre meſſen zu wollen, zeige den großen Unterſchied zwiſchen dir und einer ſolchen Dirne durch anſtändiges Betragen gegen deinen Mann, ſorgfältige Führung deines Hausweſens, gutes Vernehmen mit deinen Bekannten, und wahre Mutterliebe zu deinen Kindern. Erweiſe dieſem Geſchöpfe die Ehre nicht, mit ihr zu eifern. Denn nur mit tugendhaften Perſonen zu eifern iſt ſchön. Deinem Manne hingegen zeige dich immer zur Ausſöhnung bereit. Ein edles Betragen gewinnt uns endlich ſogar das Herz unſrer Feinde, und die Tugend, aber auch Sie allein erwirbt uns die allgemeine Achtung. Durch ſie kann eine Frau in gewiſſem Sinne über ihren Mann ſelbſt Gewalt bekommen, und er wird immer lieber von einem ſolchem Weibe hochgeſchätzt, als gleich einem Feinde belauert ſeyn wollen. Je mehr Achtung du ihm zeigſt, deſto beſchämter wird er werden, deſto eher ſich mit dir auszuſöhnen verlangen, und dich dann um ſo ſtärker und zärtlicher lieben, wenn er, durch Betrachtung, deiner untadeligen Aufführung und deiner Liebe zu ihm, zu einem ſo viel lebhafteren Gefühl ſeines Unrechts gegen dich gebracht worden iſt. Euer Glück wird dann dieſer kurzen Unterbrechung wegen nur

deſto größer ſeyn. Denn ſo wie nach einer überſtandenen Krankheit nichts ſüßeres iſt als das erſte Gefühl der wiederkehrenden Geſundheit, ſo enden ſich auch die Mißhelligkeiten unter Freunden in einer deſto innigern Gemüthsvereinigung. —

Nun, meine Freundin, ſtelle dieſem Rath die Eingebungen der Leidenſchaft entgegen! Dieſe rathet dir, weil er krank iſt, ſollſt Du dich durch Gram und üble Laune ebenfalls krank machen; weil Er gegen die Rechtſchaffenheit ſündigt, ſollſt Du wenigſtens gegen die Anſtändigkeit ſündigen; weil Er ſeinem Vermögen und Kredit Schaden zufügt, ſollſt Du das deinige auch dazu beytragen, indem du dich über ihn hinauf zu ſetzen ſcheinſt, und dein Intereſſe von dem ſeinigen abſonderſt. Du glaubſt ihn zu züchtigen, und ſtrafſt dich ſelbſt. Denn, ſage mir, wie willſt du dich an ihm rächen? Etwa dich von ihm ſcheiden? So wirſt du, weil du doch noch viel zu jung biſt verwittwet zu bleiben, es wieder mit einem andern Manne verſuchen, und wenn dieſer in den nehmlichen Fehler fällt, wieder mit einem andern — oder dich entſchließen müſſen, dein Leben ledig und einſam zuzubringen *) — Oder willſt du dich nicht mehr um deine Haushaltung bekümmern, und, indem du alles drüber und drunter gehen läſſeſt, deinen Mann zu Grunde rich-

---

*) Es iſt nicht zu läugnen, daß der Gedanke, ohne Mann zu leben, für Griechiſche Frauen etwas erſchreckliches war. Dieſe Vorſtellung alſo mußte ihre Wirkung thun.

ten? Würdeſt du dich dadurch nicht ſelbſt zugleich mit ihm unglücklich und elend gemacht haben? — Du droheſt der Hetäre mit deiner Rache? Sie wird ſich vor dir in Acht zu nehmen wiſſen: und wollteſt du es bis zu einem perſönlichen Angriff treiben, ſo rechne darauf, daß ein Weib, die der Scham entſagt hat, ſtreitbar iſt. — Hältſt du es für etwas ſchönes, alle Tage mit deinem Manne in Zank und Hader zu gerathen, ſo bedenke, daß alles Keifen und Schelten ſeinen Ausſchweifungen kein Ziel ſetzt, ſondern bloß euere Zwietracht immer unheilbarer macht. Oder wie? ſollteſt du etwa gar mit Anſchlägen gegen ſeine Perſon umgehen? Nein, meine Freundin! da würde die Tragödie, die uns die Verbrechen einer Medea in ihrem ganzen Zuſammenhang darſtellt, ihren Zweck ſehr an dir verfehlen; *) denn ſie lehrt uns die Eiferſucht zu bezähmen, nicht ihr den Zügel ſchießen zu laſſen. Die Krankheit, an der du leideſt, gleicht in dieſem Stücke den Augenkrankheiten; man muß ſchlechterdings die Hände davon zurück halten: Geduld und Standhaftigkeit ſind das einzige Mittel, wodurch du ſie zu heilen hoffen kannſt.

---

*) Dieſe Beziehung auf die Medea der Tragödie würde mir die Aechtheit dieſes ſchönen und einer Theano ſo würdigen Briefes verdächtig gemacht haben, wenn ich mich nicht erinnert hätte, daß Aeſchylus, ein Zeitgenoſſe des Pythagoras, eine Medea geſchrieben haben ſoll; nichts von Theſpis und Frynichus zu ſagen, die ſchon eine geraume Zeit vor Aeſchylus den Stoff zu ihren monologiſchen Dramen aus der alten Heldengeſchichte nahmen.

Theano an Kalliſto.

Die Geſetze haben euch jungen Frauen zwar die Gewalt gegeben, euer Hausgeſinde zu regieren ſo bald ihr heirathet: aber wie ihr regieren ſollt, überlaſſen ſie euch von den Aeltern zu lernen, die ohnehin ſo gern von Oekonomie ſprechen und gute Lehren geben. Es iſt eine ſchöne Sache, das, was man nicht weiß, zu lernen, und den Alten zuzutrauen, daß ſie durch ihre Erfahrenheit am geſchickteſten ſind uns guten Rath zu geben. Eine Perſon, die noch erſt ſo kürzlich aus dem jungfräulichen Stand in den häuslichen getreten iſt, kann nicht früh genug anfangen, ihre junge Seele mit ſolchen Dingen zu nähren. —

Das erſte, was eine Frau in ihrem Hauſe zu regieren hat, ſind ihre Mägde; und hierbey, meine Liebe, kommt alles darauf an, es dahin zu bringen, daß ſie dir mit gutem Willen dienen. Die Herzen unſrer Sklavinnen werden nicht zugleich mit ihren Perſonen gekauft: jene muß eine verſtändige Herrſchaft ſich erſt durch ihr Betragen zu eigen machen; und dieß geſchieht, wenn man ihnen nicht mehr zumuthet als recht iſt, und ſie ſo behandelt, daß ſie weder unter zu vieler Arbeit einſinken, noch aus Mangel an hinreichender Nahrung unvermögend werden müſſen. Denn ſie ſind Menſchen wie wir. Es giebt Frauen, die zu ihrem größten Schaden viel dabey zu gewinnen glauben,

wenn ſie ihre Mägde recht übel halten, ſie mit Arbeit überladen, und ihnen ſo viel ſie nur immer können an ihrem nothdürftigen Unterhalt abbrechen. Böſer Wille, Untreue, und heimliche Zuſammenverſchwörung des Geſindes gegen das Intereſſe der Herrſchaft ſind die natürlichen Folgen davon; um etliche Dreyer im Einzelnen zu erſparen, zieht man ſich einen Schaden zu, der zuletzt ins Große läuft. Um nicht in dieſen Fehler zu verfallen, meine Liebe, wirſt du am beſten thun, deinen Sklavinnen etwas Gewiſſes und Feſtgeſetztes, nach Proporzion der Wolle, die ſie geſponnen oder verarbeitet haben, zu ihrem täglichen Unterhalt zuzumeſſen, ſo daß ſie deſto beſſer leben können, je fleißiger ſie geweſen ſind. Was aber ihre Vergehungen betrifft, ſo ſiehe dabey hauptſächlich auf das, was dir ſelbſt anſtändig iſt. Strafe deine Mägde, je nachdem ſie mehr oder weniger verſchuldet haben, ohne Zorn und ohne Grauſamkeit; denn was dir jener an deiner Würde benommen hat, kann durch dieſe nicht wieder erſetzt werden. Wenn du immer deiner ſelbſt mächtig bleibeſt, ſo kannſt du ihnen nur deſto beſſer zeigen, daß du entſchloſſen ſeyeſt, keine Unarten noch Bosheiten an ihnen zu dulden. Sind ihre Laſter unverbeſſerlich, ſo mache lieber daß du ihrer auf einmahl los wirſt und verkaufe ſie; denn was ſoll dir die Herrſchaft über ein Ding, das dir unnütz iſt? In allem dieſem aber nimm immer die Vernunft zur Rathgeberin; ſie wird dich nicht nur belehren, ob wirklich gefehlt worden iſt, damit du nicht einem Unſchuldigen Unrecht thuſt, ſondern auch wie groß der Fehler ſey, damit du die Strafe dem Vergehen propor-

zionieren kannſt. Oft iſt Nachſicht und Verzeihung die vernünftigſte Maßregel, die eine Frau nehmen kann, um größern Schaden zu verhüten, und ihr Anſehen, worauf in den häuslichen Verhältniſſen ſo viel ankommt, beyzubehalten. Manche Frauen können ſo grauſam ſeyn, ihre Sklavinnen zu geißeln, und in einem Anfall von Zorn oder Eiferſucht ihren Grimm auf eine unmenſchliche Art an ihnen auszulaſſen, um, wie ſie ſagen, ein abſcheuliches Exempel an den armen Geſchöpfen zu ſtatuieren. Aber was iſt der Vortheil, den ſie von einem ſo ſtrengen Hausregiment haben? Die einen grämen ſich über das Marterleben, das ſie führen müſſen, vor der Zeit zu Tode; andere ſuchen ihr Heil in der Flucht; noch andere haben ſogar aus Verzweiflung Hand an ſich ſelbſt gelegt. Wenn ſich dann zuletzt die Frau in ihrem Hauſe allein ſieht, und mit ihrem Schaden die Unklugheit ihrer häuslichen Regierung bejammert, dann kommt die Sinnesänderung zu ſpät. Erinnere dich, meine junge Freundin, der Saiten auf einem Inſtrumente, die, zu wenig geſpannt, keinen Ton von ſich geben, und, zu hoch geſpannt, ſpringen. Gerade ſo verhält es ſich zwiſchen einer Frau und ihrem Geſinde. Durch zu viel Nachſicht verliert die Frau ihr Anſehen und die Mägde vergeſſen ihre Schuldigkeit; zu viel Strenge hingegen kann die Natur nicht aushalten. Und ſo gilt auch hier der goldne Spruch:

Der Mittelweg iſt überall der beſte.

7.

Dieß ſind die drey Briefe der Theano, die aus einer vermuthlich weit größern Anzahl *) durch die Gunſt des Zufalls dem Schickſal der übrigen entronnen ſind, und von deren Aechtheit ich meines Orts überzeugt bin. **) Verſchiedene alte Autoren erwähnen noch einer jüngern Theano, die von den meiſten (nach der gewöhnlichen Ungenauigkeit der Griechen in ſolchen Dingen) immer mit der ältern, ſo wie dieſe mit jener, vermengt wird. Mir ſcheint es Jamblichus am beſten getroffen zu haben, nach welchem die eine mit dem Pythagoras ſelbſt, und die andere mit Brontinus, einem ſeiner vornehmſten Anhänger zu Kroton, vermählt war. Dieſe letztere macht eine ungenannte Biografie des Pythagoras ***) (die von der andern nichts

---

*) So beruft ſich z. B. Pollux eines Wortes wegen auf einen Brief der Theano an Timarete, der nicht mehr vorhanden iſt.

**) Der gelehrte Lukas Holſtenius hat aus einer Handſchrift der Vatikaniſchen Bibliothek vier andre kleine Briefe, oder Fragmente von Briefen bekannt gemacht, die den Nahmen der weiſeſten Theano an der Stirne führen, aber von den ächten auf den erſten Blick ſo leicht als Kupfer von Gold zu unterſcheiden ſind.

***) Die wir bloß aus den Auszügen kennen, die ſich davon in der Bibliothek des Fotius Nro. 260. befinden.

zu wiſſen ſcheint) zu einer Tochter dieſes Weiſen; und mir iſt wahrſcheinlich, daß die Vermahnungen an Frauenzimmer und die Denkſprüche verſchiedener Perſonen aus dem Pythagoriſchen Orden, die ihr von Suidas zugeſchrieben werden, nichts anders als Sammlungen waren, die dieſe jüngere Theano theils von den Briefen ihrer Mutter und anderer Frauen des Ordens, theils von ſo genannten Apoftegmen, oder denkwürdigen Sinn- und Sittenſprüchen derſelben, die ihr aufbehaltenswürdig ſchienen, gemacht hatte; Sammlungen, aus welchen vermuthlich ſowohl die mitgetheilten Briefe, als folgende Apoftegmen ſich als Fragmente zufälliger Weiſe erhalten haben.

* * *

Theano wurde einſt gefragt, wodurch ſie berühmt zu werden gedächte? — Die Frage ſollte vielleicht eine Schlinge ſeyn. — Sie antwortete mit dem Homeriſchen Verſe: *)

Fleißig die Spindel drehend und meines Ehebetts wartend.

Einer andern Perſon, welche von ihr wiſſen wollte, worin der Inbegriff deſſen, was einer Frau ziemt,

---

*) Ilias I. 31. Agamemnon ſagt dem alten Prieſter Chryſes, daß dieß zu Argos das Loos ſeiner Tochter ſeyn ſollte: Theano wandte den Vers, durch bloßes Weglaſſen zweyer n auf ſich ſelbſt an.

ziemt, beſtehe, antwortete ſie: Ganz für ihren eigenen Mann zu leben.

Meines unmaßgeblichen Erachtens wiegen dieſe beiden kurzen Antworten alle goldnen Sprüche des Pythagoras auf, und enthalten (wie ſehr auch der Geiſt, worin Theano ſie gab, aus der Mode gekommen ſeyn mag) den Text zu einer ſehr vollſtändigen Sitten- und Pflichtenlehre der einen Hälfte des menſchlichen Geſchlechts. Wir würden bald beſſere Zeiten ſehen, und es würde in weniger als einem halben Jahrhundert eine wunderbare Regeneraz ion aller unſrer ihrem Untergang zueilenden Europäiſchen Staaten erfolgen, wenn ein Trichter erfunden werden könnte, allen jetzt lebenden Frauen und Jungfrauen die Sinnesart einzugießen, die in dieſen einfältigen Antworten der ſchönen Theano athmet.

Die Griechiſchen Frauen, die in den Myſterien der Ceres eingeweiht waren, ſahen ſich durch die Geſetze derſelben genöthiget, neun Tage, theils vor theils während der Begehung der Thesmoforien, von ihren Männern abgeſchieden zu leben. Wenn die Meinung, die uns Herr von Pauw von dem feurigen Temperament der Griechiſchen Damen beybringen möchte, gegründet wäre, ſo müßten ihnen allerdings dieſe neun Tage und Nächte etwas lang vorgekommen ſeyn. Ein Spötter könnte vielleicht eine mitleidige Rückſicht auf dieſen Umſtand in der Antwort finden, welche Theano einer jungen Frau gab, von welcher ſie gefragt wurde, nach wie langer Zeit eine Frau, die ſich einem Manne genähert habe, rein genug ſey, um den Thesmoforien beywohnen zu können?

„Sogleich, wofern es ihr eigener iſt, antwortete Theano; und iſt es ein anderer, niemahls.“ — Ich ſehe in dieſer Antwort nichts als eine mit wenig Worten ſehr viel ſagende Belehrung einer jungen Perſon, die (nach ihrer Frage zu urtheilen) von der ehelichen Verbindung und von den Thesmoforien gleich unrichtige Begriffe hatte. Die Myſterien der erſten (wollte die eben ſo aufgeklärte als tugendhafte Theano ſagen) ſind zu heilig, als daß eine Ehefrau, die ihren Pflichten getreu iſt, jemahls durch ſie verunreiniget werden könnte; und die andern ſind es ſo ſehr, daß eine Frau, die jene zu profanieren fähig iſt, durch keine Abſtinenztage rein genug werden kann, ſie jemahls ohne Entheiligung begehen zu können.

Es geſchah einſt zufälliger Weiſe, daß einer ihrer Bekannten, ohne daß ſie es gewahr wurde, Gelegenheit bekam, ihren Arm bis über den Ellenbogen entblößt zu ſehen. Welch ein ſchöner Arm! rief er aus. — Aber nicht für jedermann, (all' u demosios) ſagte Theano. — Man begreift nicht gleich, was an dieſem Worte ſo witziges oder beſonderes ſeyn ſoll, daß es von einem Moraliſten, zwey Kirchenvätern und einer kaiſerlichen Prinzeſſin *) als ein gar merkwürdiges Apoftegma citiert worden iſt. Um den ganzen Nachdruck des Wortes demosios auszudrücken, hätte ich eigentlich überſetzen ſollen: Aber er gehört nicht dem Publikum an. Man ſieht, daß ein zwar in-

*) Plutarch, Klemens von Alexandrien, Theodoretus, und Anna Komnena.

direkter, aber ziemlich ſcharfer Verweis in der Wendung dieſer Antwort liegt. Wenn ich (will ſie ſagen) eine Bildſäule wäre, die an einem öffentlichen Platze ſtände und ihren Arm zeigte, ſo wäre jedermann berechtigt, ihn anzuſehen und in ſo laute Ausrufungen über ſeine Schönheit auszubrechen als ihm beliebte; denn da gehörte er dem Publikum an. Bey einer Hetäre oder öffentlichen Tänzerin wär' es eben daſſelbe. Aber es war unſchicklich und gegen die Ehrerbietung, ſich eine ſolche Ausrufung zu erlauben, wenn man durch ein Ungefähr den Arm der Gemahlin des Pythagoras unverhüllt zu ſehen bekommen hatte: wenn die Beſcheidenheit in einem ſolchen Falle auch den Augen erlaubt, ſich die Gunſt des Zufalls zu Nutze zu machen, ſo ſollte ſie wenigſtens den Mund verſchließen. — Freylich erfordern die heutigen Begriffe von Galanterie gerade das Gegentheil; und nach dieſen kam Theano mit der bloßen Ausrufung des unbeſcheidenen Zuſchauers noch leicht genug davon: aber ſie nahm es, wie man ſieht, etwas ſchärfer mit dem was ſich für eine ehrliche Frau ſchickt; und vielleicht las ſie auch in den Augen dieſes Profanen etwas, das eine Antwort, die ihn ſogleich in ſeine Schranken zurück wies und vermuthlich mit keinem ſehr anziehenden Lächeln begleitet war, nothwendig machte. Eine Petite Maitresse hätte ſich freylich anders benommen!

Die Alten ſchreiben ihr auch ein Buch über die religiöſe Frömmigkeit (Eusebia) zu, aus welchem vermuthlich der folgende, von Klemens Alexandrinus angezogene Gedanke genommen

iſt: „Dieſes Leben wäre eine wahre Luſtpartie für die Laſterhaften, wenn die Seelen nicht unſterblich wären, und der Tod wäre in dieſem Falle für ſie Gewinn.“ — Ein Gedanke, der zwar keine ſcharfe Prüfung aushält, aber doch, in ein gewiſſes Licht geſtellt, für die meiſten etwas ſo einleuchtendes hat, daß Plato ſelbſt kein Bedenken trug Gebrauch von ihm zu machen.

Nach dem Zeugniſſe des Didymus ſoll Theano auch Verſe gemacht; und (wie Theodoretus, ich weiß nicht aus welcher Quelle, berichtet) nach dem Tode des Pythagoras gemeinſchaftlich mit ihren Söhnen, Telauges und Mneſarches, der Schule, oder richtiger zu reden, der geheimen Geſellſchaft deſſelben vorgeſtanden haben.

8.

Unter den Pythagoriſchen Frauen werden Arignote, Damo, und Myia als Töchter des Pythagoras und der Theano genannt. Die beiden erſtern ſind wenig bekannt; aber von der letztern wird als etwas, das ſie mit Einem Zuge karakteriſiert, angemerkt: daß ſie während ihres jungfräulichen Standes bey feſtlichen Gelegenheiten den Kor der Jungfrauen, und als Ehefrau den Kor der Fraen geführt habe. Sie war mit dem berühmten Athleten Milo von Krotana vermählt, den ſeine ungewöhnliche Leibesſtärke und die gymnaſtiſchen Uebungen nicht

verhinderten, ein Freund und Jünger des Pythagoras zu ſeyn. Man hat nichts von ihr übrig, als einen Brief an eine junge Mutter, über die Wahl einer Amme, der durchaus ſo verſtändige Regeln enthält, daß Sokrates und Hippokrates gemeinſchaftlich nichts weiſeres über dieſen Gegenſtand hätten ſagen können. Es iſt meines Erachtens merkwürdig, daß ſich in dieſem Briefe (an deſſen Aechtheit nicht zu zweifeln iſt) auch nicht die geringſte Spur zeigt, daß Myia — die doch als eine Tochter des Pythagoras und des Theano die Grundſätze der reinſten Moral unmittelbar aus der Quelle eingeſogen hatte — das Selbſtſtillen der Kinder für eine Naturpflicht der Mütter gehalten hätte. In der That überwiegen (ſeltene Ausnahmen abgerechnet) die Gründe, welche es den Müttern aus den höhern Klaſſen auch ſogar des bürgerlichen Standes mißrathen, bey weitem diejenigen, die unſre populären Moraliſten, bis auf die trivialſten Romanſchreiber herab, ſeit mehrern Jahren einigen ausländiſchen Deklamatoren nachgehallt haben. Eine Amme, die mit allen den körperlichen und ſittlichen Tugenden begabt wäre, welche die weiſe Myia mit größtem Rechte für unentbehrliche Erforderniſſe zu dieſem Dienſte hält, dürfte in unſern Tagen nicht viel leichter zu finden ſeyn, als eine Mutter, welche die Stelle einer ſo vollkommnen Amme ſelbſt einnehmen könnte. Und ſo werden denn wohl Ziegen, Kühe oder Eſelinnen (bey denen man aller Beſorgniſſe ihres moraliſchen Karakters halber überhoben iſt) in den meiſten Fällen die tauglichſten Ammen ſeyn — welches

hier nur im Vorbeygehen geſagt, und den Müttern — die über die Frage, „wie eine Sache gethan wird," nicht ſo gleichgültig ſind als die gute Madam Shandy, Triſtrams Mutter — zu näherer Beherzigung empfohlen wird.

Neben dieſer Pythagoriſchen Tochter finden ſich unter einer ziemlichen Anzahl andrer Frauen dieſes Ordens, deren Nahme das einzige iſt was ſich von ihnen erhalten hat, noch drey, welche jenen gewöhnlich beygefügt werden, wiewohl, auſſer einigen Ueberbleibſeln ihrer Schriften, weder von der Zeit wenn ſie gelebt, noch von ihren Umſtänden das geringſte bekannt iſt. Ihre Nahmen ſind Fintys, Periktione und Meliſſa. Von den beiden erſten hat uns ein gewiſſer Johannes von Stobä, der Kompilator einer ſchätzbaren Blumenleſe aus ungefähr fünf hundert poetiſchen und proſaiſchen Schriftſtellern des Alterthums, *) einige Fragmente aufbehalten.

Das erſte iſt aus einer Schrift der Fintys gezogen, worin ſie von der Tugend, die ihrem Geſchlechte beſonders und eigens zukomme, von der weiblichen Sofroſyne, handelt — ein Wort, deſſen ganze Bedeutung zu erſchöpfen mir keines in unſrer Sprache geſchickt ſcheint. Denn es umfaßt alle die beſondern Tugenden, die ein wohl geordnetes Gemüth zur Quelle haben: eine Seele, die über ihre Sinne, Begierden und Leidenſchaften Herr iſt, und ſich gern in den engen Kreis der

*) Er ſelbſt lebte in der andern Hälfte des vierten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt.

häuslichen Pflichten und der aus ihrer Erfüllung entſpringenden Glückſeligkeit, einſchränkt. Sie ſetzt dieſe weibliche Sofroſyne, in welcher eigentlich die moraliſche Schönheit des Weibes beſtehe, hauptſächlich in die Keuſchheit und eheliche Treue; in Reinlichkeit und äuſſerſte Simplicität in Kleidung und Putz; in Entfernung von allem, was auch nur den leiſeſten Verdacht der Koketterie und Begierde, andern Männern als ihrem eigenen zu gefallen, auf ſie werfen könnte; in die gefliſſenſte Einſchränkung in ihr Hausweſen; in Zärtlichkeit und Sorge für ihren Mann, ihre Kinder und ihr Hausgeſinde; und in eine von aller abergläubiſchen oder ſchwärmeriſchen Neigung zum Auſſerordentlichen und Geheimnißvollen gereinigte religiöſe Frömmigkeit.

Die Fragmente aus den Schriften der Periktione ſind gröſten Theils nichts als Wiederhohlung und Beſtätigung eben derſelben ſittlichen Begriffe, Grundſätze und Maximen, auf welche die Pythagoriſche Schule die Filoſofie der Frauen hauptſächlich einſchräukte. Periktione eifert ſehr gegen Luxus, Hoffart und Wolluſt; ſie geht hierin beynahe ſo weit als der ſtrengſte Cyniker oder Anachoret, ohne daß man ſie mit Grund beſchuldigen könnte zu weit zu gehen. Wie ungefällig auch ihre Moral gegen die gemeinſten Schwachheiten ihres Geſchlechts iſt, ſo kann man ſich doch nicht erwehren, ihr völlig Recht zu geben, wenn ſie behauptet: daß nur eine Frau, die über alle dieſe Schwachheiten, über alle Eitelkeit, Sinnlichkeit und Hang zu Müßiggang und Wolluſt erhaben iſt, nur eine durchaus vernünftige,

geſetzte, ſich ſelbſt genugſame, und allen ihren Pflichten unverrückt getreue Frau, in deren Kopf und Herzen, Innerlichem und Aeuſſerlichem, kurz, in deren ganzem Leben und Weſen alles zuſammen ſtimmt, alles Harmonie iſt, — daß nur eine ſolche Frau fähig ſey, ihren Mann, ihre Kinder, ihr ganzes Haus, und, wofern das Schickſal ſie zu der hohen Beſtimmung einer Fürſtin oder Königin berufen hätte, ganze Staaten und Völker glücklich zu machen. —

In einem andern Fragmente ſchärft ſie eine andere Rubrik von Pflichten ein, auf welchen das Wohl der Familien, und alſo mittelbarer Weiſe das Wohl der Staaten, beruht, „die Pflichten der Kinder gegen die Aeltern.“ Auch dieſe treibt ſie — ſo wie die Pflichten der Ehefrau gegen den Mann — auf die äuſſerſte Spitze, ohne daß man ihr zumuthen könnte, auch nur das geringſte von ihren Forderungen nachzulaſſen.

Von Meliſſa iſt nichts auf uns gekommen, als ein kleiner Brief an eine junge Dame, die ſich einige Belehrung von ihr ausgebeten hatte, was eine vernünftige Frau in Abſicht auf ihren Putz zu beobachten habe? Ich hoffe meinen Leſerinnen durch die Mittheilung deſſelben Vergnügen zu machen, wiewohl ſie daraus ſehen werden, daß die Frauen des Pythagoriſchen Ordens zu den Hauptartikeln eines Modejournals ihrer Zeit, wofern ein ſolches ſchon damahls zu Kroton, Tarent oder Sybaris heraus gekommen wäre, wenig Beyträge geliefert haben würden.

Meliſſa an Klearete.

Du ſcheinſt mir von ſelbſt und vermöge einer glücklichen Naturanlage ſo voll ſchöner und guter Geſinnungen zu ſeyn, daß dein ſo ernſtlich bezeigtes Verlanges, etwas über den Putz einer Frau von mir zu hören, mir deſto gewiſſer Hoffnung giebt, du werdeſt durch alle Stufen des Alters eine getreue Anhängerin der Tugend ſeyn. Eine verſtändige und edel denkende Frau muß ſich dem Manne, mit dem ſie geſetzmäßig verbunden iſt, immer in einem ſtillen unſcheinbaren Putze nähern, aber keineswegs prächtig, koſtbar und mit entbehrlichen Auszierungen überladen: in einer ganz einfachen, reinlichen weißen Kleidung wird ſie immer geputzt genug ſeyn.

Durchſichtige, *) ganz purpurne und mit Gold durchwirkte Kleider müſſen aus ihrer Garderobe gänzlich ausgeſchloſſen ſeyn. Die Hetären, die darauf ausgehen ſo viele Männer als möglich in ihr

---

*) Dergleichen Zeuge wurden vorzüglich zu Tarent fabriziert. Anfangs wurden ſie wohl nur von Hetären getragen; aber nach und nach gefielen ſich auch die ehrlichen Frauen darin, und zuletzt war (wie auch heut zu Tage in großen Städten) zwiſchen einer ehrlichen Frau und einer Hetäre kein äuſſerliches Unterſcheidungszeichen mehr — bey vielen auch kein innerliches.

Garn zu ziehen, mögen ſolcher Anlockungen nöthig haben: aber der Schmuck einer Frau, die nur einem einzigen gefallen will und ſoll, beſteht in ihren Sitten, nicht in ihren Kleidern. An einer ehrlichen Frau iſt nichts ſchöner, als wenn ſie ihrem eigenen Manne angenehm zu ſeyn ſucht, unbekümmert ob ſie einem jeden, der ihr vor die Augen kommt, gefalle oder nicht.

Statt der Schminke diene dir die ſchöne natürliche Röthe, die ein Zeichen der Schamhaftigkeit iſt, und Rechtſchaffenheit, Anſtändigkeit und Sittſamkeit ſtatt goldner Ketten und Edelſteine.

Eine Frau, der die Erfüllung ihrer Pflichten am Herzen liegt, zeigt ihre Liebe zum Schönen nicht in einem koſtbaren Aufzuge, ſondern in der guten Einrichtung ihres Hausweſens; und ſie iſt gewiß, daß ſie ihrem Manne durch nichts beſſer gefallen kann, als wenn ſie alles nach ſeinen Wünſchen anordnet und ausführt. Denn die Wünſche des Mannes müſſen das ungeſchriebene Geſetz ſeyn, nach welchem eine wohl geartete Frau ihr ganzes Leben führt. Sie muß glauben, daß ihre Tugend und ihr gutes Betragen die reichſte Mitgift ſey, die ſie ihrem Manne zugebracht habe, und daß ſie ſich weit mehr auf die Schönheit und den Reichthum der Seele als auf äuſſerliche gute Geſtalt und Vermögen zu verlaſſen habe. Denn dieſe kann uns eine Krankheit oder die Mißgunſt der Menſchen und des Schickſals rauben: jene hingegen bleiben uns bis in den Tod, weil ſie einen Theil, und unſtreitig den beſten Theil, von uns ſelbſt ausmachen.

Was denken nun meine Leſerinnen von den Frauen des Pythagoriſchen Ordens? Sie ſind freylich zu alt, um Frauen nach der heutigen Welt und Mode zu ſeyn: auch muß man den Umſtand nicht ganz aus den Augen laſſen, daß ſie ſämmtlich in Republiken lebten, deren Verfaſſung den großen Unterſchied der Stände und Kondizionen nicht zuließ, der bey den meiſten Völkern des heutigen Europa die Grenzen des Schicklichen und Anſtändigen für einige ſo ſehr erweitert hat.

Bey dem allen dürfte doch ſchwerlich zu läugnen ſeyn, daß wir in der Entfernung von der Pythagoriſchen Sofroſyne unvermerkt bis an den äuſſerſten Rand der andern Extremität gekommen ſind, wo einer oder zwey Schritte mehr in unwiederbringliches Verderben ſtürzen würden.

Wir werden alſo doch wohl, je eher je beſſer, wieder umkehren müſſen; und leider! haben wir einen nur gar zu langen Weg zu machen, bis wir der gegenſeitigen Extremität (wenn anders einige, die dieſes zu leſen Geduld genug gehabt haben, die Sinnes- und Lebensart einer Theano, Meliſſa und Periktione mit dieſem Nahmen belegen ſollten) ſo nahe gekommen ſind, daß wir ohne uns ſelbſt zu ſchaden, ſtille ſtehen dürften.

Indeſſen freue ich mich, hinzu ſetzen zu können, daß ich, ſogar in den höchſten Ständen, mehr als Eine kenne, die, es ſey als Jungfrau oder Vermählte, eben ſo würdig als die Tochter des Pythagoras geweſen wäre, den Kor der Jungfrauen und Frauen zu führen.

Und da mein glückliches Loos mich ſelbſt ſeit ein und dreyßig Jahren mit einem Weibe vereinigt hat, die als Ehefrau und Mutter, und in jedem andern reinen menſchlichen Verhältniß, von jenen Pythagoriſchen Frauen für ihre Schweſter erkannt worden wäre: ſo ſey mir erlaubt, Ihr zu einem öffentlichen Denkmahl der Dankbarkeit für das Glück meines Lebens; daß ich Ihrer Liebe und Ihren Tugenden ſchuldig bin, und unſern Töchtern, zur Aufmunterung einer ſolchen Mutter immer ähnlicher zu werden, dieſen kleinen Aufſatz hiermit beſonders zuzueignen.

Ehrenrettung

dreyer berühmter Frauen

des Alterthums

der Aſpaſia, Julia und jüngern Fauſtina.

I.

Aspasia.

Die so genannten Cours d'Amour oder Gerichtshöfe für Liebessachen, welche vermuthlich unsern meisten Leserinnen (wenigstens dem Nahmen nach) bekannt sind, gehören unter die sonderbarsten Ausgeburten jener seltsamen Mischung von Roheit und Galanterie, Barbarey und Verfeinerung, die den Hauptzug im Karakter der Zeiten der Ritterschaft und der Kreuzzüge ausmachen.

Ihr eigentlicher Sitz war das mittägliche Frankreich, wiewohl sie nach und nach auch in die nördlichen Provinzen übergingen, wo sie den Nahmen Gieux sous l'Ormel, Spiele unter dem Ulmbaum, führten, weil sie gewöhnlich im May auf freyem Felde unter dem Schatten einer großen Ulme gehalten wurden.

Die unter dem Nahmen der Troubadours oder Trouveren bekannten Poeten, oder (wenn

man lieber will) Reimer dieser Zeiten, erscheinen durch eine Art von Dichterey, Tensons und Jeux-partis genannt, — worin es immer um die Entscheidung eines zwischen zwey Damen oder Herren, oder unter zwey Verliebten entstandenen Streites über eine problematische Frage aus der Filosofie oder Rechtsgelehrsamkeit der Liebe zu thun war — zur Errichtung dieser lächerlich ernsthaften höchsten Reichsgerichte des Liebesgottes Gelegenheit gegeben zu haben.

Da die Produkte einer noch ziemlich barbarischen Muse, deren Fruchtbarkeit aber keine Grenzen hatte, damahls einen sehr wesentlichen Theil der Unterhaltungen ausmachten, womit sich die Damen auf ihren schwermüthigen und thurmreichen Schlössern die lange Weile vertrieben: so kam der Fall sehr oft, daß die Frauen, oder ihre Ritter, (denn in diesen Zeiten mußte jede Dame ihren Ritter und jeder Ritter seine Dame haben) mit der Art, wie der Dichter irgend eine mehr oder weniger erhebliche oder spitzfindige Frage entschieden hatte, nicht zufrieden waren, und eine Revision seines Urtheils vornahmen, die nicht selten zu neuen Streitigkeiten Gelegenheit gab.

Diese vermehrten sich nach und nach dergestalt, daß man endlich auf den Einfall kam, eine Art von Gerichtshöfen zu errichten, denen man das Recht zugestand, sowohl über alle diese erotischen Fragen und Zweifel, als über alle Arten von Zwistigkeiten, die unter Verliebten entstehen könnten, in letzter Instanz zu urtheilen. Die Richter, aus welchen eine solche Cour d'Amour bestand, wurden aus dem Mittel der Damen, Ritter

und

und Dichter des Diſtrikts erwählt, und beſtanden immer aus Perſonen, denen man ihrer Scharfſinnigkeit und Erfahrenheit wegen eine vorzügliche Einſicht in Liebes- und Ehrenſachen zutrauen konnte.

Die Damen brachten dieſes neue Inſtitut, — das ſich mit den Gegenſtänden, die für den größten Theil ihres Geſchlechtes die intereſſanteſten ſind, beſchäftigte, und das ihnen ſo viele und mannigfaltige Gelegenheit gab, die Feinheit ihrer Empfindungen, die Schärfe ihres Witzes, und ihre wundervollen Gaben für die Verwicklung der einfachſten und die Entwicklung der verworrenſten Sachen, ſchimmern zu laſſen, — die Damen, ſage ich, brachten dieſes neue Inſtitut, wovon ſie natürlicher Weiſe die Seele waren, gar bald in ſolche Aufnahme, daß ſich dieſe Gerichtshöfe der Liebe, beſonders in der Provence und in Languedok, — „in dieſen luſtigen Ebenen und unter dieſer freudigen Sonne, wo bey jedem Schritt, den man thut, der Verſtand von der Einbildungskraft überraſcht wird, und Viva la joya aus allen Augen funkelt und auf allen Lippen ſchwebt," *) — unglaublich vervielfältigen.

In kurzem dehnten ſie ihre Gerichtsbarkeit über das ganze Reich der Liebe und der Galanterie aus; unzählige Händel dieſer Art wurden bey ihnen anhängig gemacht: die Parteyen unterwarfen ſich ohne Murren ihren richterlichen Prü-

*) Triſtram Shandy, im letzten Buche des ſiebenten und im erſten des achten Theils.

chen, oder Arrets d'Amour, (wie ſie im Kanzleyſtyl dieſer ſeltſamen Gerichtshöfe genannt wurden) und aus dieſen Entſcheidungen formierte ſich nach und nach eine Art von Geſetzbuch, deſſen Autorität in ganz Frankreich anerkannt wurde.

Perſonen vom erſten Rang präſidierten in dieſen Gerichten, und die berüchtigte Königin Iſabella von Bayern, *) unter welcher die ehemahlige Frivolität der Franzöſiſchen Nazion ihre höchſte Stufe erreichte, trieb die Sache ſo weit, daß ſie für die Cour d'Amour, die ſie am königlichen Hofe ſelbſt errichtete, Präſidenten, Räthe, Requetenmeiſter, Auditeurs, Geheimſchreiber, Gens du Roi, kurz alle Arten von Officianten, die bey den höchſten Gerichtshöfen zu Paris vorkommen, anordnete; und ſo weit ging damahls die Ehrfurcht vor den Damen und die Gefälligkeit gegen den Muthwillen einer Königin, welche Frankreich an den Rand des Untergangs brachte, daß Prinzen vom Geblüte, und andere von den größten Herren des Reichs, ja ſogar gravitätiſche Magiſtratsperſonen und angeſehene Geiſtliche, ſich nicht ſchämten, dieſe lächerlichen Würden zu bekleiden. Eine Thatſache, die, nach der Vorſtellungsart und den Sitten unſrer Zeit zu urtheilen, ſo unglaublich iſt, daß der ausgelaſſenſte Poet es kaum wagen würde, in einem Poſſenſpiel etwas ähnliches zu erdichten.

---

*) Gemahlin des unglücklichen Königs Karls des Sechsten von Frankreich.

Aber was man ſich am wenigſten träumen laſſen ſollte, und was unſtreitig das Abenteuerliche dieſer ritterlichen und romantiſchen Zeiten am ſtärkſten ſchildert, iſt der Umſtand, daß ſogar Päpſte die Liebesgerichtshöfe in ihren Schutz nahmen; daß die Zeit, da dieſe Häupter der Chriſtenheit zu Avignon Hof hielten, gerade die Epoche war, wo die Cours d'Amour in der Provence und den angrenzenden Ländern in ihrem höchſten Flore ſtanden, und daß Innocenz der Sechſte die damahls mächtigen Grafen von Ventimiglia und von Tende, als ſie ihm einen Beſuch machten, unter andern auch mit dem Schauſpiel einer glänzenden Cours d'Amour regalierte.

Ich ſehe, daß mich dieſe ſeltſame Erfindung eines dem Jahrhundert des Perikles ſehr unähnlichen Zeitalters beynahe zu weit von Aſpaſien weggeführt hat. Aber die beſagten weiblichen Gerichtshöfe des vierzehnten Jahrhunderts kamen mir ziemlich natürlich in den Sinn, da ich mich anſchicken wollte, als Sachwalter der ſchönen Aſpaſia aufzutreten, und eine Reviſion des ſtrengen, oder vielmehr ungerechten Urtheils zu verlangen, welches die Nachwelt, auf einſeitige Beſchuldigungen verdächtiger Ankläger und auf bloße Anſcheinungen hin, allzu leichtſinnig über dieſe Frau ausgeſprochen hat, welche, meines Erachtens, eine Zierde ihres Geſchlechts geweſen iſt.

Gäb' es, dachte ich, noch irgendwo eine Cour d'Amour, die im beſſerm Ruf ſtände als der Hof der Königin Iſabeau, ſo würde ich die Ge-

rechtigkeit derſelben anrufen, um den ſo viele Jahrhunderte lang gekränkten Ruhm meiner Klientin, der nunmehr, da er ſie ſelbſt nichts mehr angeht, ein Eigenthum ihres ganzen Geſchlechts geworden iſt, wieder herzuſtellen. Da mir aber dieſer Weg nun einmahl abgeſchnitten iſt, warum ſollte ich mir nicht alle meine Leſerinnen in eine Cour d'Amour, oder vielmehr in eine Art von ehrwürdigem weiblichem Areopagus, verſammelt denken können, und die gute Sache der Griechiſchen Dame, zu deren Fürſprecher ich mich aufwerfe, auf ihren gerechten Ausſpruch ankommen laſſen?

Ich habe nicht zu beſorgen, daß irgend jemand ſo verwegen ſeyn werde, weder die Gehörigkeit noch die Unparteylichkeit dieſes Richters anzufechten. Denn, wenn es auch ſcheinen könnte, als ob das, was der Ruhm Ihres Geſchlechts dabey zu gewinnen hat, Sie verleiten möchte die Gelindigkeit der Strenge vorwalten zu laſſen: ſo iſt auf der andern Seite zu bedenken, daß Ihnen eben ſo viel daran gelegen iſt, die Ehre, die nur der Tugend gebührt, mit keiner Unwürdigen zu theilen, als nicht zuzugeben, daß ſie derjenigen, die einen gerechten Anſpruch an ſie hat, entzogen werde.

Auch auf mich kann hoffentlich kein Verdacht einiger Parteylichkeit, Beſtechung, oder Hoffnung einiges Gewinns bey dieſer Sache fallen; und wie gütig und gefällig gegen mein Geſchlecht gewiſſe Läſterzungen meine erhabene Klientin auch immer abgeſchildert haben mögen, ſo iſt doch nur zu gewiß, daß es nicht mehr in ihrer Gewalt

steht, den Dienst, den ich ihr erweisen werde, auch nur mit der kleinen Belohnung zu vergelten, welche die Liebesgöttin bey einem alten Idyllendichter demjenigen verspricht, der ihr den entlaufnen Amor wiederbringen würde.

Da ich also hiermit vor meinen edlen und gutherzigen, aber in Behauptung der Rechte der Tugend unbestechlichen Richterinnen erscheine, mich des durch unzählige ältere und neuere Schriftsteller und Buchmacher gröblich gemißhandelten guten Nahmens einer Dame, welcher ihre Verläumder selbst die größten Vorzüge einzugestehen genöthigt sind, anzunehmen, hätte ich die schönste Gelegenheit, zwey der häßlichsten Untugenden zu rügen, die fast allgemein und die Quelle unzähliger Ungerechtigkeiten sind, deren man sich im täglichen Leben schuldig macht: nehmlich, die Geneigtheit allem, was zum Nachtheil und zur Verkleinerung vorzüglicher Personen in der Welt erzählt wird, Gehör zu geben; und die Gewohnheit, in allen Fällen, wo das Betragen einer solchen Person einen Anschein von Zweydeutigkeit hat, lieber ohne genauere Untersuchung dem bösen Schein zu glauben, als auf eine günstige Auslegung der Sache zu denken, wie viele Ursache wir auch finden könnten, unser Urtheil mehr auf diese Seite zu neigen als auf jene. Aber die Sache, die ich zu führen übernommen habe, ist so gut, daß ich kein Bedenken trage, mich dem strengen Gesetze zu unterwerfen, an welches der weise Solon alle diejenigen band, die vor dem Areopagus als Kläger oder Fürsprecher zu reden hatten, und vermöge dessen ihnen alle rednerischen Kunstgriffe, die Rich-

ter zum voraus einzunehmen, ihre Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzuleiten, oder ihr Gemüth zu Gunsten der einen und zum Nachtheil der andern Partey in Bewegung zu setzen, schlechterdings verboten waren. Eben so wenig werde ich mich des berühmten Mittels bedienen, wodurch der Redner Hyperides die Lossprechung der schönen Fryne vor dem furchtbaren Gericht der Heliasten zu Athen bewirkte. Ich werde die Richterinnen weder durch die Schönheit noch die übrigen außerordentlichen Talente meiner Klientin zu bestechen suchen. Ich setze also alles was hierüber zu sagen wäre als bekannt voraus, und komme zur Hauptsache.

Die gemeine, oder vielmehr die allgemein angenommene Meinung setzt die Aspasia von Miet in eine Klasse von Frauenzimmern, die (aus Gründen, wovon hier nicht die Rede seyn kann) durch die Gesetze Solons zwar geduldet und beschützt, aber nichts desto weniger allezeit, selbst in den Zeiten der größten Sittenverderbniß zu Athen, als Personen, die eine unehrbare Lebensart trieben, angesehen, und von allem Umgang mit ehrlichen Frauen abgeschnitten waren, — mit Einem Wort, in die Klasse der Hetären. Die Geschichte berühmter Frauenzimmer, nach alfabetischer Ordnung, deren erster Theil im Jahre 1772 zu Leipzig bey Böhme heraus gekommen ist) eine aus dem Dictionaire historique portatif des Femmes celebres und den Memoirs of the most illustrious Ladies of all Ages and Nations, zusammen getragene Kompilazion, die ich statt aller andern aus eben diesem Tone sin-

genden Autoren, anführen will, drückt ſich über Aſpaſien folgender Maßen aus. „Aſpaſia, eine der berühmteſten Buhlerinnen im alten Griechenlande, war von Milet gebürtig, und ſtammte aus einer edlen Familie. — Wahrſcheinlicher Weiſe mag ſie in Megara angefangen haben ſich durch ihr Handwerk einen Nahmen zu machen. Sie war übrigens in verſchiedenen Betrachtungen eine ſehr ſchätzbare Perſon: denn ſie beſaß bey einem ungemeinen Verſtand eine große Gabe der Beredſamkeit, welche ſie durch ſorgfältiges Studium der Redekunſt zur Vollkommenheit gebracht hatte, eine Kunſt, worin ſie es dem Prodikus und Gorgias gleich that. Nächſt dem verſtand ſie ſich ſehr gut auf die Filoſofie, und hatte beſonders in dem Theile der Moral, der von der Regierung und Staatsklugheit handelt, außerordentliche Einſicht, u. ſ. w. So war Aſpaſia beſchaffen, als ihr der Gedanke einkam, Athen wäre der einzige Schauplatz, der ihrer würdig ſey; worauf ſie auch mit einem Gefolge von jungen Mädchen, welche ſie in der Kunſt ihre Reitzungen geltend zu machen unterrichtet hatte, dahin ging, um eine Schule der Beredſamkeit zu eröffnen, und eine Akademie der Liebe zu halten. Dieß war in der That ein Mittel ganz Athen an ſich zu locken. Einige kamen hin, weil ſie aus ihren Unterredungen über die Kunſt der Beredſamkeit und über mancherley filoſofiſche Materien Unterricht zu ſchöpfen ſuchten: andere fanden ſich ein, weil ihnen daran gelegen war, ihre und ihrer Schülerinnen Umarmungen zu genießen. Sie hatte auch in der That

berühmte Schüler, und machte gar ansehnliche Eroberungen. Sie unterrichtete den Sokrates in der Redekunst; sie flößte dem Perikles, einem großen Filosofen und Redner in Athen, *) die lebhafteste Liebe ein, und hielt beiden zugleich Vorlesungen über die Staatsklugheit. Dieß berichten uns von ihr Plato, Plutarch und Athenäus." u. s. w.

In einem eben so platten Styl, und in eben diesem waschhaften Tone fährt der Verfasser dieser aus den ungleichartigsten Materialien, aus wahren Zügen, Vermuthungen, Sagen und Verleumdungen zusammen gestoppelten Geschichte der Aspasia fort, die Umstände ihrer Verheirathung mit dem Perikles und ihres häuslichen Lebens mit ihm vorzutragen. Er versichert uns, sie habe ihm „oftmahl, wenn es ihm gar zu sehr an Zeit gefehlt habe, ganze Reden gemacht, die er dann öffentlich zu halten nicht das mindeste Bedenken getragen. Aber (fährt er fort) sie leistete ihm, wie man sagt, auch noch eine andere Art von Diensten. Vor ihrer Verheirathung brachten die Männer, die sich am fleißigsten zu ihren Vorlesungen einfanden, auch ihre Weiber zu ihr, damit sie ihre Reden und Gespräche hören sollten. Dieses gute Zutrauen — nahm noch mehr zu, als sie die Gemahlin des Perikles wurde. Da nun Perikles, so zärtlich er auch Aspasien liebte,

---

*) Eine lächerliche Art den Perikles zu karakterisieren! Gerade so, als wenn einer, bey Erwähnung des Nahmens Pitt, hinzu setzte, ein großer Filosof und Redner in London.

gleichwohl oftmahls andere flüchtige Neigungen hatte, ſo war ſie ihm in ſeiner Liebe zu denjenigen von den Weibern der Bürger, die ihm gefielen, beyräthig und beförderlich." —

Und ſo wäre denn Aſpaſia, die Freundin eines Sokrates, die Juno des Atheniſchen Jupiters, (wie ſie von den Komödienſchreibern genannt wurde) mit etlichen Federzügen in eine Buhlerin, Schulhalterin und Kupplerin verwandelt! Es iſt Schande, auch für den gemeinſten Buchfabrikanten unſers Jahrhunderts, mit ſo wenig Sinn und Beurtheilung zu ſchreiben; es iſt ſchändlich, mit einer ſo gefühlloſen Plumpheit den Karakter einer Perſon zu beſudeln, die ein Gegenſtand der Bewunderung und Hochachtung der edelſten Menſchen ihrer Zeit war: aber es iſt ganz unerträglich, zu Beglaubigung ungereimter Verleumdungen ſich auf Plato und Plutarch zu berufen, und den größten Theil der Leſer, denen der dreiſte Ton des Erzählers ſeine Zuverläſſigkeit zu verbürgen ſcheint, zu dem irrigen Wahn zu verleiten, als ob alle die Infamien, die er Aſpaſien ſo zuverſichtlich nachſagt, auf dem Zeugniß eines Plato beruheten, oder durch das Anſehen eines Plutarchs außer allem Zweifel geſetzt würden.

Das Verhör der ſämmtlichen Zeugen, die in Sachen meiner ſchönen Klientin auftreten ſollen, wird uns ganz andre Reſultate geben. Wir werden ſehen, aus was für ſchlammigen Quellen die Verleumdungen gefloſſen ſind, womit Aſpaſiens Karakter ſchon bey ihrem und Perikles Leben angeſchmitzt wurde, ohne dadurch in den Augen ihrer

edelsten Zeitgenossen etwas von seinem Glanze zu verlieren; wir werden durch die wenigen mit sich selbst übereinstimmenden Nachrichten und Karakterzüge, die uns (außer einem Paar ehrwürdiger Schriftsteller ihrer Zeit) der ehrliche, wiewohl schwatzhafte und leichtgläubige Plutarch von ihr hinterlassen hat, hinlängliches Licht erhalten, um uns die Entstehung jener Verleumdungen erklären zu können: und wenn einige Griechische Autoren, fünf und mehrere hundert Jahre nach Aspasien, die Sarkasmen etlicher zügelloser Komödienschreiber für einen hinlänglichen Grund genommen haben, auf eine unwürdige Art von ihr zu sprechen; so werden wir sehen, daß diese Herren mit unserm Französischen Biografen und seinem Dollmetscher in Eine Klasse gehören, und gerade so viel Achtung und Gehör verdienen als diese.

Unter denen, die das Glück hatten mit Aspasien zu leben, sind nur zwey, die ihrer in ihren Schriften, zwar nur im Vorbeygehen, aber auf eine ehrenvolle Art erwähnen, Plato und Xenofon: der erste in einem seiner schönsten Dialogen, Menexenus betitelt; der andere im dritten Kapitel der Unterredung zwischen Sokrates und Kritobulus über die Oekonomie.

Im Menexenus spricht Sokrates mit einem jungen Athener dieses Nahmens von dem Vorhaben des Senats, den Bürgern, die zu Anfang des berühmten Peloponnesischen Krieges ihr Leben für das Vaterland gelassen hatten, eine feyerliche Leichenrede halten zu lassen. Menexenus meint, derjenige, auf den die Wahl des Senats falle, werde, wegen Mangel an Zeit sich dazu vorzube-

reiten, ſehr verlegen ſeyn, und wohl gar aus dem Stegreife reden müſſen. — Wie? ſagt Sokrates, denkſt du nicht, daß ein jeder von dieſen Herren ſeine Rede auf dieſen Anlaß ſchon lange fertig liegen hat? Und am Ende, was iſt denn auch ſo ſchweres daran, daß es einer großen Vorbereitung dazu bedürfte? Ja, wenn einer die Athener im Peloponneſus, oder die Peloponneſier zu Athen zu loben hätte, da möchte wohl ein großer Redner dazu gehören, um ſich Beyfall zu verſchaffen und ſeine Zuhörer zu überzeugen: aber wenn man diejenigen, die man lobt, zu Richtern hat, da iſt es keine Kunſt gut zu ſprechen. — Du getraueſt dir alſo, ſagt Menexenus, dieſe Rede zu halten, wenn es dir vom Senat aufgetragen würde? — Warum nicht, erwiedert Sokrates, da ich das Glück gehabt habe, eine Lehrmeiſterin in der Redekunſt zu haben, die viele andre zu ſehr guten Rednern gemacht hat, und darunter einen der unter allen Griechen nicht ſeines gleichen hat, den Perikles? — Wer wäre dieſe, verſetzt Menexenus, wenn du nicht Aſpaſien meinſt? — Keine andere! Sie und Konnus, des Metrobius Sohn, ſind ja beide meine Lehrmeiſter, jener in der Muſik, *) Aſpaſia in der Rhetorik. Es iſt alſo kein Wunder, wenn ein Mann, der einer ſolchen Erziehung genoſſen hat, gut zu ſprechen weiß. — Und was hätteſt du denn zu ſagen, wenn du die Leichenrede halten müßteſt? fragt

*) Die Muſik war gerade das, worin Sokrates am wenigſten gethan hatte, und dieß macht hier eben die Ironie auffallender.

Menexenus. — Vielleicht nichts, antwortet Sokrates, wenn ich aus mir selbst reden müßte; aber zu gutem Glück hörte ich erst gestern zu, als Aspasia, da von dem Vorhaben, eine solche Rede halten zu lassen, gesprochen wurde, sich über diesen Gegenstand vernehmen ließ, und uns auf der Stelle zeigte, was darüber zu sagen wäre; so daß die Leichenrede, die vom Perikles gehalten wurde, meines Bedünkens, bloß aus den Bruchstücken, die ihm von Aspasiens Rede im Gedächtniß geblieben waren, zusammen geleimt war. — Erinnerst du dich dessen noch was Aspasia sagte? fragt Menexenus. — Ich hätte sehr Unrecht, wenn ich es läugnen wollte, antwortete Sokrates; denn sie gab sich Mühe genug es mir beyzubringen, und es fehlte wenig, daß ich nicht Schläge von ihr bekommen hätte, weil ich soviel davon wieder vergessen hatte. — „Was hindert dich also, es mir vorzutragen?" — Meine Lehrmeisterin könnte ungehalten auf mich werden, wenn ich ihre Rede öffentlich bekannt machte. — „Das hast du ganz und gar nicht zu besorgen, Sokrates! Thue mir den Gefallen, sage mir die Rede her; ob es die von Aspasien, oder von welchem andern sie ist, gilt mir gleich! nur die Rede!" — Du wirst mich vielleicht auslachen, daß ich in meinem Alter noch Spaß treibe? — „Ganz und gar nicht, Sokrates; mir ist alles recht, wenn ich nur die Rede bekomme." — Nun, so werde ich dir denn wohl zu Willen seyn müssen, sagt Sokrates: müßte ichs doch, wenn du haben wolltest, daß ich mich ausziehen und tanzen sollte, da wir doch beide hier allein sind. So höre denn.

— Und nun fängt er an, ſeinem Freunde die vorgebliche Rede der Aſpaſia vorzutragen, *) die dieſer Dame allerdings große Ehre machen würde, wenn wir nicht Urſache hätten zu glauben, daß ſie nicht mehr Recht an dieſelbe habe, als Diotima an die ſchwärmeriſch-metafyſiſche Theorie der Liebe, die ihr in Platons Gaſtmahl in den Mund gelegt wird. — Wie er fertig damit iſt, ſetzt er hinzu: Und dieß, Freund Menexenus, wäre alſo die Rede der Aſpaſia von Milet. — Beym Jupiter, ruft Menexenus aus, du giebſt mir einen großen Begriff von dieſer Aſpaſia, wenn ſie im Stande iſt, ſolche Reden abzufaſſen. Wer ſollte das von einer Frau erwarten? — Wenn du es nicht glaubſt, erwiedert Sokrates, ſo komm mit mir, du ſollſt ſie ſelbſt reden hören. — O mein guter Sokrates, verſetzt jener, ich bin oft genug in Aſpaſiens Geſellſchaft geweſen, um zu wiſſen, was von ihr zu erwarten iſt. — Wie ſo? fragt Sokrates. Du bewunderſt ſie alſo nicht, und weißt ihr keinen Dank für ihre Rede? — Im Gegentheil, dem, von welchem du dieſe Rede haſt, einen ſehr großen Dank, antwortet Menexenus, es ſey nun daß ich ihn ihr oder einem andern

---

*) Dieſe Rede iſt, wenige Züge ausgenommen, gänzlich von derjenigen unterſchieden, die vom Perikles wirklich gehalten, und vom Thucydides dem zweyten Buche ſeiner Geſchichte des Peloponneſiſchen Krieges einverleibt worden iſt, und die den Athenern ſo wohl gefiel, daß ſie alle Jahre an dem Gedächtnißtage der in beſagtem Kriege umgekommenen Bürger öffentlich recitiert wurde.

ſchuldig bin. — Gut, ſagt Sokrates: aber daß du mir nichts ausplauderſt! Du würdeſt dich dadurch um viele andere gar ſchöne politiſche Diskurſe von ihr bringen, die ich dir in der Folge mittheilen will. — Dieß iſt alles was Plato in ſeinen Werken von Aſpaſien ſagt.

In der Stelle, wo Xenofon ihrer erwähnt, iſt die Rede davon, wie viel eine Hausfrau zum Wohlſtand oder zum Schaden ihres Hausweſens beytragen könne, und wie nöthig es ſey, daß der Mann, der eine junge unwiſſende und unerfahrne Perſon (wie alle Griechiſchen Mädchen vermöge ihrer Erziehung gewöhnlich waren) geheirathet habe, ſie auf eine verſtändige Art zu bilden, und eine gute Hausmutter aus ihr zu ziehen wiſſe. — Du glaubſt alſo, ſagt Kritobulus zum Sokrates, die guten Frauen, deren du vorhin erwähnteſt, ſeyen von ihren Männern dazu gebildet worden? — Ich denke es wird ſich ſo befinden, wenn wir genauer nachſehen, antwortet Sokrates. Uebrigens empfehle ich dir die Aſpaſia, die dir über dieſe ganze Materie mit viel größerer Sachkenntniß ſprechen kann als ich.

Man erlaube mir nun über dieſe beiden Stellen einige Anmerkungen zu machen.

In der erſten herrſcht offenbar ein gewiſſer Ton von Scherz und Ironie, der den eigentlichen Sinn und Zweck Platons etwas zweydeutig macht. Indeſſen meint Plutarch, unter allem dieſem Scherze ſey doch ſo viel hiſtoriſche Wahrheit, daß man zu glauben Urſache habe, der Umgang, den viele Athener mit dieſer Frau gepflogen, habe keine andre Abſicht gehabt, als von ihrer Geſchick-

lichkeit in der Kunſt zu reden Vortheile zu ziehen. Dieß konnte geſchehen, ohne daß Aſpaſia im eigentlichen Wortverſtande eine Schule der Rhetorik gehalten, einem Manne wie Perikles ſeine Reden diktiert, oder einem Sokrates (der um die Zeit, wovon hier die Rede iſt, über vierzig Jahre alt war) Ohrfeigen gegeben hätte, weil er ſeine Lekzion nicht recht gelernt hätte. Indeſſen ſcheint es auch unter den damahligen Athenern ſolche Strohköpfe gegeben zu haben, die ſich nicht vorſtellen konnten, wie eine ſchöne und geiſtvolle Frau die Demagogen von Athen zu beſſern Rednern und geſchicktern Staatsmännern machen könne, ohne ihnen Vorleſungen über Rhetorik und Politik zu halten; oder wie ſie einem Perikles Ideen zu ſeiner Ehrenrede auf die Bürger, die im Peloponneſiſchen Kriege zuerſt gefallen wären, hätte geben können, ohne ihm die ganze Rede zu machen: und über dieſe Leute ſpottet der Platoniſche Sokrates augenſcheinlich. Uebrigens iſt der ganze Dialog ſo gut eine Fikzion als alle andere Platoniſche Dialogen.

„Aber was für eine Urſache konnte er haben, eine Rede, deren Verfaſſer er ohne Zweifel ſelbſt war, auf Aſpaſiens Rechnung zu ſetzen?“

Es fällt, dünkt mich, ziemlich ſtark in die Augen, (zumahl wenn man ſeine Rede mit der des Perikles vergleicht) daß ſie gemacht war die letztere auszulöſchen. Aber die Rede des Perikles galt nun einmahl bey den Athenern für ein ſo groſſes Meiſterſtück, daß etwas unpopuläres und verhaßtes darin war, ſich die Miene zu geben, als ob man etwas beſſeres machen könne. Was

konnte er nun, un diesen Vorwurf zu entgehen, für eine artigere Wendung nehmen, als sich die gemeine Meinung von Aspasiens Stärke in der Rhetorik und Politik zu Nutze zu machen, und seine Rede für das wahre Original dieser großen Meisterin zu geben, wovon die Rede des Perikles nur als eine ungetreue Kopie anzusehen sey? Das Verhaßte des Unternehmens, den Athenern zu zeigen, wie diese Leichenrede hätte lauten müssen, um des großen Aufhebens das man davon machte würdiger zu seyn, fiel auf diese Art nicht gerade zu auf Plato, und er hatte dennoch hinlänglich dafür gesorgt, daß sich kein verständiger Leser über den wahren Verfasser irren konnte.

So wie in dem, was Plato den Sokrates von Aspasien sagen läßt, etwas übertriebenes und ironisches ist: so ernsthaft ist hingegen der Ton, worin Xenofons Sokrates in dem ganzen Gespräche mit dem Kritobulus, und also auch in der Stelle, wo er ihn an Aspasien verweiset, spricht. Hier ist nicht nur kein Schatten von Zweydeutigkeit, sondern sogar der Schlüssel zu dem, was Plutarch von den Athenischen Herren meldet, die kein Bedenken trugen, ihre Gemahlinnen zu Aspasien zu führen, damit sie von den Gesprächen dieser außerordentlichen Frau profitieren möchten.

Es ist wahr, Plutarch setzt unmittelbar hinzu: ungeachtet sie ein Gewerbe trieb, das eben nicht das anständigste war; „denn sie unterhielt Mädchen in ihrem Hause, die sich dem Vergnügen der Mannspersonen widmeten.“ — Sie müßte also dieses unehrbare Gewerbe sehr heimlich getrieben haben. Denn daß angesehene Männer

von

von Athen ihre Frauen in ein ſolches Haus geführt haben ſollten, oder daß Athenische Frauen ſich zum Umgang mit einer Fremden, die eine ſolche Profeſſion getrieben hätte, verſtanden haben ſollten, war den Sitten der Athener ſo ſchnurgerade entgegen, daß es ſich gar nicht denken läßt. In einer von Terenz überſetzten Komödie des Menander macht ſich der Athener Kremes ein Bedenken, nur das Wort Hetäre in Gegenwart ſeiner Frau auszuſprechen: und die edelſten Männer von Athen ſollten ſich nicht geſchämt haben, ihre Ehefrauen ſelbſt in ein berüchtigtes Haus zu führen, um von einer Kupplerin Weisheit und Tugend zu lernen? Ein Sokrates ſollte mit einer ſolchen Perſon öffentlich umgegangen ſeyn? Sollte (wie er beym Xenofon thut) einen wackern Mann an eine ſolche Perſon gewieſen haben, um von ihr zu lernen, wie ein Mann ſeine Ehegattin bilden müſſe? Ein Perikles ſollte, in einem ſchon ziemlich vorgerückten Alter, fähig geweſen ſeyn, ſich von ſeiner Gemahlin, einer edeln Athenerin, zu ſcheiden, um ein ſolches Weibsſtück zu heirathen? Und (was nicht das Widerſinnigſte iſt) eine Perſon von edler Abkunft, welche, nach Plutarchs eignem Vorgeben, reitzend und liebenswürdig genug war, einem Perikles eine wahre Leidenſchaft, eine Liebe, die ſich auch nach ſeiner Vermählung mit ihr immer in gleicher Stärke erhielt, einzuflößen, ſollte ein Gewerbe getrieben haben, wodurch eine Lais oder Fryne ihre eigenen Reitzungen zu beſchimpfen geglaubt hätte? — Es würde unbegreiflich ſeyn, wie der gute Plutarch den Komödienſchreibern, deren Frechheit ihm

bekannt genug war, ſo offenbare Ungereimtheiten habe nachſprechen mögen, wenn ſeine Lebensbeſchreibungen nicht ſo häufige Beweiſe enthielten, daß es ihm nicht ſchwer fiel ſich die unglaublichſten Dinge als möglich vorzuſtellen, und daß, bey allem ſeinem guten Verſtande, ſeine Feder nicht immer von einer richtigen Beurtheilung geleitet wurde. Freylich erlaubten ſich die Ariſtofanes, Kratinus, Eupolis und ihres gleichen, auch gegen Aſpaſien, was ſie ſich ſogar gegen Sokrates, was ſie ſich gegen die größten Männer der Republik und gegen Perikles ſelbſt erlauben durften. Eine Frau, die durch ihren Geiſt, ihre Talente, ihre Kenntniſſe, die Eleganz der Sitten und die freyere Lebensart des Joniſchen Frauenzimmers, wovon ſie den Athenern das erſte und vollkommenſte Modell an ſich ſelbſt zeigte, gegen die äuſſerſt einfach erzogenen, unwiſſenden, langweiligen, und faſt immer in ihrem Gynäceon vegetierenden Athenerinnen ſo gewaltig abſtach, mußte ja wohl dieſen zügelloſen Witzlingen, die nichts zu ſcheuen hatten, und Götter und Menſchen ſo lächerlich machen durften als ſie wollten und konnten, manche Blöße geben, ſie von Seiten ihrer Sitten anzugreifen; und Ariſtofanes war kein Mann, der eine ſolche Gelegenheit unbenutzt ließ, zumahl da er, indem er ſeine Pfeile auf Aſpaſien abdrückte, den Perikles ſelbſt (der deſto mehr Neider und Feinde hatte, je größer er war) ungeſtraft verwunden konnte. Nicht zufrieden alſo, ſie ſeine Omfale und Dejanira, und, nachdem er ſie geheirathet hatte, ſeine Juno zu nennen, ging Ariſtofanes ſo weit, der Feindſchaft des Perikles

gegen die Megarer und dem Peloponneſiſchen Krieg eine Urſache zu geben, die, indem ſie Aſpaſiens Sitten und Karakter anſchmitzte, zugleich ein verächtliches und verhaßtes Licht auf den Perikles ſelbſt fallen ließ. — „Etliche von unſern jungen Leuten, ſagt er, gehen in trunknem Muthe nach Megara und entführen die H*r* Simätha: die Megarer erboßen ſich darüber, und entführen, ſich zu rächen, der Aſpaſia zwey H*r*n; und ſo ſind drey Metzen die ſaubere Quelle des Krieges, der über die ganze Hellas ausgebrochen iſt! Das iſts, warum der Olympier Perikles ſo gewaltig blitzt und donnert, und in ganz Griechenland alles zu unterſt zu oberſt kehrt," u. ſ. w. *) So konnte Ariſtofanes ſeinen Dikäopolis ſprechen laſſen: aber Plutarch, der die wahren Urſachen des Dekrets gegen Megara und des Peloponneſiſchen Krieges aus ſeinem Thucydides wiſſen konnte, hatte Unrecht, die Berufung der Megarer auf dieſe Verſe des Ariſtofanes für einen hinlänglichen Grund zu halten, „warum es gar ſchwer ſey, hinter die wahren Urſachen des Peloponneſiſchen Krieges zu kommen."

Uebrigens konnte, Aſpaſiens Ehre unbeſchadet, etwas Wahres an der Anekdote ſeyn. Aſpaſia hatte ohne Zweifel ſehr artige junge Mädchen unter ihren Sklavinnen, ohne daß ſie darum das Schimpfwort verdienten, womit Dikäopolis ſie belegt; die jungen Megarer konnten, um ſich wegen der Entführung der Simätha zu rächen,

*) Ariſtofanes in den Acharnern, Akt 2. Scene 5.

ein paar ſchöne Sklavinnen aus Aſpaſiens Hauſe entführt haben, und Aſpaſia konnte eine ſolche Verwegenheit ſehr übel finden, ohne daß dieß die Urſache des Krieges wurde, wiewohl es natürlicher Weiſe nicht geſchickt war, die Megarer dem Perikles angenehmer zu machen.

„Aber, (wird vermuthlich der Advocatus diaboli, den ich mir bey dieſer Rechtfertigung Aſpaſiens gegenwärtig denke, einwenden) böſe Gerüchte, noch vier, fünf oder mehr hundert Jahre nach ihrem Tode, (wo alle mögliche Urſachen ſie verleumden zu wollen längſt aufgehört hatten) von einem ſo gutherzigen Manne wie Plutarch, und von ſo unbeſcholtnen Leuten wie Athenäus, Suidas, Syncellus u. a. ſo zuverſichtlich fortgepflanzt, können doch wohl nicht ohne allen Grund ſeyn.“

In der That, ſo denke ich auch; und ich habe ſchon ſo viel davon angedeutet, daß es nicht ſchwer ſeyn wird, dieſes Räthſel aufzulöſen. Aſpaſia war ein Frauenzimmer aus Jonien, und die Jonierinnen ſtanden — vermuthlich wegen des freyern Umgangs, der in dieſem ſchönen Lande unter beiden Geſchlechtern Statt fand, und wovon eine lebhaftere Begierde zu gefallen, mehr Geſchicklichkeit ihre Reitze geltend zu machen, und mehr Sorge für innerliche und äußere Verſchönerung durch Talente, Geſchmack, Putz, Artigkeit der Sitten und Manieren, die natürliche Folge bey den Damen war — die Jonierinnen, ſage ich, ſtanden zu Athen in ſo böſem Rufe, daß der Filoſof Aeſchines ſie in einem ſeiner Dialogen durch die Bank für Koketten und etwas noch ärgers er-

klärte. Aſpaſia lebte zu Athen wie ſie zu Milet oder Smyrna gelebt hätte. „Eine Frau, die mit allem, was wir Männer bey ihrem Geſchlechte ſuchen, Eigenſchaften verband, welche wir als ein Eigenthum des unſrigen anzuſehen gewohnt ſind, war in Athen eine Art von Wunder. Sie erregte die allgemeine Aufmerkſamkeit, und wurde in kurzem ein Gegenſtand der Bewunderung für die einen, und der Mißgunſt für die andern.“ *) Sie hatte (wie es ſcheint, und wie es ſich für ihre edle Abkunft und für ihre Umſtände ſchickte) verſchiedene artige Mädchen, als ihre Aufwärterinnen, mitgebracht, die nach Joniſcher Sitte in der Muſik und Tanzkunſt geübt waren, und (was ich, ohne des Gegentheils poſitiv verſichert zu ſeyn, nicht für unmöglich erklären möchte) vielleicht in einem Kloſter von Jungfrauen der Diana oder Veſta nicht in ihrem Elemente geweſen wären. Bey aller Decenz und Sittlichkeit, die in einem Hauſe unfehlbar herrſchen mußte, das von Weiſen beſucht wurde, und wohin die vornehmſten Athener ihre jungen Frauen führten, läßt ſich allenfalls begreifen, daß unter dem Schleier des Geheimniſſes zwiſchen einem Alcibiades oder Axiochus und einem ſolchen Kammermädchen dieß und jenes verhandelt werden konnte, wovon Aſpaſia weder Luſt hatte noch ſich verbunden glaubte beſondere Kundſchaft zu nehmen. Aber wäre dieß auch nicht geweſen, ſo braucht es nur einen ſehr mäßigen Grad von Menſchenkenntniß, um einzuſehen, daß ſie ſich darum nicht weniger

*) Agathon, III. Theil, S. 252.

hätte nachſagen laſſen müſſen, ſie locke die edelſten und wichtigſten Männer zu Athen durch den Reitz des Vergnügens in ihr Haus; und ohne Zweifel war es gerade das Geſetz, das ſie ſich gemacht hatte, ihre Thür nur Perſonen vom erſten Rang oder von ausgezeichneten Verdienſten offen zu halten, was den Ausgeſchloßnen Anlaß und Vorwand gab, ihre Sitten zu läſtern. Vermuthlich hatte ſogar der Ruf, daß ſie eine Schule der Beredſamkeit, Staatskunſt und Sittenlehre halte, keinen andern Grund, als der Freyheit, womit ihr Haus von Männern beſucht wurde, das Anſtößige zu benehmen, das die Eiferer für die gute alte Sitte darin finden mochten. Im Grunde aber war es, aller Wahrſcheinlichkeit nach, eine Art von Akademie der ſchönen Geiſter, und der Vereinigungspunkt der beſten Geſellſchaft von Athen. „Staatsmänner beſuchten es, um im Schooße der Muſen und Grazien auszuruhen; die Anaxagoras und Sokrates, um ihre Filoſofie aufzuheitern; die Fidias und Zeuxis, um ſchöne Bilder und Ideen aufzuhaſchen; die Dichter, um ihren Werken die letzte Politur zu geben; die edelſte Jugend von Athen, um ſich zu bilden, oder ſich wenigſtens rühmen zu können, in Aſpaſiens Schule gebildet worden zu ſeyn.“ *)

Wenn dieß auch nichts mehr als Hypotheſe wäre, ſo iſt es doch die einzige, die das Widerſprechende in den Nachrichten der Alten von dieſer außerordentlichen Frau vereinigt; die einzige, die uns begreiflich macht, wie die einen ſo viel rühm-

*) Agathon, III. Theil, S. 252.

liches, die andern ſo viel nachtheiliges von ihr ſagen konnten; die aber eben dadurch zu mehr als einer bloßen Hypotheſe wird. Sie ſetzt alles, was dunkel und zweifelhaft an ihrem Karakter, oder unglaublich an ihrer wirklichen Geſchichte iſt, in ein ſo helles Licht, als man nach mehr als zwey tauſend Jahren nur immer verlangen kann. Nur durch ſie erklärt ſich, warum ein Xenofon und Plato, mit ſo vieler Zurückhaltung, dennoch nichts als was ihr rühmlich iſt von ihr ſagen; wie ſie einem Perikles ſo lieb, ſo unentbehrlich, wie ſie ſagar ſeine Gemahlin werden konnte; warum die einen eine Weiſe, die andern eine Hetäre aus ihr machten; und wie es zuging, daß ein Plutarch, der das Gefällige von dieſem Karakter mit dem Soliden von jenem in ihr vereinigt ſah, zwiſchen dem was ſie war, was ſie ſchien, und was man ihr andichtete, zweifelhaft, ſich nicht beſſer zu helfen wußte, als daß er alles, wie übel es auch zuſammen paßte, in Ein diſparates Bild vereinigte, das, wie jenes beym Horaz, von oben einen ſchönen Mädchenkopf auf einem bunt befiederten Pferdehalſe zeigt, und unten ſich in einen häßlichen Fiſchſchwanz endigt.

Und doch wie leicht war es, wenn er ſich lebendig genug in Aſpaſiens Zeit, Umſtände und Verhältniſſe, und in die weſentlichſten Karakter-Züge, die er ſelbſt ihr beylegt, hinein gedacht hätte, wie leicht war es, ſich, alle anſcheinende Widerſprüche zu erklären, und die unartigen Ausfälle eines Kratinus und Ariſtofanes, (wobey es im Grunde doch bloß darum zu thun war, dem Perikles

bey dem Volke Schaden zu thun) wofern er ihrer auch erwähnen wollte, wenigstens für das was sie waren, für Muthwillen und Verleumdung, und nicht für Zeugnisse zu halten, die der Aufmerksamkeit eines Geschichtschreibers würdig seyen!

Man braucht nichts, als diese Verleumdungen der frechsten und ausgelassensten Satire abzurechnen, und das Vorurtheil zu berichtigen, das der Kontrast zwischen einer Jonischen Dame und einer Athenerin dem Pöbel zu Athen gegen Aspasien beybringen mußte: so ist alles übrige, was uns Plutarch von ihrem Geist, ihren Talenten und ihrer Lebensgeschichte sagt, — wie wenig es auch unser Verlangen, mit einer so seltenen Person recht genau bekannt zu werden, ganz befriedigen kann — doch hinlänglich, uns zu überzeugen, daß sie eine schöne und große Rolle zu Athen gespielt habe. Aber hätte sie dieß gekonnt, „wenn sie nicht vorsichtig in ihrem Betragen, und aufmerksam gewesen wäre sich die Hochachtung derjenigen zu erwerben, deren Beyfall für den öffentlichen Bürge ist? Oder können wir glauben, daß Perikles sich hätte einfallen lassen, sie zu seiner Gemahlin zu machen, wenn er nur hätte vermuthen dürfen, daß sie um einen andern Preis zu haben seyn könnte?" *)

Mehr zur Rechtfertigung meiner edeln Klientin zu sagen, würde ein unbilliges Mißtrauen in die Weisheit, Gerechtigkeit und Humanität unsrer Richterinnen verrathen, und selbst der Achtung

*) Agathon, III. Theil, S. 315.

zu nahe treten, die ein Schriftsteller dem schönen Geschlechte schuldig ist. Wir unterwerfen uns also, mit aller Ruhe, die uns das Bewußtseyn einer guten Sache giebt, ihrem entscheidenden Ausspruche: und sollten wir ja, gegen alle Vermuthung, einen schwarzen Stein zu viel bekommen, so möge Minerva selbst ihren weißen hinzu legen, *) und dadurch die Lossprechung einer Sterblichen bewirken, die einst, mit allen ihren Gaben überhäuft, den Dienst der Grazien mit dem ihrigen so gut zu verbinden wußte!

---

*) Wenn eine vor dem Areopagus angeklagte Person eben so viel weiße als schwarze Steine bekam, so wurde sie los gesprochen, weil, wo die Wage der Gerechtigkeit in völligem Gleichgewicht steht, die Billigkeit sich auf die Seite der Humanität neigt. Damit aber doch dem Gesetze, kraft dessen die mehrern Stimmen entscheiden, kein Abbruch geschehe, so wurde, wenn dieser Fall eintrat, im Nahmen der Minerva, ein weißer Stein hinzugelegt, und dadurch die Majorität zu Gunsten des Beklagten hergestellt.

II.

Julia

Cäsar Augusts Tochter.

Wiewohl ich die zärtliche Achtung, die man dem schönen Geschlechte in so vielerley Rücksichten schuldig ist, nicht so weit treiben möchte als der berühmte Bocaccio, der — in einem Buche, *) das zu seiner Zeit in den Händen aller Florentinischen Damen war — sogar von einer Messalina als von einer liebenswürdigen Unglücklichen spricht, und die Schuld ihrer Unthaten auf den unvermeidlichen Einfluß der Sterne schiebt, unter welchen sie und ihre Liebhaber geboren worden: so kann ich mich doch nicht ent-

*) De claris mulieribus (von berühmten Frauen) betitelt. Es fängt mit unsrer allgemeinen Mutter Eva an, und hört mit der Königin Johanna der Zweyten von Neapel auf.

brechen, einer andern Dame jener Zeiten das Wort zu reden, für welche der Nahme einer schönen Unglücklichen sich besser zu schicken scheint, und gegen welche die Geschichtschreiber und die Nachwelt eine Härte beweisen, die sie, einer sehr großen Wahrscheinlichkeit nach, wenigstens in diesem Grade nicht verdient hat.

Arme Julia! war es nicht genug, daß du einen so großen Theil deiner besten Jahre in den Felsen der verhaßten Insel Pandataria hinschmachten mußtest? Nicht genug, der Politik und Schwäche eines argwöhnischen und immer für seine usurpierte Alleinherrschaft zitternden Vaters, den geheimen Verfolgungen einer grenzenlos herrschsüchtigen Stiefmutter, und der kaltblütigen langsamen Rache eines Unmenschen wie Tiberius, aufgeopfert zu werden? Mußtest du, um das Maß deines Schicksals voll zu machen, auch noch von Geschicht- und Romanschreibern *) als ein Geschöpf, das sogar dem weiblichen Nahmen Schande gemacht habe, mit den schmählichsten Beywörtern gebrandmarkt und der Verachtung und dem Abscheu aller Zeiten Preis gegeben werden?

---

*) Ich stelle unter diesen den Herren von Serviez mit seiner Histoire des Imperatrices Romaines und den Verfasser der Memoires de la Cour d'Auguste billig oben an, da sie — um hier nur bey dem Artikel Julie stehen zu bleiben — in ihrer Erzählung der kritisch-historischen Wahrheit nichts weniger als treu geblieben sind.

Wenn die unglückliche Julia eine solche Behandlung von der Nachwelt nicht verdient hätte: wäre es dann nicht mehr als grausam, das Unrecht von einem Jahrhundert zum andern, in jedem Buche, worin von ihr die Rede ist, fortzusetzen?

Oder wenn es auch nur zweifelhaft wäre; ob sie die verächtliche Kreatur gewesen sey, wozu so viele Bücherschreiber (um ihren Eifer für die Tugend in die Wette an ihr auszulassen) sie gemacht haben: forderte nicht die Humanität von uns, den weißen Stein der Minerva, dessen bey Gelegenheit Aspasiens erwähnt worden ist, zu den schwarzen, wodurch sie verurtheilt würde, zu legen, und lieber zu billig als ungerecht von ihr urtheilen zu wollen?

Wenn aber sogar Gründe von nicht geringem Gewicht es wahrscheinlich machten, daß sie vielmehr das Opfer einer abscheulichen Kabale als ihrer eigenen Ausschweifungen gewesen sey: würde da nicht, wenn wir sie auch nicht von allen Verirrungen, die unter den Römerinnen ihrer Zeit und ihres Standes so gemein waren, frey sprechen können, doch die Gerechtigkeit selbst erfordern, daß man sie, nach einer billigen Schätzung ihrer schönen Eigenschaften, wenigstens mit der eben so liebenswürdigen Maria von Schottland (gegen welche doch die Nachwelt endlich unparteyisch wird) in dieselbe Linie stelle? Wäre es nicht Pflicht der Menschlichkeit, das, was ein ungewöhnlich strenges Schicksal und die von ihrer Unbesonnenheit Vortheil ziehende Bosheit ihrer Feinde an ihr selbst in ihrem Leben verschulde-

ten, wenigstens an ihrem Andenken zu vergüten: und (wenn ich hier nach Altrömischer Weise reden darf) ihren seufzenden Schatten durch eine Thräne, die von der Tugend selbst nicht verdammt werden kann, zu versöhnen und zu beruhigen.

Ehe ich die Gründe, die der Tochter Augusts bey einer Revision ihres Prozesses zu Statten kommen, in einiges Licht zu setzen versuche, sey mir erlaubt, das nöthigste von ihren Lebens-Umständen, und einige karakteristische Züge, die uns sowohl ihren Geist als ihre Sinnesart anschaulich machen können, voran zu schicken.

Sie war Augusts einzige Tochter, und wurde ihm, da er noch Oktavianus Cäsar hieß, von seiner zweyten Gemahlin Skribonia geboren, welche er im Jahre der Stadt Rom 712 oder 13 (politischer Verhältnisse wegen, die von kurzer Dauer waren) geheirathet hatte, und drey bis vier Jahre hernach seiner heftigen Leidenschaft für die jüngere und schönere Gemahlin des Tiberius Klaudius Nero, die berühmte Livia, aufopferte, die von ihm selbst durch Adopzion mit dem Geschlechtsnahmen Julia, und von den Römern in der Folge mit dem erhabenen Titel Augusta beehrt wurde; eine Frau, welche die Gewalt, die sie in ihrem achtzehnten Jahre durch ihre blendende Schönheit über den ausschweifenden Oktavian erhielt, über den Herrn der Welt Augustus vierzig Jahre lang durch die Feinheit und Geschmeidigkeit ihres Geistes, und die Obermacht ihres Genius über den seinigen, in immer zunehmender Stärke zu erhalten wußte. Juliens Unglück war — eine solche Frau zur Stiefmutter zu haben;

oder, wenn dieß nun ja einmahl nicht zu ändern war, ihr an Klugheit und Gewalt über sich selbst so wenig gewachsen zu seyn.

Julia war noch ein Kind, als sie im Jahr 717 mit dem Neffen und präsumtiven Erben Augusts, Marcellus, einem Knaben von zehn Jahren, vermählt, oder, nach unsrer Weise zu reden, verlobt wurde; und sie mochte etwa sechzehn oder siebzehn Jahre haben, als er in seinem vier und zwanzigsten, (nicht ohne daß der Verdacht seines Todes auf Livien fiel) zu großem Leidwesen der Römer, aus der Welt ging. Es ist also eine seltsame Art zu reden, wenn Herr de Serviez sagt: „Marcellus habe Juliens Herz (in einem Alter, wo sie kaum wußte ob sie ein Herz habe!) nicht fixieren können, und vielleicht habe er es gar nie besessen.“ — Dieß kann sehr möglich seyn, ohne daß es billig wäre, Julien ein Verbrechen daraus zu machen.

Kaum war sie wieder frey, so wurde sie, ohne daß ihr Herz darum befragt worden wäre, zum zweyten Mahle das Opfer der Politik ihres Vaters, indem er sie mit M. Vipsanius Agrippa vermählte; einem Manne von niedriger Herkunft, aber an Verdiensten dem ersten Manne in Rom, und welchem, nebst dem Mäcenas, August alles was aus ihm geworden war zu danken hatte. Agrippa, der damahls in seinem zwey und vierzigsten Jahre stand, war unstreitig der größte Feldherr und Staatsmann seiner Zeit; aber sind dieß die Eigenschaften, die eine junge äusserst lebhafte und leichtsinnige Wittwe von siebzehn Jahren an dem Manne sucht, von dem sie geliebt zu

seyn wünscht? Julie wußte unfehlbar sehr gut, daß Agrippa nicht sie selbst, sondern die einzige Tochter des Herrn der damahligen Welt heirathete; und daß die Wahl ihres Vaters nicht deßwegen auf Agrippa fiel, weil er Julien durch einen liebenswürdigen Mann glücklich machen wollte, sondern weil er (wie ihm Mäcenas sagte) den Agrippa schon so hoch erhoben hätte, daß nun nichts andres übrig blieb, als ihn entweder aus dem Wege zu räumen, oder zu seinem Schwiegersohn zu machen. August betrachtete seine Tochter als einen Effekt, den er mit möglichstem Vortheil zu negociieren suchte; und Agrippa schloß den Kontrakt, weil er in der ganzen Welt keinen bessern Handel treffen konnte.

Und wenn nun die kleine Julie — die doch mit niemand näher verwandt war als mit sich selbst — ihr Herz, worauf bey diesem Handel so wenig Rücksicht genommen wurde, für einen Effekt angesehen hätte, worüber man ihr selbst zu disponieren überlasse, — wäre es ihr wohl so sehr zu verdenken?

Aber Julia hatte ein so richtiges Gefühl von dem, was der Gemahlin eines Agrippa geziemte, daß auch Agrippa hinwieder billig genug war, mit den unbesonnenen Lebhaftigkeiten ihres Alters und Temperaments Nachsicht zu tragen. *) Diese

---

*) Was ich hier sage, vergiftet der Verfasser der Memoires de la Cour d'Auguste folgender Maßen: Agrippa no tarda pas à s'apperce-voir de ces dereglemens secrets, (dächte man

leichtsinnigen, dem Rang und Karakter ihres Gemahls eben so wenig als der Tochter Augusts geziemenden Unbesonnenheiten in ihrem Betragen, machten dem Publikum — das entweder nach dem äusserlichen Schein oder gar nicht urtheilen müßte — ihre Sitten verdächtig; man wunderte sich, wie die Kinder, die sie dem Aprippa gebar, ihrem präsumtiven Vater so ähnlich seyen: und um dieses vorgebliche Räthsel aufzulösen, läßt man sie ein unartiges Bon-mot sagen, das aus dem Mund einer Schifferin zu Ostia natürlicher klänge, als aus dem Munde der ersten Prinzessin der damahligen Welt. Aber so lange man mir den Mann nicht nennen wird, der es aus Juliens eigenem Munde gehört zu haben versichert, werde ich mir die Freyheit nehmen, es für den Einfall irgend eines platten Römischen Witzlings zu halten, den die Welt (wie sie in solchen Fällen immer sehr gütig ist) unvermerkt auf Juliens Rechnung setzte. Die Pythagoräerin Fintys hielt es

---

nicht, dieser Autor wäre sein und ihr Vertrauter gewesen?) il aima mieux souffrir en silence, que de publier non infamie par un coup d'éclat, qui ne l'eut peutêtre pas corrigée. Man vergesse aber nicht, daß dieß alles bloße Vermuthungen des Herrn Blackmore sind. Meines Wissens ist es nur dann erlaubt, das schlimmste von einer Person zu vermuthen, wenn es, unter den gegebenen Umständen, absurd wäre etwas andres als möglich anzunehmen; und dieß ist hier schwerlich der Fall.

es für keinen schlechten Beweis der Tugend einer Ehefrau, wenn sie Kinder bringe, die ihrem Manne gleich sehen. Warum sollte dieser Beweis nicht auch Vortheil der armen Julia gelten? oder warum soll der Schein nur dann aufhören betrüglich zu seyn, wenn er gegen sie ist?

„Julia, sagt Makrobius, *) liebte die schönen Wissenschaften und hatte einen sehr ausgebildeten Geist; dabey war sie von einer leutseligen und gutherzigen Gemüthsart, ohne den mindesten Zug von Härte und Grausamkeit, auch wurde sie deßwegen allgemein und ausserordentlich geliebt.“ — Mit einem solchen Herzen konnte viel Leichtsinn und Hang zum Vergnügen verbunden seyn; und eine junge Prinzessin, die ausser ihrer Stiefmutter keine Person ihres Geschlechtes in der ganzen Römischen Welt über sich sah, die in dieser Größe aufgewachsen war, der alles schmeichelte, alles zu Gebot stand; — konnte in beiden nur zu leicht über die Grenzen der Klugheit und Anständigkeit ausschweifen, nur zu leicht die Begriffe ihres Vaters von dem, was sich für die Tochter des Augustus schicke, für allzu streng halten, und sich einbilden, daß der jungen Gemahlin des Agrippa mehr erlaubt sey, als der immer ernsthaften, immer auf ihrer Hut stehenden Julia Augusta.

August liebte seine einzige Tochter, wie ein Mann von seiner Art lieben kann, d. i. er liebte sich selbst in ihr. Sie war in ihrer Kindheit

---

*) Makrob. Saturnal. Gespräche, B. II, Kap. 5.

ziemlich streng erzogen worden, und er sah vermuthlich, daß es, nachdem sie unter die Gewalt und Aufsicht des Agrippa gekommen war, nöthig sey, einen solchen Karakter mit Nachsicht zu behandeln, und daß ihr Gemahl nicht so unrecht habe, ihr mehr Freyheit zu lassen, als die bedenkliche Livia, vermuthlich bey Gelegenheit gut heißen mochte. Es ist ganz wahrscheinlich, daß er, so lange Agrippa lebte, über diesen Punkt seiner eigenen Neigung und den weisen Maximen seines Schwiegersohns mehr Gehör gab als seiner Gemahlin. Er betrachtete das, was an der Aufführung seiner Tochter die Miene von Leichtfertigkeit und Ausschweifung hatte, als die Wirkung eines leichten fröhlichen Gemüthes, das sich seiner muntern Laune und Lebhaftigkeit arglos überlasse, *) unbekümmert wie ihr diese Freyheiten, die in ihren eigenen Augen unschuldig waren, von andern würden ausgedeutet werden; und vermuthlich sah er Julien, so lange er so von ihr dachte, in dem Lichte, worin er sie immer hätte sehen sollen.

Indessen ist gewiß, daß Augustus das Wohlgefallen an seiner Tochter nie hatte, welches er an ihr gefunden haben würde, wenn ihre flüchtige Sinnesart und Koketterie (um die Sache mit ihrem rechten Nahmen zu nennen) ihr erlaubt hätte, sich mehr nach seinem Sinne zu bequemen. Sie

---

*) Makrob. am angef. Orte. „Auguft pflegte zu sagen: er habe zwey Töchter, die mit vieler Schonung behandelt seyn wollten, die Republik und seine Julia.“

war nie völlig so, wie die Tochter Augusts, seinen Begriffen nach, seyn sollte; und der Kontrast, den sie in ihrem Aeusserlichen und in ihrer ganzen Art zu leben mit der prüfenden Livia machte, war ihr in seinen Augen immer nachtheilig. Seitdem er unter dem geheiligten Nahmen Augustus die Römische Welt allein beherrschte, hatte er (aus Beweggründen, die nicht hierher gehören) nichts angelegeners, als das Andenken der abscheulichen Zeiten des Triumvirats auszulöschen, und die Römer, denen er den ganzen äusserlichen Prunk der Republik wieder gegeben hatte, mit einer so großen Mäßigung und Bescheidenheit zu beherrschen, daß sie nicht gewahr werden sollten, daß sie einen Herren hätten. Schon damahls als das Reich noch zwischen ihm und Antonius getheilt war, machte er sichs zum Gesetz, in Absicht auf seine eigne Person und Lebensweise der völlige Antipode von seinem Nebenbuhler um die Alleinherrschaft zu seyn; und diese Art zu leben wurde ihm in der Folge, da er sich so wohl dabey befand, endlich zur andern Natur. Er war als das Oberhaupt des Staats, als der Mann, in welchem das Vertrauen der Römer, die Politik seiner Minister, und das Glück des Cäsarischen Hauses alle Zweige der höchsten Gewalt vereinigt hatten, der unumschränkte Monarch: in seinem Hause und in seinem Privatleben hingegen affektierte er, vor dem geringsten Senator nichts voraus zu haben. Und so wie er sich selbst nichts zu erlauben schien, das als ein Eingriff in die Gesetze, oder eine Beleidigung der guten Sitten, die er sich die Miene gab wieder

herstellen zu wollen, ausgelegt werden konnte: so wollte er auch, daß seine ganze Familie, seine Gemahlin, seine Tochter, und ihre Kinder, die er adoptiert hatte, in allen Stücken untadelig seyn, als lauter Muster aller Vollkommenheiten und Tugenden hervor glänzen, und um dieser hohen persönlichen Vorzüge willen von jedermann des erhabenen Gipfels, worauf das Glück sie gestellt, würdig geachtet werden sollten.

Es fehlte viel, daß seine Julia ihm diese Zufriedenheit gegeben hätte: und wiewohl er vielleicht viele Jahre lang nichts schlimmeres von ihr erfuhr, als was er selbst an ihr zu tadeln fand; so war es doch weil sie über diese Punkte unverbesserlich blieb, mehr als genug, um der ganzen Maschinerie, wodurch ihre Feinde endlich ihren Fall bewirkten, in seinem Gemüthe zur Unterstützung zu dienen.

Julia erschien einst in einem etwas freyen Anzuge vor ihrem Vater. *) Sie bemerkte sein Miß-

---

*) Makrobius, aus welchem diese Anekdote genommen ist, bedient sich in seiner Sprache des Ausdrucks: *licentiore habitu*, den ich wörtlich übersetzt habe. Der Verfasser der Memoires de la Cour d'Auguste, der sich gegen Julien alles für erlaubt hält, übersetzt die Worte: vetue d'une robe d'étoffe des Indes si transparente, qu'Auguste en fut choque. Wer wird glauben, daß Julia in einem durchsichtigen Ostindischen Habit vor ihrem Vater erschienen sey? Funfzig Jahre später wirft zwar Seneka eine so ausschweifende Unverschämt-

fallen darüber, wiewohl er nichts sagte. Den folgenden Tag besuchte sie ihn in einer andern anständigern Kleidung, und umarmte ihn mit einer eben so ernsthaften Miene, als diejenige, womit er sie empfing, heiter war. So, sagte August, gefällst du mir! Dieß ist ein Anzug, der sich für Augusts Tochter schickt! — Gestern, erwiederte Julia, hatte ich mich für meinen Mann geputzt, heute für meinen Vater.

Livia und Julia waren einst beide bey einem Gladiator-Spiel erschienen. Sie zogen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, und man machte die Bemerkung, was für ein Unterschied in ihrem Gefolge sey. Livia hatte lauter ehrwürdige gravitätischer Männer um sich, da hingegen Julia von einem Schwarm junger Herren, wovon die meisten für ziemlich ausschweifend passierten, umdrängt war. August schrieb in seine Schreibtafel, „sie möchte sehen, welch ein Unterschied zwischen den zwey ersten Frauen in Rom wäre," und schickte sie ihr zu. Julia schickte sie ihm sogleich wieder mit der darunter ge-

---

heit den Römischen Damen vor: aber zu Augusts Zeiten waren die Sitten noch anständiger. Doch dieser romanhafte Geschichtschreiber, der aus der armen Julia einen „Schandfleck ihres Geschlechtes" machen wollte, konnte ja wohl nicht weniger thun als sie im Kostum einer — ihrem Vater unter die Augen treten zu lassen! — Wie viel kommt doch in allen Dingen auf ein Bißchen mehr oder weniger an! Man kann es nicht zu oft erinnern.

schriebenen Antwort zurück! Mit der Zeit werden wir auch alt werden.

Ich bitte zu bemerken, daß die ehrwürdigen alten Herren um Livia eben so wenig für die Keuschheit dieser Dame, als die jungen Stutzer und Schwärmer um Julien gegen die letztere beweisen. Alles was sich daraus folgern läßt, ist: daß Livia die gehörige Rücksicht auf das Schickliche und Anständige nahm. Julia hingegen sich der Fröhlichkeit eines leichten Jugendsinnes überließ, gern einen bunten Schwarm von Verehrern um sich herum gaukeln sah, und das alles so natürlich fand, daß ihr vermuthlich gar nicht einfiel, wie man so etwas übel deuten könne. Indessen sind diese zwey Anekdoten hinlänglich, um zu zeigen, daß August und seine Tochter über diese Punkte niemahls gleiches Sinnes werden konnten.

Der Tod des Agrippa, welcher im Jahre Roms 742 erfolgte, brachte in Juliens Umständen eine Veränderung hervor, die durch ihre eigenen Unbesonnenheiten, und den tief angelegten Plan einer Stiefmutter, deren Ehrgeitz vor keinem geheimen Verbrechen zitterte, zu ihrem Verderben ausschlug.

Es war einer von Augusts angelegensten Wünschen, die Oberherrschaft über die Römische Welt in seiner Familie zu erhalten. Da er sich selbst ohne einen Sohn sah, so hatte er die beiden Söhne seiner Tochter von Agrippa, Kajus und Lucius, schon bey Lebzeiten ihres Vaters, in die Cäsarische Familie versetzt und zu seinen eigenen

gemacht. Beide wurden als seine künftigen Erben und Nachfolger betrachtet; aber sie waren noch Kinder, und Augustus, der nicht ohne einen Regierungsgehülfen, dessen Interesse so enge als möglich mit dem seinigen verbunden wäre, leben konnte, fand dazu keinen geschicktern, als den ältern Sohn seiner Gemahlin Livia, Tiberius Nero, der damahls in seinem zwey und dreyßigsten Jahre, durch das angeborne Talent, den abscheulichsten Karakter, den vielleicht die ganze alte Geschichte kennt, unter einer täuschenden Aussenseite zu verbergen, Mittel gefunden hatte, seinem Stiefvater eine große Meinung von seinen Fähigkeiten, und der Welt von seiner Klugheit und Mäßigung und von der Untadelhaftigkeit seiner Sitten beyzubringen.

Wenn in einer Sache, die ihrer Natur nach keine Gewißheit zuläßt, jemahls etwas höchst wahrscheinlich gewesen ist, so ist es dieses: daß der Plan, ihren geliebten Sohn Tiberius zum Nachfolger Augusts zu machen, schon damahls tief in Liviens stolzer Seele lag. Eine grenzenlose Ambizion und Regiersucht war der Hauptzug des Karakters der Mutter und des Sohnes. Aber sie hatten es mit einem, bey aller seiner Schwäche, äusserst feinen, mißtrauischen und auf seine höchste Autorität unendlich eifersüchtigen Manne zu thun. So wenig August merken durfte, daß er von Livien regiert werde, so wenig durfte auch nur der Schatten eines Argwohns in ihm aufsteigen, daß sie oder ihr Sohn sich einfallen lassen könnten, die natürlichen Erben Augusts, die Söhne seiner einzigen und

selbst mit allen ihren Fehlern geliebten Tochter, von der Regierungsfolge verdrängen zu wollen. Es mußte also lange unter Grund gearbeitet werden; alles, was einen so großen, so unwahrscheinlichen, aber der Mutter und dem Sohne so angelegenen Ausgang der Sachen von ferne vorbereiten und nach und nach unvermerkt herbeybringen konnte, mußte lange zuvor, auf die natürlichste und verdächtigste Art eingeleitet worden seyn; und sowohl der Plan selbst, als seine Räder und Springfedern, mußten so geheim angelegt seyn, daß Augustus, wenn er sich endlich genöthigt sehen würde, den Sohn der Livia zu seinem Erben zu ernennen, bloß dem Schicksal nachzugeben glauben, und sich noch glücklich schätzen müßte, den einzigen Mann in ihm zu finden, der den ersten Platz in der Welt an seiner Statt mit Würde zu behaupten fähig wäre.

Der erste Schritt zur Realisierung dieses großen Entwurfs war die Vermählung des Tiberius mit der jungen Wittwe des Agrippa; eine Verbindung, die, ohne dem Rechte der jungen Cäsarn nachtheilig zu seyn, den Tiberius auf das engeste mit August und seiner Familie verkettete, ihm Gelegenheiten gab seine Talente immer mehr zu seinem Vortheil schimmern zu lassen, und ein Mittel wurde, das Herz des alternden, immer strenger, mürrischer und mißtrauischer werdenden Augustus, unvermerkt, und auf eine Art, daß die Schuld alles Mißvergnügens allein auf Julien fiel, immer mehr von der letztern abzuwenden.

Es ist kein Zweifel, daß die Juno Livia bey Stiftung dieser unglücklichen Heirath so fein zu Werke ging, daß Augustus glauben mochte, er habe diesen Gedanken selbst gehabt, und — indem er sich dadurch der Treue und Anhänglichkeit eines jungen Mannes, den er geneigter war zu fürchten als zu lieben, zu versichern glaubte — sich schmeichelte; eine sehr staatskluge Maasregel genommen zu haben. Wie es aber auch damit war, so viel ist gewiß, daß Juliens Neigung bey dieser dritten politischen Vermählung weniger als jemahls zu Rathe gezogen wurde.

Das Vorgeben der Romanschreiber, als ob sie den Tiberius schon bey Lebzeiten des Agrippa geliebt, oder wenigstens in ihr Netz zu ziehen gesucht habe, gründet sich zwar auf eine nichts beweisende Stelle im Sueton, *) verdient aber, bey näherer Beleuchtung, keine Aufmerksamkeit. Nie sind wohl zwey Personen in der Welt gewesen, die einander vermöge einer natürlichen Antipathie in einem höhern Grade zuwider seyn mußten, als die leichtsinnige, arglose und allen ihren Fantasien in der Fröhlichkeit ihres Herzens sich überlassende Julia, und der finstere, in sich selbst verschlossene, gravitätische, die behutsamste Weisheit und Moralität in seinem Betragen affektierende Heuchler Tiberius. Suetonius und Dion Kassius stimmen überein, daß er sich nur mit der größten Mühe entschlossen habe, seine Gemahlin Agrippina der Verbindung mit der Tochter Au-

*) S. dessen Tiberius, Kap. 7.

gusts aufzuopfern. Allein, wer den Karakter des Tiberius mit einiger Aufmerksamkeit erwogen hat, wird sich leicht mit mir überzeugen, daß diese Grimassen des abscheulichen Menschen bloß zur Absicht hatten, dem August Staub in die Augen zu werfen, und ihn glauben zu machen, als ob er dem tugendhaften, von allen ehrgeitzigen Wünschen weit entfernten Tiberius für das Opfer seiner ehelichen Zärtlichkeit zu Agrippinen noch große Verbindlichkeiten schuldig sey. Ganz gewiß kostete dieses Opfer dem gefühllosen Menschen sehr wenig; ganz gewiß war damahls nichts was seinem Ehrgeitz mehr schmeichelte, als sich an den Platz eines Agrippa erhoben zu sehen: aber er haßte oder liebte Julien darum weder mehr noch weniger; und wenn er (wie natürlich, und von einem Menschen, dessen ganzes Leben eine immer währende Verstellung war, nicht anders zu erwarten ist) sich stellte, als ob er, auf seiner Seite, alle Pflichten, die ihm diese neue Verbindung auflegte, aufs pünktlichste zu erfüllen gedenke, so hätte sich doch Suetonius dadurch nicht verleiten lassen sollen zu sagen, er habe anfänglich mit Julien einträchtig und in wechselseitiger Liebe gelebt; denn man muß nichts ungereimtes sagen. Es war eben so unmöglich, daß Julia den Tiberius hätte lieben sollen, als daß Tiberius irgend etwas hätte lieben können. Indessen ist leicht zu glauben, daß beide eine Zeit lang den äusserlichen Wohlstand gegen einander beobachtet haben werden; und dieß ist bey Personen von ihrem Rang alles, was man gewöhnlich zu verlangen pflegt.

Wäre Augustus nicht von Livien, wie durch den Zauber eines unwiderstehlichen Talismans, beherrscht worden; hätte er bey der Wahl eines dritten Schwiegersohnes sich, anstatt durch den Einfluß dieses Ulysses im langen Rocke, (wie sie ihr eigener Urenkel Kaligula nannte) vielmehr durch die Neigung seiner Tochter, ja durch seine eigene leiten lassen: so würde er vielleicht den Sohn des Triumvir Antonius, Julus Antonius, der vor allen andern jungen Römern von der ersten Klasse seine Hoffnungen bis zu der Tochter Augusts zu erheben berechtigt war, jedem andern vorgezogen haben. Er selbst hatte diesem jungen Mann, der an Geburt, Reichthum und persönlichen Vollkommenheiten wenige seines gleichen sah, um sich in ihm mit dem Schatten seines Vaters auszusöhnen, mit Beweisen seiner Huld überhäuft; und Julia hatte schon seit einigen Jahren eine Neigung zu ihm gefaßt, die sich endlich in Leidenschaft verwandelte und beiden verderblich wurde. Warum wurde nun auf Juliens eigene Wünsche gar keine Rücksicht genommen? Warum mußte sie sich, auch als die Wittwe des Agrippa und die Mutter zweyer junger Cäsarn, noch immer wie einen bloßen Handlungs-Artikel des Cäsarischen Hauses traktieren lassen? Warum einem Menschen aufgedrungen werden, den sie verabscheute, und der, aller Wahrscheinlichkeit nach, schon am Vermählungstage mit Anschlägen umging, wie er sie zu Grunde richten wollte? Würde wohl, wenn ihre Mutter Skribonia ihren Plaz der ehrgeizigen Livia nicht hätte abtreten müssen, jemahls nur die Rede von Ti-

berius gewesen seyn? Und ist es billig, der unglücklichen Julia daraus, daß sie ein Herz hatte, das sich den grenzenlosen Entwürfen der Neronen nicht aufopfern lassen wollte, ein so großes Verbrechen zu machen?

Man kann sich bey einem so falschen und schlauen Menschen wie Tiberius darauf verlassen, daß Er es nicht war, der jemahls gegen Augustus Klagen über seine Tochter führte: aber man darf es ihm auch zutrauen, daß er die Kunst besaß, einer Frau von Juliens Lebhaftigkeit und Leichtsinn, mit allem kalten Blute von der Welt, tausend Mortifikationen zu geben, die nur von ihr bemerkt und gefühlt wurden; und daß es ihm in wenig Jahren glückte, sich so sehr von ihr verabscheuen zu machen als er nur wünschen konnte. Aber, was für sie das schlimmste war, mit einem Manne von diesem Schlage mußte eine Frau von dem ihrigen in den Augen der Welt immer Unrecht haben.

Tiberius beklagte sich noch immer nicht; aber, ehe man sich versah, bat er sich von August, abwesend (damit es zu keiner nähern Explikazion kommen könnte) die Erlaubniß aus, sich nach Rhodus zurückziehen zu dürfen; ein Schritt, der den August, wiewohl er ihm seine Bitte zugestand, eben so sehr befremdete, als es das ganze Römische Publikum intriguierte, die wahre Ursache davon zu errathen. Einige schrieben diesen Schritt auf Rechnung seiner Staatsklugheit: er wollte, sagten sie, den jungen Cäsarn, Juliens Söhnen, — die nun die Jünglingsjahre angetreten hatten, zu Fürsten der Jugend erklärt und zu Konsuln de-

signiert worden waren, kurz als Söhne und präsumtive Nachfolger Augusts eine öffentliche Rolle zu spielen anfingen, und von den Römern bis zur Ausschweifung geliebt wurden — aus dem Wege gehen, und der ganzen Welt zeigen, wie entfernt er von dem Gedanken sey, sich des Ansehens seiner Mutter und seiner eigenen bisherigen Vielvermögenheit und Wichtigkeit im Staate zum Nachtheile der Enkel seines Stiefvaters überheben zu wollen. Andere setzten den geheimen Beweggrund hinzu, August selbst habe ihn merken lassen, er würde es gern sehen, wenn er sich von Rom entfernte. Noch andere glaubten, Tiberius habe durch sein Mißvergnügen, daß er nicht auch in die Familie der Cäsarn aufgenommen worden, zu erkennen geben wollen. Endlich fehlte es auch nicht an solchen, die keinen andern Beweggrund dieser plötzlichen Entfernung von den Geschäften und von Rom sahen, als daß ihm Julia und ihr Betragen gegen ihn unausstehlich geworden sey. Selbst der tief sehende Tacitus will keinen andern zulassen; wie wahrscheinlich es auch immer ist, daß ein so argwöhnischer Mann als Tiberius, an August, dessen Zuneigung zu seinen Enkeln damahls in ihrer größten Lebhaftigkeit war, einige Veränderungen zu bemerken glauben mochte, die es rathsam machten, sich so lange zurückzuziehen, bis man seine Abwesenheit fühlen und selbst wieder nach ihm verlangen würde. Aber die Ursache, die in seinem und seiner würdigen Mutter Herzen am allertiefsten lag, war wohl diese: daß die Zeit nun immer näher kam, wo die Mine, die man der unglücklichen Julia grub, springen

sollte; und daß die Gegenwart des Tiberius, aus mehr als Einem Grunde, dabey unschicklich gewesen wäre.

Ich habe — da es meine Absicht nicht ist, Julien für unschuldiger auszugeben als sie war — schon so viel von der Flüchtigkeit ihrer Sinnesart und der Lebhaftigkeit ihrer Leidenschaften zugestanden, daß man nichts natürlicher finden wird, als daß sie ihren Liebeshandel mit dem Sohne des Antonius mit so wenig Vorsicht getrieben haben werde, um der Nachrede nicht so viel Stoff zu geben, als ihre geheime Feindin nur immer wünschen konnte. Julia, die sich nur zu oft erinnerte, daß sie Augusts Tochter war, that sich in ihrer Lebensweise um so weniger Zwang an, da sie sich schon seit geraumer Zeit alles nähern Umgangs mit ihrem Gemahl entschlagen hatte, und aus ihrem Abscheu gegen ihn kein Geheimniß machte. Wie weit sie in dieser Freyheit gegangen sey, läßt sich, da alle alte Autoren, die von ihr sprechen, sich nur in mehr oder weniger starken allgemeinen Redensarten ausdrücken, mit keiner Zuverlässigkeit bestimmen. Ich begnüge mich also zu sagen: daß, wenn auch ihre ganze Schuld in bloßen Unbesonnenheiten bestanden hätte, ihre Feinde doch, nach der Art und Weise wie ihr der Prozeß gemacht wurde, eben so leicht die schändlichsten Verbrechen daraus hätten machen können. Wäre dieser Prozeß vor dem ordentlichen Richter gesetzmäßig geführt worden, so würde vermuthlich eine Sache, wobey die Ehre des erhabensten Hauses der damahligen Welt so unmittelbar betroffen war, von den Geschichtschreibern für wichtig ge-

nug gehalten worden seyn, in einer umständlichern und genugthuenden Erzählung auf die Nachwelt gebracht zu werden. Aber die Sache wurde so summarisch oder vielmehr so tumultuarisch behandelt, daß bis auf den heutigen Tag niemand mit Gewißheit sagen kann, ob auch nur ein einziges Verbrechen, das eines solchen Lärms und solcher Strafen würdig gewesen wäre, auf Julien und ihre Mitschuldigen hinlänglich erwiesen worden sey.

Das Ungewitter brach im Jahre 752 über sie aus. „Augustus, (so erzählt uns Dion Kassius diesen Handel im zehnten Abschnitt des fünf und fünfzigsten Buchs seiner Geschichte) der zwar schon zuvor vermuthete, daß seine Tochter nicht ordentlich lebe, es aber doch immer nicht glauben wollte, erfuhr, daß sie in der Ungebundenheit so weit gegangen sey, sogar das Forum und die Rostra zum Schauplatz nächtlicher Schmäuse und Gelage zu machen, und gerieth darüber in den heftigsten Zorn.“ — Und wer war denn wohl in ganz Rom der- oder diejenigen, die sich hätten einfallen lassen, um eines an sich so wenig bedeutenden Excesses willen, die so allgemein geliebte Tochter Augusts, die Mutter der jungen Cäsarn, die vom Volke beynahe angebetet wurden, bey ihrem Vater so heftig zu verklagen, — wenn es nicht die weise und tugendhafte Livia war, die am besten wußte, wo man den alten Herrn berühren mußte um ihn schreyen zu machen, wie äußerst empfindlich er über den Punkt des Wohlstandes und der Würde seines Hauses war, und wie wenig er es ertragen konnte, daß

eine Person, die ihn so nahe anging, sich unziemliche Freyheiten gegen gute Zucht und Ordnung heraus nehmen sollte? Wer anders als Livia hätte eine solche Angabe wagen dürfen? Wer hatte ein so großes Interesse, Julien aus dem Herzen ihres Vaters zu vertilgen? Wer hatte das Herz dieses in seinen Leidenschaften so unmäßigen Mannes mehr in seiner Gewalt als Livia? Und wer sonst als Livia konnte — seitdem kein Agrippa, kein Mäcenas mehr lebte, der ihn bald wieder zu sich selbst und auf die einzige Maßnehmung, die in diesem Falle schicklich war, gebracht haben würde — sich sicherer versprechen, ihn in der ersten Hitze zu Schritten treiben zu können, die er, wenn er sie auch lebenslänglich bereuen würde, doch nie, ohne sich selbst zu entehren, zurück machen könnte?

Eine Frau, deren erste Triebfeder die Herrsucht ist, ist eines jeden Verbrechens fähig. Zwischen Livien und dem Thron der Welt war niemand mehr als Julie und ihre Söhne. August hatte bereits über sechzig Jahre, und versprach kein so hohes Alter als er wirklich erreichte. Livia, die über ihren Sohn alles zu vermögen hoffte, hatte hingegen gutes Vertrauen zu ihrem Genius, noch eine lange Reihe von Jahren als Julia Augusta die Welt regieren zu helfen. Aber da stand ihr eine andere, so viel jüngere Julia im Wege, die ein unbestrittenes Recht hatte, so bald Augusten etwas Menschliches begegnete, mit ihrem Sohne Kajus Cäsar den erhabenen Platz einzunehmen, den jene sich selbst und ihrem geliebten Tiberius so anständig fand.

Diese

Diese fatale Julia mußte also aus ihrem Wege geschafft, mußte bey Augusten, beym Senate, beym Volke, bey der ganzen Römischen Welt so arg angeschwärzt, so unwiderbringlich beschimpft und entehrt werden, daß künftig gar nicht mehr die Rede von ihr seyn könnte. Es war keine Zeit dabey zu verlieren. Man ergriff also die erste Gelegenheit eines ziemlich öffentlichen Skandals, welches Julia und der muthwillige Hof, den sie um sich zu haben pflegte, durch eine, vermuthlich aus irgend einer besondern Veranlassung vorgenommene nächtliche Schwärmerey, der ganzen Stadt gegeben hatte. Ich überlasse es meinen Leserinnen selbst, sich die Miene, die Geberden, den bestürzten Ton, die stockenden Vorreden, die heuchlerischen Weigerungen — einen Gemahl, einen Vater mit so schrecklichen Entdeckungen von den Schandthaten seiner einzigen unwürdigen Tochter nicht ums Leben bringen zu wollen, — kurz, alle die Kunstgriffe sich vorzustellen, deren eine Livia fähig ist, um, in den Augenblicken selbst, wo sie dem Gemahl und der Tochter den giftigsten Dolch im Herzen umkehrt, sich die Miene einer zärtlichen Gattin und Mutter zu geben, die unglückliche Beklagte durch die Art sie zu entschuldigen noch schuldiger scheinen zu machen, und den aufgebrachten Richter, selbst indem man ihn zu besänftigen sucht, noch mehr aufzubringen. Alles was seit zwanzig Jahren her gegen Julien gesammelt worden war, alle Blößen, die sie durch ihre Unvorsichtigkeit gegeben hatte, alles was in ihrem Betragen zweydeutig, an ihrem Putze zu kokett, in ihren Manieren oder Reden zu frey war, ihre

Vertraulichkeit mit jungen Mannsleuten, denen man über einen gewissen Punkt alles zutrauen konnte, ihre wahren oder vermutheten oder nur angeschuldeten Liebeshändel mit einem Sempronius Gracchus, einem Julus Antonius, einem Krispinus, Appius Klaudius, Scipio, u. s. w. alles wurde in das verhaßteste Licht gestellt, alles geltend gemacht, das Abscheuliche des öffentlichen Unfugs, der das Fundament der Klage ausmachte, zu erhöhen. August erstaunte, wie es möglich gewesen sey, daß die väterliche Liebe ihn so lange bey offnen Augen habe verblenden können; er gerieth in die heftigste Wuth, faßte die raschesten Entschlüsse — aber er hatte noch nicht das ärgste gehört. Die für sein theures Leben so zärtlich besorgte Livia sparte ihm noch eine schrecklichere Entdeckung auf. „Das geheime Verständniß seiner unwürdigen Tochter mit seinem undankbaren Günstling Julus Antonius hatte, aller Wahrscheinlichkeit nach, oder vielmehr nur allzugewiß, tiefere, abscheulichere Absichten. Von einem Weibe, das schon längst alle Scham abgeschworen hatte, von einem jungen Ehrsüchtigen, in dessen Adern das wilde Blut des Antonius und der Fulvia schäumte, konnte, mußte man das ärgste erwarten. Eine abscheuliche Verschwörung gegen Augustus selbst — ihre Zunge erstarrte es auszusprechen — aber man hatte die stärksten Anzeigen — nur nicht gar redende Beweise — es war keine Zeit zu verlieren — man mußte sich der Schuldigen unverzüglich bemächtigen, und einer so gefährlichen Schlange wie Julia, einem beym Volke so beliebten Mitschuldigen, wie

Julus Antonius, keine Zeit lassen sich in Verfassung zu setzen."

Man wird mich fragen, welcher Gott oder Genius mir diese geheime Scene zwischen Livien und August geoffenbart habe? Ich gestehe gern, daß weder der schändliche Schmeichler des Tiberius und der Livia, Paterkulus, — noch Suetonius, der diese ganze, doch wahrlich nicht triviale Katastrophe der Familie Cäsars nur in wenigen Zeilen berührt und von Julus Antonius gar nichts sagt, — noch Tacitus, der eben so wenig von dem letztern weiß — noch Dion, der noch kürzer ist, am glimpflichsten von Julien spricht, und von dem Komplot (wovon der Verfasser der Mémoires de la cour d'Auguste als von einem ausgemachten historischen Faktum so viele Worte macht) nichts weiter sagt, als daß es ihm habe zur Last gelegt werden wollen — keiner von diesen allen hat sich auch nur einfallen lassen, die Diva Julia Augusta in diese Tragödie einzumischen. Aber in Sachen dieser Art kenne ich keinen bessern Genius, um uns auf die Spur der Wahrheit zu bringen, als denjenigen, der uns fähig macht, nach Vergleichung aller gegebenen Umstände uns so lebendig als möglich in die Entstehung einer Begebenheit, und in den Geist, den Karakter und das Interesse der handelnden Personen hinein zu denken, und, wo die Geschichtschreiber uns im Dunkeln lassen oder verwirren, im Reiche der Wahrscheinlichkeiten die Bedingungen aufzusuchen, unter welchen sich eine geschehene Sache am deutlichsten begreifen läßt. Von Julien läßt sich alles glauben, wozu flüchti-

ges Blut, leichter Sinn, ein warmes Temperament und ein Ueberfluß an Gesundheit eine junge Person von hohem Stande, guter Erziehung und glänzenden Glücksumständen bringen können: aber solche Abscheulichkeiten, wie ihr von ihrem Vater in seiner Anzeige an den Senat Schuld gegeben wurden, *) sind nur alsdann zu glauben, wenn sie aufs schärfste bewiesen worden sind. Wer hingegen von einer Frau, die für ihre eigene und ihres Sohnes Ambizion alles zu unternehmen fähig war, einer Frau, die man in sehr wahrscheinlichem Verdacht hatte, den Tod des Marcellus, der jungen Cäsarn und zuletzt des Augustus selbst befördert und beschleunigt zu haben, um dem Ungeheuer, womit sie die Welt belästigt hatte, den Weg zur Regierung zu öffnen — wer von einer solchen Frau vermuthet, daß sie auch Julien und ihre Freunde ihrem herrschsüchtigen Plane aufgeopfert habe, zumahl wenn sich das Geschehene ohne diese Voraussetzung kaum als möglich denken läßt, — der kann schwerlich beschuldiget werden, daß er seiner Einbildungskraft mehr erlaube als billig ist. Warum, wenn Livia nicht die ge-

---

*) Sie sind so, daß sie sich nur auf Lateinisch sagen lassen: „Admissos gregatim adulteros, pererratam nocturnis commessationibus civitatem, forum ipsum ac rostra in stupra placuisse, quotidianum ad Marsyam concursum, cum ex adulteris in quaestuariam versa, jus omnis licentiae sub ignoto adultero peteret. Seneca de Benefic. VI. 32.

heime und erste Bewegerin aller dieser tragischen Begebenheiten war, warum wurde alles so übereilt und unförmlich betrieben? Warum wurde nicht Sorge getragen, daß Welt und Nachwelt sich von der Gerechtigkeit eines so strengen Verfahrens gegen die Beschuldigten überzeugen könne? Warum war Augustus Richter in seiner eigenen Sache? Und warum wurde Julus Antonius so eilfertig und in geheim aus der Welt geschafft?

Man kann sich vorstellen, was für eine Wirkung es im Senat machen mußte, als ein Quästor in voller Versammlung ein Notifikationsschreiben des Imperators ablas, worin dieser dem Senat mit der Beredsamkeit eines wüthenden Zorns alle die Schändlichkeiten seiner Tochter entdeckte, die ich in der Note aus dem Seneka angeführt habe, und vermuthlich auch zugleich anzeigte, wie er diese Unthaten an ihr und ihren Mitschuldigen zu bestrafen für gut befunden habe — denn, daß in dieser ganzen Sache gesetz- und ordnungsmäßig verfahren worden sey, davon findet sich nirgends eine Spur. — Was mußten sie von ihrem beynahe schon in seinem Leben vergötterten Augustus denken, der, ohne alle Noth und gegen allen Menschensinn, die Schande seines eigenen Hauses, wovon man, wenn sie auch bekannt gewesen wäre, kaum zu murmeln sich erkühnt hätte, eigenhändig und schriftlich dem Römischen Senat und dem ganzen Erdkreise kund und zu wissen that! Ohne Zweifel erkannte ein jeder in diesem unnatürlichen Verfahren die schwere Hand einer Stiefmutter, die dem Hause Cäsars Verderben drohte: aber so gebrochen war schon in

diesen Zeiten der ehemalige Römische Geist, daß es niemand wagte, sich durch eine Vorbitte verdächtig zu machen, geschweige gegen das Verfahren selbst etwas einzuwenden.

Julia wurde in die kleine Insel Pandataria, (jetzt Santa Maria) unweit Ischia, verbannt, und mit einer empörenden Härte behandelt. Der einzige Trost, der ihr in dieser grausamen Verwandlung ihres Schicksals gegönnt wurde, war, daß es Skribonien erlaubt wurde, ihrer unglücklichen Tochter freywillig ins Elend zu folgen.

Nach einiger Zeit, sagt Seneka, ließ sichs Augustus nicht wenig gereuen, daß er in der ersten Hitze (ein brausender Jüngling von — zwey und sechzig Jahren) so weit gegangen, und dessen, was er seiner Würde und der Ehre seines Hauses schuldig war, so gröblich vergessen hatte; und da soll ihm sogar die Ausrufung entfahren seyn: Von dem allen wäre mir nichts begegnet, wenn Agrippa oder Mäcenas noch lebten! — Livia war wohl nicht zugegen, wie er diese Worte von sich hören ließ: aber sie war zu gut bedient, als daß sie ihr unbekannt geblieben seyn sollten; und man kann sich leicht vorstellen, ob sie irgend etwas vergessen haben werde, was den ohnehin von Natur grausamen Alten, in der Partey, die er nun einmahl gegen seine Tochter ergriffen hatte, bestärken konnte. Er blieb also selbst gegen die dringenden Bitten des Volkes um Juliens Zurückberufung um so unerbittlicher, je unangenehmer es der stolzen Livia seyn mußte, ihre verhaßte Rivalin so allgemein geliebt und so öffentlich bedauert zu sehen. Alles was endlich von ihm zu erhalten war,

(und auch dieß erst, nachdem er seine Tochter fünf Jahre lang in dem elenden Pandatgria hatte schmachten lassen) war, daß er ihr einen etwas erträglichern Aufenthalt zu Reggio anwies, ohne auf die immer bis zum Ungestüm wiederhohlten Bitten des Volkes, ihr gänzlich zu verzeihen und sie nach Rom zurück zu berufen, eine andere Antwort zu geben, als daß er den Römern öffentlich solche Weiber und Töchter wünschte.

Wenn noch ein Zweifel möglich wäre, daß Livia und ihr Sohn die geheimen Beweger der ganzen Maschinerie, wodurch Julia zu Grunde gerichtet wurde, waren, so müßte er verschwinden, so bald man hört, wie Tiberius sich benahm, als die Nachricht nach Rhodus kam, was sich mit seiner Gemahlin zugetragen habe, und daß seine Ehe mit ihr von Augustus aus eigner Machtgewalt aufgelöset worden sey. Er stellte sich, als ob er von allen diesen Begebenheiten nicht die geringste Ahndung gehabt habe, affektierte sehr betrübt darüber zu seyn, und ermüdete den August mit den Vorbitten, die er in allen seinen Briefen für sie einlegte. Wenigstens, bat er, möchte er ihr doch alles lassen, was er, Tiberius, ihr jemahls geschenkt hätte, um doch ihr trauriges Schicksal in etwas zu erleichtern. Aber wie ernst es ihm mit allen diesen Grimassen gewesen sey, bewies er, so bald er nach Augusts Tode zur Regierung kam. Der hartherzige Vater hatte der Unglücklichen eine kleine Pension, wovon sie nothdürftig leben konnte, ausgeworfen, die ihr, so lange er selbst lebte, richtig bezahlt wurde. Tiberius Cäsar ließ es eine der ersten Handlungen

seiner Regierung seyn, diese Pension — einzuziehen; er nahm ihr überdieß noch ein kleines Eigenthum, das ihr der Vater gelassen hatte, schloß sie zu Reggio in ein Haus ein, woraus ihr kein Schritt zu thun erlaubt war, verbot allen Menschen Umgang mit ihr zu haben, und ließ sie in diesen Umständen, nachdem er sie durch die Ermordung ihres dritten Sohnes, Agrippa Posthumus, ihrer letzten Hoffnung beraubt hatte, im Jahre 767 vor Elend und Mangel umkommen.

Die schönen Lehren, welche sich Leichtsinn und gutes Herz aus dieser Geschichte ziehen können, machen sich zu leicht von selbst, als daß ich mich dabey aufhalten sollte. Ich würde zufrieden seyn, wenn dieser kleine Versuch die Wirkung hätte, das Andenken Juliens von der Schande, womit es siebzehn hundert Jahre lang so unbilliger Weise belastet worden ist, zu erleichtern, und einen Theil derselben auf die erhabene Livia zu wälzen, die, mit aller ihren Rechtfertigkeit, in den Augen aller guten Menschen eine ganz andere Sünderin war als die schöne und unglückliche Julia, und wenn sie auch (was doch ohne allen Grund von einigen vermuthet wird,) die Korinna des leichtfertigen Ovidius gewesen wäre.

III.

Faustina die Jüngere.

Und auch du, schöne Faustina, auch Du möchtest in besserm Andenken bey der späten Nachkommenschaft dieser Markomannen, Quader und Hermundurer stehen, die dein erhabener Gemahl so oft besiegte und nie bezwang? Auch Du verlangst eine Ehrenrettung?

Wer könnte diesem arglosen, offnen, Liebe athmenden Gesichte etwas abschlagen? Ich, mit dem du bloß durch dein kaltes Gypsbild sprichst, ja, ich begreife, ich fühle es, daß es unmöglich seyn müßte nein zu dir zu sagen.

Auch dir, schönste unter allen Augusten des alten Roms, haben die Lästerzungen deiner eigenen Zeit und die undenkenden Zusammenstoppler der unsrigen übel mitgespielt! Aber gewiß hat keiner von diesen Unglücklichen weder dich selbst noch deine Büste gesehen!

Wem könnte bey diesen sanften gutartigen Zügen, bey dieser beynahe kindlichen Unwissenheit, daß etwas Süßes schädlich, etwas Angenehmes unrecht seyn könne, die aus deinem ganzen reitzvollen Gesichte spricht, Arges von dir denken? Wer könnte so unbillig seyn, dich dafür zu bestrafen, daß die Weisheit vielleicht zu wenig, die Grazien beynahe zu viel für dich gethan haben?

Doch, schon dieses Vielleicht ist mehr als irgend ein Zweifler zum Nachtheil der schönen Faustina beweisen könnte; es wäre denn, daß es — um den Ruhm einer Tochter des Antoninus Pius, einer Gemahlin des Markus Aurelius, auf immer zu vernichten — genug wäre, wenn so ein Erdensohn wie Julius Kapitolinus, oder ein historischer Romanschreiber wie Serviez, ohne Beweis, ohne Wahrscheinlichkeit, ja sogar gegen die entscheidende Stimme eines unverwerflichen Zeugen, so viel schändliche Dinge von ihr sagte als er Lust hätte.

Es wäre mehr als unbillig, wenn wir einem elenden Volksgerüchte (denn dieß ist doch der einzige Grund, worauf die Verläumdungen beruhen, womit das Andenken der schönen Faustina befleckt worden ist) so viel Gewicht beylegen wollten, daß ein bloßes „es ging die Rede" *) in einer Sache, wo der stärkste gerichtliche Beweis kaum zureichend ist, statt alles Beweises dienen könnte.

---

*) Sermo erat sagt Kapitolinus im Leben des Kaisers Luc. Verus, Kap. 10.

Das in jeder Betrachtung unwahrscheinliche Vorgeben des Dion Kassius, als ob Faustina die Empörung des Avidius Kassius gegen ihren Gemahl nicht nur heimlich befördert habe, sondern sogar die Anstifterin derselben gewesen sey, hat schon der Römische Senator und Konsul Vulkaz in seinem Leben des Avidius so gut widerlegt, daß es Ueberfluß wäre, hier mehr davon zu sagen.

Aber als eine Probe, wie weit in jenen guten Zeiten der Antonine die Freyheit des gemeinen Volkes, von seinen Fürsten alles zu schwazen was ihm einfiel, gehen durfte, und was die einen zu lügen und die andern zu glauben fähig wären, sey mir erlaubt dieses einzige Beyspiel anzuführen. Faustina, sagte man, sah einsmahls einen Trupp Gladiatoren vorbey ziehen, und verliebte sich in einen von ihnen so heftig, daß sie krank davon wurde, und sich zuletzt genöthiget fand, ihr Anliegen ihrem Gemahle zu entdecken. Der Kaiser brachte die Sache vor die Kaldäer, Diese weisen Meister gaben ihm den Rath: er sollte den Gladiator abwürgen lassen, Faustina sollte sich in dem warmen Blute desselben baden, und unmittelbar darauf ihrem Gemahl beyliegen. Der Rath wurde befolgt, die Kaiserin befand sich von ihrer Liebeskrankheit entledigt, wurde schwanger, gebar aber anstatt eines Prinzen einen — Gladiator; und so erklärte sich das Volk die Möglichkeit, wie von Markus Aurelius und Faustinen ein Kommodus habe entspringen können.

Kapitolinus gesteht zwar, daß er diese schöne Geschichte für ein Mährchen halte; hingegen erröthet er nicht, Faustinen eines Geschmacks an Bootsknechten und Gladiatoren zu beschuldigen, der sich kaum von einer Messalina, und auch von dieser nur, weil sie die Gemahlin eines Klaudius war, denken läßt. Ja, was beynahe noch ärger ist, er schämt sich nicht zu glauben, es habe Leute gegeben, die sich unterstanden hätten dem Kaiser Markus Aurelius zu rathen, er sollte Faustinen wenigstens verstoßen, wenn er sie ja nicht umbringen lassen wollte; und der Kaiser habe ihnen geantwortet: „Wenn wir unsre Gemahlin verstoßen, so müssen wir auch ihre Mitgift (nehmlich das Reich) zurück geben.“ — Als ob ein Mann von seinen Grundsätzen sich jemahls hätte einfallen lassen können, das Römische Reich für ein Eigenthum des Antoninus Pius zu halten, das dieser seiner Tochter habe mitgeben können; oder als ob Markus dadurch Kaiser geworden sey, weil er Faustinen geheirathet, und nicht vielmehr umgekehrt bloß darum Antonins Schwiegersohn geworden sey, weil er zu seinem Nachfolger am Reiche erklärt war!

Wer einen Markus Aurelius so reden lassen kann, wie sollte der Glauben verdienen, wenn er eine Faustine unter die verächtlichsten Kreaturen ihres Geschlechtes herab würdigen will? — Wie konnte der Mann so bald wieder vergessen, daß er selbst kurz vorher als ein trauriges Loos der Fürsten angemerkt hatte, „daß keiner von ihnen hoffen dürfe von bösen Nachreden

verschont zu bleiben, da sogar Markus sich habe nachsagen lassen müssen, daß er seinen Bruder Lucius Verus vergiftet habe?"

Doch warum halte ich mich bey diesen negativen Beweisen der Unschuld der schönen Faustina auf, da ich einen Zeugen derselben aufstellen kann, dessen positive Aussage von solchem Gewichte ist, daß sie kaum die Möglichkeit eines Zweifels übrig läßt? Wer hatte mehr Gelegenheit Faustinen kennen zu lernen, und wer war geschickter richtig von ihr zu urtheilen, als Markus Aurelius selbst? Würde dieser, wenn er auch nur die geringste Ursache gehabt hätte an ihrer Tugend zu zweifeln, in seinem berühmten Denkbuche unter den Glückseligkeiten seines Lebens, wofür er den Göttern den größten Dank schuldig sey,, auch diese angeführt haben: ,,daß ihm eine solche Gemahlin, so gefällig und leicht zu lenken, so zärtlich gegen ihren Mann und ihre Kinder, so einfach, genügsam und kunstlos in ihrem Betragen und in allem was ihre Person angehe, zu Theil geworden sey?" *) — Was in aller Welt hätte ihn bewegen können, in einem bloß zu seinem eigenen Gebrauch geschriebenen Denkbuche so von seiner Gemahlin zu schreiben, wenn er nicht aus Gefühl und Ueberzeugung geschrieben hätte? — ,,Er wußte Faustinens liederliche Aufführung nicht, oder er dissimulierte sie," sagt Kapitolinus. — Wie hätte er, der gewiß nichts weniger als ein schwacher Mann war, sich so

*) Marc. Aurel. L. zu Ende.

unbegreiflich in dem Karakter einer Person irren können, die so selten von seiner Seite kam, ihn sogar auf seinen Feldzügen begleitete, sogar im Lager bey ihm lebte? Und, falls etwas zu dissimulieren war, wer dissimuliert gegen sich selbst?

Ich müßte mich sehr irren, oder der Karakter den der Kaiser Markus seiner Gemahlin beylegt, und weßwegen er sich selbst in ihrem Besitz glücklich preiset, kann nicht der Karakter einer Frau seyn, die sich zu Kajeta Bootsknechten und Gladiatoren Preis giebt: und wenn ich sehe, wie schön ihr Brustbild Zug für Zug das Bild bestätiget, das der Mann, der sie am besten kennen mußte, von ihrer Sinnesart und ihren Sitten macht, und wie auffallend es hingegen von Messalinens Bildniß absticht; so könnte ich mich eben so leicht bereden lassen, daß Markus seinen Bruder vergiftet habe, als daß Faustina mit einem solchen Karakter und einer solchen Fysionomie eine zweyte Messalina gewesen sey.

Wenn nach einer so vollgültigen Wahrscheinlichkeit noch etwas nöthig wäre, das Uebergewicht gänzlich zum Vortheil der liebenswürdigen Faustina zu entscheiden, so wären es, dünkt mich, die ausserordentlichen Ehrenbezeigungen, die ihr der Römische Senat nach ihrem Tode erwies. Er lies ihr nicht nur neben ihrem Gemahl in dem Tempel der Göttin Rom eine silberne Bildsäule, sondern auch einen Altar errichten, auf welchem alle Römischen Jungfrauen an ihrem Hochzeittage opfern mußten. Auch veranstaltete er,

daß, so oft der Kaiser ins Theater kam, eine auf einem Lehnstuhle sitzende goldene Bildsäule der Faustina auf den ersten Platz, da wo sie in ihrem Leben zu sitzen pflegte, gesetzt wurde, und die vornehmsten Römischen Damen ihr zur Seite saßen. *) Und dieß that eben der Senat, der den Muth gehabt hatte, sich der Vergötterung des Kaisers Hadrianus zu widersetzen! that es in den freyen glücklichen Zeiten der Antonine, unter der Regierung des mildesten, bescheidensten, popularsten Fürsten, der jemahls gewesen ist!

Läßt es sich auch nur als möglich denken, daß dieser Senat — dem eben diese Antonine alle seine Würde wieder gegeben hatten — der Niederträchtigkeit, der allen Begriff übersteigenden Schamlosigkeit fähig gewesen wäre, die öffentliche Ehrbarkeit, die Ehre ihrer Jungfrauen und Matronen, die Ehre des Kaisers und ihre eigene, so gröblich zu schänden, und von freyen Stücken solche öffentliche Beweise der innigsten Liebe und Verehrung an das Andenken einer Person zu verschwenden, deren bloßer Anblick das Auge einer Jungfrau und Matrone verunreiniget hätte, wenn sie das gewesen wäre, wozu die Unbesonnenheit einiger Historienschreiber sie zu machen gesucht hat? Was müßte der Römische Senat gewesen seyn um einer zweyten Messalina nach ihrem Tode solche Ehren zu erweisen? Oder was der Kaiser Markus, um es zu dulden?

---

*) Dion Kassius, B. II. Kap. 31.

Man erlaube mir noch hinzu zu setzen: welch ein trauriges Gefühl muß der Gedanke an die unselige Geneigtheit zu verleumden, und der Verleumdung Gehör zu geben, die ein so häßlicher Flecken an der menschlichen Natur ist, in einem jeden erwecken, der nicht auf eine gänzliche Vergessenheit bey der Nachwelt rechnen kann, — wenn bloße Sagen und Gerüchte mehr Glauben finden, als solche Zeugnisse!

Bayerische Staats-Bibliothek München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wieland, Christoph Martin, 1733-1813

C. M. Wielands sämmtliche Werke

Bd.: 24. Vermischte Aufsätze literarischen, filosofischen und historischen Inhalts: Sendschreiben an eine

Carlsruhe 1815

P.o.germ. 1894 l-24
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10125137-7